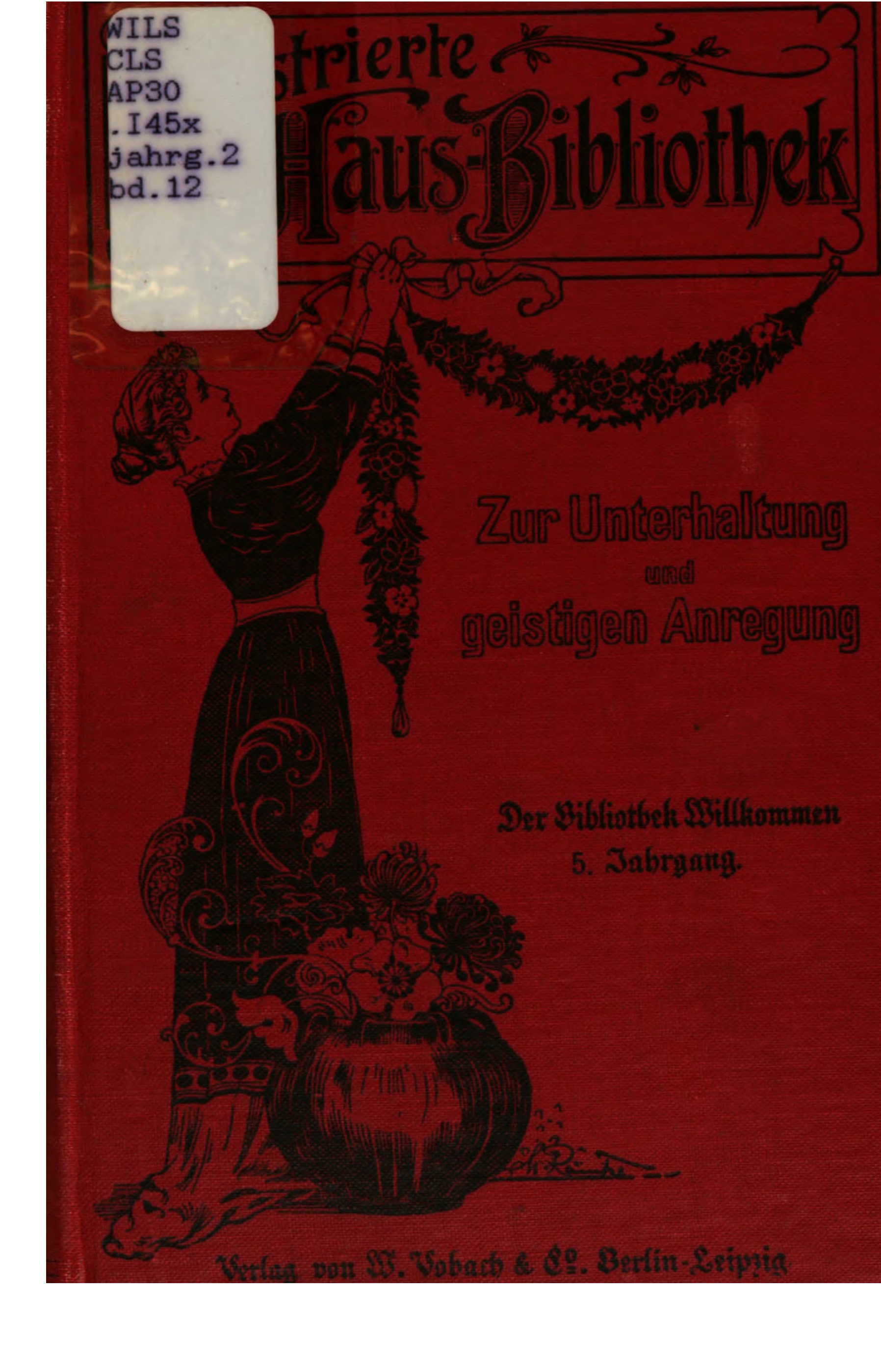


WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.12
strierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin-Leipzig

Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II

1902



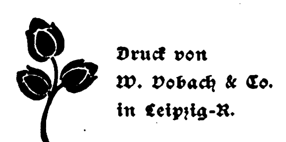
Ein guter Kamerad. Nach einem Gemälde von Rudolf Trache.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung . . .
und geistigen Anregung

Band XII

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung.

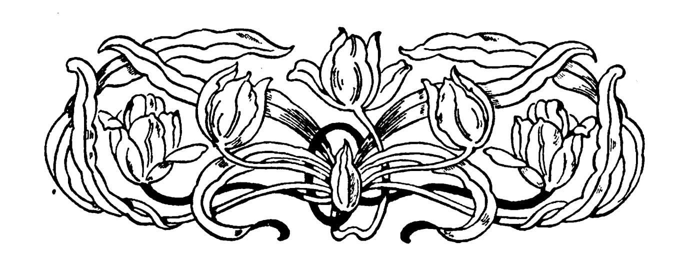


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von Reinhold Ortmann.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.



Aus der alten Gasse im Innern der Stadt war Dolly Förster in eine der neuen, vornehmen Straßen des Westens gezogen, wo man durch die verschwenderische Anwendung von unechter Vergoldung und gipsernem Stuck dem Innern der Häuser ein so bestechendes, „palastartiges" Aussehen zu geben weiß. Für eine Wohnung nach der Straße freilich reichten ihre Mittel nicht aus, sondern sie hatte sich im dritten Stock eines sogenannten Gartenhauses eingemietet, wo die Vergoldungen noch unechter, die Stuckverzierungen noch hinfälliger waren und wo sie keine andere Aussicht hatte als den Blick auf einen viereckigen, gepflasterten Hof, dem zwei kümmerlich schmale Rasenstreifen etwas Gartenähnliches verleihen sollten.

Hier lebte sie in einer beständigen stillen Fehde mit der durch ihre Gesangsübungen gestörten Nachbarschaft — einer Fehde, die wohl schon längst mit ihrer Niederlage und ihrem unfreiwilligen Auszuge geendet hätte, wenn sie nicht in den Männern ebenso warme Verteidiger und standhafte Bundesgenossen gehabt hätte, als ihr die Frauen erbitterte und unversöhnliche Feindinnen waren. Es hatte sie nicht viel Mühe ge-

kostet, sich dieses Beistandes zu versichern; denn sie hatte noch mit keinem ihrer opfermütigen Beschützer auch nur ein einziges Wort gewechselt. Ein freundlicher Augenaufschlag bei zufälligen Begegnungen auf der Treppe, ein kleines, liebenswürdiges Lächeln bei der stummen Erwiderung eines Grußes waren die einzigen Bestechungsmittel gewesen, deren sie sich bedient hatte. Und doch hatten diese mehr als bescheidenen Gunstbeweise hingereicht, die Herzen einiger sonst musterhaft fügsamer Ehegatten mit einer Widerstandskraft zu wappnen, an der alle Aufwiegelungsversuche der erzürnten Lebensgefährtinnen machtlos abprallten.

An kleinen Unannehmlichkeiten und Nadelstichen von seiten der weiblichen Nachbarschaft fehlte es natürlich trotzdem nicht; aber Dolly bewahrte ihnen gegenüber eine stolze Gelassenheit, die jeden derartigen Versuch unfehlbar mit einer Beschämung für seine Urheberin endigen ließ.

Sie nahm von ihrer Umgebung keine Notiz und unterhielt keinen Verkehr. Auch die scharfblickendsten unter ihren Feindinnen, die beständig auf der Lauer lagen, um aus dem Ergebnis ihrer Wahrnehmungen endlich eine wirksame Waffe gegen die schöne Sängerin zu schmieden, hatten bisher nichts entdecken können, was sich zu ihrem Nachteil ausnutzen ließ. Und man verzieh ihr diese Tadellosigkeit ihres Lebenswandels natürlich noch weniger als ihre goldhaarige Schönheit und den süßen Schmelz ihrer wundervollen Stimme.

In der That hatte Dolly ihrem Verlobten bisher nur ein einziges Mal gestattet, ihre Wohnung zu betreten. Ihre Zusammenkünfte beschränkten sich auf gelegentliche kurze Besuche, die sie ihm während der Nachmittagsstunden in seinem Atelier abstattete, und auf gemeinsame Spaziergänge in den abgelegensten Teilen der öffentlichen Parkanlagen, wo sie ziemlich sicher sein konnten, von keinem Bekannten gesehen zu werden.

Aber nicht Erichs, sondern Dollys Wünsche waren es, denen durch diese ängstlich beobachtete Heimlichkeit Genüge geschah. Es war ihm ebenso wenig gelungen, ihre Einwilligung in eine öffentliche Bekanntgabe ihres Verlöbnisses zu erhalten, als er eine bestimmte Erklärung über den Zeitpunkt ihrer endlichen Vereinigung von ihr zu erlangen vermocht hatte. Sie schien sich vollkommen glücklich zu fühlen in einem Zustande,

der für Erich nachgerade zu einer fast unerträglichen Qual geworden' war. Und so sicher wußte sie sich ihrer Macht über ihn, daß es sie nicht im mindesten beunruhigte, wenn er hier und da an seinen Ketten zu rütteln und sich gegen ihre Art, ihn zu behandeln, aufzulehnen versuchte.

„Ich muß vor allem meine künstlerische Ausbildung zu einem gewissen Abschluß bringen," war die einzige Erklärung, zu der sie sich in solchen Augenblicken verstand. „Noch ehe ich dich kennen lernte, hatte ich mir gelobt, mich in diesem Vorhaben durch nichts beirren zu lassen. Und du kannst unmöglich etwas Tadelnswertes darin finden, daß ich die Gewohnheit habe, meinen Grundsätzen treu zu bleiben."

Es half ihm nichts, wenn er sie darauf hinwies, daß diese Studien, die sie während der letzten Monate in der That mit außerordentlicher Energie betrieben hatte, im Grunde eine höchst überflüssige Zeitvergeudung seien, da er ihr ja doch niemals gestatten würde, als Opernsängerin die Bühne zu betreten. Ihr Wille war unerschütterlich, und der seinige nur allzu schwach, wenn sie die Waffen ihrer verführerischen Schönheit ins Feld führte, um ihn zu brechen.

Auch an diesem Morgen hatte Fräulein Dolly schon seit einer Stunde mit kurzen Unterbrechungen ihre Koloraturen und Triller geübt. Aber sie war heute ausnehmend unzufrieden mit sich selbst. Und nachdem ihr eine besonders schwierige Tonfigur, die sie sonst mühelos bewältigt hatte, zum drittenmal verunglückte, warf sie den Deckel des schlechten Mietsflügels unwillig zu und ließ sich mit verdrießlicher Miene in einen Stuhl fallen.

„Wie langweilig das ist!" seufzte sie. „Wahrhaftig, ich werde mich doch endlich zu dem Entschluß aufraffen müssen, irgendwie ein Ende zu machen — so oder so!"

Sie griff nach dem Cigarettenkästchen, das ihr in Stunden des Alleinseins längst unentbehrlich geworden war, und hüllte sich in duftige, blaue Rauchwolken ein, während ihre leicht zusammengezogenen Brauen und die kleine, scharfe Linie an den Nasenflügeln verrieten, daß die Gedanken, denen sie sich hingegeben hatte, nicht eben die sonnigsten und erfreulichsten seien.

Es klopfte, und das halbwüchsige Mädchen, das bei ihrer Wirtin die Dienste einer Aufwärterin versah, übergab Dolly zwei eben eingelaufene Briefe.

Das Gesicht der jungen Sängerin wurde noch verdrießlicher, als sie den ersten von ihnen ansah. Er trug den Poststempel Zürich, und sie hatte nur einen Blick auf die ungleichmäßige, nervöse Handschrift der Adresse zu werfen brauchen, um den Absender zu erraten. Mit einer zornigen Handbewegung, wie wenn man etwas Verhaßtes und Widerwärtiges von sich schleudert, warf sie ihn uneröffnet auf den Tisch. Aber auch der Anblick des andern vermochte die Wolke nicht von ihrem Antlitz zu scheuchen. Sie wußte, daß er von Erich kam, und sie hätte wohl einigermaßen neugierig sein sollen auf seinen Inhalt. Denn ihr Verlobter hatte ganz gegen seine Gewohnheit seit drei Tagen nichts von sich hören lassen, und sie konnte nicht zweifeln, daß ihr dieser Brief Aufklärung bringen würde über die Ursache seines Schweigens. Trotzdem schien sie nicht neugierig und drehte ihn lange unschlüssig zwischen den Fingern, ehe sie langsam und sichtlich mit einem gewissen inneren Widerstreben den Umschlag aufriß. Ein auf allen vier Seiten eng beschriebener Briefbogen war es, den sie entfaltete. Und schon die Anrede, die nicht „Angebeteter Schatz!“ oder „Mein geliebtes Leben!“ — sondern sehr kurz und kühl „Liebe Dolly!“ lautete, mußte sie auf Unerfreuliches gefaßt machen.

Aber sie war nicht überrascht. Gewisse Eigentümlichkeiten in Erichs Benehmen hatten sie schon bei ihrer letzten Zusammenkunft vor vier Tagen argwöhnen lassen, daß er sich mit irgend welchen großen Entschlüssen in Bezug auf ihr Verhältnis trug. Und sie glaubte auch zu erraten, worin diese Entschlüsse, für deren Ausreifung es einer so langeu Zeit bedurft hatte, bestehen würden.

Ohne jede Spannung, beinahe gleichgültig, glitten ihre Augen über die ersten Zeilen hinweg. Dann aber funkelte es plötzlich wie Erstaunen oder Erschrecken in ihnen auf, und die feinen Nasenflügel der Sängerin vibrierten in heftiger Erregung, während sie ihre Lektüre beendete.

Das war allerdings etwas ganz anderes, als sie erwartet hatte — und sie mußte mehrere Stellen des Briefes zweimal

lesen, ehe sie wirklich daran glauben konnte, daß es ihr fügsamer Freund, der willenlose Sklave ihrer zaubermächtigen Schönheit war, der so zu ihr zu reden wagte.

Denn Erich von Brunneck hatte geschrieben:

„Liebe Dolly! Ich habe Dich aufsuchen wollen, um mit Dir von Angesicht zu Angesicht über diese bitter ernsten Dinge zu reden. Aber an der Thür Deines Hauses bin ich zweimal wieder umgekehrt, weil es mir an Mut gebrach. Und vielleicht nicht so sehr an Mut als an Vertrauen in meine Kraft. Ich wußte ja, welchen Verlauf alle unsere früheren Unterredungen über den nämlichen Gegenstand genommen und wie wenig selbst meine festesten Vorsätze mich davor geschützt hatten, in schwächlicher Nachgiebigkeit Deinem Willen zu erliegen. Diesmal aber könnte von solcher Nachgiebigkeit nicht mehr die Rede sein. Es wäre zu Deinem Verderben wie zu meinem. Daß ich seit der Erkenntnis der unerbittlichen Notwendigkeit noch mehrere Tage habe verstreichen lassen, ehe ich sie Dir offenbare, mag Dir ein Beweis dafür sein, wie reiflich und gründlich ich alles erwogen. Ich habe schwer gekämpft; aber ich habe keinen anderen Ausweg aus dieser Wirrnis finden können als den, Dir Deine Freiheit zurückzugeben und die meinige von Dir zu erbitten. Wir sind in einem Irrtum gewesen — beide, Du und ich — und wir müssen uns aus seinen Banden losmachen, ehe sie uns erdrosseln. Ich sehe den zürnenden Blick Deines Auges, während es auf diesen Zeilen ruht, aber ich kann trotzdem nichts zurücknehmen von dem, was ich geschrieben. Ein verhängnisvoller Irrtum war es, als ich mich stark genug glaubte, zu der Sorge um meine eigene Zukunft noch die Verantwortung für ein anderes Menschenlos auf meine Schultern zu nehmen. Und selbst wenn heute nichts anderes zwischen uns stände als dies, müßte ich es für eine sträfliche Leichtfertigkeit halten, die Dinge in den bisherigen Geleisen weiter gehen zu lassen. Ich bin kein Künstler — und auch wenn es mir gelänge, mich noch einmal in die alten Illusionen einzuwiegen, würde dem erneuten Anlauf unfehlbar nur eine neue Enttäuschung folgen. Mit meinem vermeintlichen Malerberuf ist es vor-

bei — für immer vorbei. Und die grausame Erkenntnis hat mich so viel von meinem Lebensmut und von meinen Lebenshoffnungen gekostet, daß ich an der Möglichkeit verzweifeln muß, mir auf den Trümmern meiner zweimal zusammengebrochenen Existenz nun zum dritten Male ein neues Dasein aufzubauen. Wohin mein armseliges Schifflein treiben wird, ich weiß es nicht, und ich bin in meiner gegenwärtigen Gemütsverfassung nicht einmal fähig, darüber nachzudenken. Wie dürfte ich mich da vermessen, noch länger ein anderes Schicksal mit dem meinen zu verknüpfen! Es wäre zugleich Thorheit und Verbrechen. Mein Konto aber ist in dieser Hinsicht wahrlich schon schwer genug belastet, als daß ich die Schuldsumme freventlich noch weiter vergrößern sollte.

Vielleicht hätte ich mich damit begnügen sollen, Dir Vorstehendes als den einzigen Grund meines Entschlusses mitzuteilen. Aber Du hast ein Recht auf die ganze Wahrheit. Und es soll in diesem entscheidungsschweren Augenblick nichts Unausgesprochenes zwischen uns bleiben.

Wir müssen uns trennen, Dolly, nicht nur, weil ich ein trauriger Schwächling bin, der sich von den Wellen des Lebens haltlos bald hierhin, bald dorthin werfen läßt, sondern auch, weil ich es längst verlernt habe, an die Wahrhaftigkeit Deiner Liebe zu glauben. Das ist der andere Irrtum, der uns verhängnisvoll geworden ist — und dieser war ausschließlich bei Dir. Deine vermeintliche Neigung für mich war von allem Anbeginn nichts als eine Laune und ein Spiel — eben gut genug, eine kurze Spanne Deines Daseins angenehm auszufüllen.

Früher oder später — dessen bin ich gewiß — würdest Du das Gefallen an diesem Spiel verloren und das langweilig gewordene Spielzeug für immer beiseite geworfen haben, unbekümmert darum, wieviel Du an ihm zerbrochen und zerstört hattest. Könntest Du mir zürnen, wenn ich mir in all dem unaufhörlichen Kämpfen und Unterliegen doch noch einen winzigen Rest von Selbstachtung bewahrt hätte, der mir verbietet, geduldig diesen Augenblick des Ueberdrusses abzuwarten, und der mich bestimmt, mit festem Entschluß — wenn auch vielleicht mit blutendem Herzen — ein Band zu lösen, in dessen Beständig-

keit ich kein Vertrauen mehr zu setzen vermag? Du wirst mir die Anerkennung nicht versagen können, daß ich ein gläubiger und fügsamer Liebhaber gewesen bin, der sich demütig von Deinen wechselnden Launen quälen ließ, selbst wenn es nur auf Kosten seiner Manneswürde geschehen konnte. Ich habe Dir rückhaltlos mein ganzes vergangenes Leben offenbart und habe mich nicht dagegen aufgelehnt, als Du mir verbotest, dem Deinigen nachzuforschen. Ich habe den quälenden Zweifeln Schweigen geboten, die Deine Zurückhaltung immer aufs neue in mir wachrufen mußten, und ich habe wie ein Bettler von den Brosamen der Zärtlichkeit gelebt, die Du mir hier und da gnädig zu teil werden ließest, wenn Dein Wankelmut, Deine Kälte, Deine oft geradezu empörende Gleichgültigkeit mich bis an den Rand der Verzweiflung gebracht hatten. Ich habe meine besten Kräfte vergeudet in diesem grausamen Spiel, und ich habe darüber schließlich den Boden unter den Füßen verloren. Nun aber ist's an der Zeit, eine Ende zu machen, es koste mich, was es wolle. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, und ich fordere von Dir ein Gleiches. Wir wollen versuchen, das Erlebnis dieses halben Jahres für einen aufregenden Traum zu halten, der beglückend und verheißungsvoll begonnen, um mit dem wehmütigen Ausklang der Entsagung zu enden. Ohne Groll und Bitterkeit wollen wir scheiden, nachdem wir erkannt haben, daß es uns durch äußerliche wie durch innere Gründe versagt ist, einander glücklich zu machen. Um Deine Zukunft ist mir nicht bang, denn Du besitzest ja das Zaubermittel, Dir die Herzen der Männer unterthan zu machen, wo immer es Dir gefällt. Und Du wirst Dich seiner bald genug von neuem bedienen, dessen bin ich gewiß. Mögen denn Glück und Erfolg Deine treuen Gefährten bleiben bis an das Ende Deines Lebens. Uud möge keine lästige Erinnerung Dir je die Freude am Genuß des Augenblicks vergällen. Das ist der Wunsch, mit dem ich mein letztes Lebewohl begleite — ein Lebewohl auf immer.

Willst Du mir antworten, so mag es auf demselben Wege geschehen, den ich für diese Erklärung gewählt habe. Denn ein nochmaliges Wiedersehen wäre wohl nur eine nutzlose Qual für uns beide. Aber auch Dein Schweigen würde eine

Antwort sein, die ich zu deuten und mit der ich mich zu bescheiden weiß.

Dein unglücklicher Freund Erich von Brunneck."

Der letzte Teil des Briefes war so unleserlich geschrieben, daß Dolly Mühe gehabt hatte, ihn zu entziffern. Nun warf sie mit einem kurzen Auflachen, das sicherlich nicht der Ausdruck einer heiteren Gemütsstimmung war, das Blatt zu Boden und durchmaß ein paarmal mit raschen Schritten das Zimmer. Das wechselnde Mienenspiel ihres Antlitzes verriet, wie stürmisch hinter der weißen Stirn die Gedanken arbeiteten, und wie schwer es ihr fiel, zu einem bestimmten Entschluß zu gelangen.

Da fiel im Vorübergehen ihr Blick auf den zweiten Brief, dessen Dasein ihr in der Aufregung über Erichs unerwartete Absage ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war. Und jetzt zögerte sie nicht mehr, auch ihn zu erbrechen. Die Mitteilung, die er enthielt, war im Gegensatz zu jener langen Herzensergießung sehr kurz. Sie war in französischer Sprache abgefaßt und lautete:

„Ich rufe Dich heute zum letztenmal. Bist Du binnen einer Woche nicht hier bei mir in Zürich, so werde ich kommen, Dich zu holen. Und versuche nicht, mir zu entschlüpfen. Wo immer Du Dich verbergen könntest, ich werde Dich zu finden wissen. Und diesmal, das schwöre ich Dir, würdest Du umsonst alle Deine Künste verschwenden, mich zu hintergehen."

Der Brief zeigte weder eine Anrede noch eine Unterschrift: aber Dolly wußte gut genug, von wem er kam. Und sie wußte auch, daß der, der ihn geschrieben, sehr wohl der Mann war, seine Drohung zur Ausführung zu bringen. Wenn sie bis dahin noch im Zweifel gewesen war, wie sie sich der Erklärung Erichs gegenüber zu verhalten habe, so hatte der lakonische Befehl, den ihr in demselben Augenblick jener andere zukommen ließ, mit einem Schlage ihrer Ungewißheit ein Ende bereitet.

Sie stellte ihre nervöse Wanderung durch das Zimmer ein, riß beide Briefe in Stücke und zündete die in den Ofen geworfenen Fetzen mit einem Streichholz an, das Zerstörungswerk

der züngelnden Flamme mit den Augen verfolgend, bis nur noch ein winziges Häuflein schwarzer, knisternder Asche übrig geblieben war.

Dann aber ging sie in ihr anstoßendes Schlafgemach und kleidete sich um, langsam und sorgfältig, wie wenn es ihr heute mehr denn je darauf ankäme, schön zu sein. Wohl war es nur ein einfaches Promenadenkostüm, das sie gewählt hatte; aber das nach englischem Schnitt gefertigte Kleid saß wie angegossen auf ihrem herrlich gebildeten Körper. Und als sie nach Verlauf einer halben Stunde noch einmal vor den hohen Toilettenspiegel trat, um sich prüfenden Blickes vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten, durfte sie wahrlich vollkommen zufrieden sein mit dem entzückenden Bilde, das ihr die krystallene Fläche zurückwarf. Die heftige Gemütsbewegung hatte keine entstellende Spur in ihrem Antlitz zurückgelassen, und das siegesgewisse Aufleuchten in ihren wundervollen Nixenaugen schien zu sagen:

Nun wollen wir sehen, ob ich wirklich noch das Zaubermittel besitze, mir die Herzen der Männer unterthan zu machen, wann es mir gefällt.

Neunzehntes Kapitel.

Beim ersten Morgengrauen hatte Erich von Brunneck seinen zehnmal begonnenen und ebenso oft wieder zerrissenen Brief an Dolly beendet. Und auf der Stelle war er hinunter gegangen, ihn in den Kasten zu werfen, als fürchte er, der schwer erkämpfte Entschluß könnte ihn wieder gereuen, wenn er bis zum Anbruch des Tages mit seiner Ausführung warte.

Nun war es geschehen. Und seine erste Empfindung, als das inhaltsschwere Billet seinen Fingern entglitten war, glich fast einem Gefühl freudiger Erleichterung, als sei ihm eine schwere Sorge vom Herzen genommen worden. Aber diese Regung ging schnell vorüber, und an ihre Stelle trat eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles, was nun noch weiter erfolgen konnte. Es war so wenig Furcht als Genugthuung, was nach diesem entscheidenden Schritt in seiner Seele zurückgeblieben war. Eine öde, trostlose Leere war in ihm wie um

ihn her. Das fahle Grau des langsam heraufziehenden Wintermorgens war ein getreues Abbild der Stimmung, die ihn beherrschte.

In seine Wohnung mochte er nicht zurückkehren, denn er wußte, daß er nun doch keinen Schlummer mehr finden würde. Und was hätte er sonst da oben in seinem Atelier beginnen sollen, jetzt, wo er auf Grund eigener Entschließung aufgehört hatte, ein Maler zu sein, und wo er das Handwerkszeug der Kunst, in der er nach seiner Ueberzeugung zeitlebens nur ein elender Stümper geblieben wäre, nicht ohne ein Gefühl der Beschämung und des Widerwillens ansehen konnte!

Ohne die empfindliche, ja schneidende Morgenkälte zu spüren, ging er aufs Geratewohl durch die Straßen, in denen sich allgemach die Aeußerungen neu erwachenden großstädtischen Lebens bemerklich machten. Und da er in seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung nicht Energie genug hatte, sich an irgend einem tröstlichen Vorsatz für die Zukunft aufzurichten, beschäftigten seine Gedanken sich ausschließlich mit der Vergangenheit — mit dieser Vergangenheit, die in Wahrheit jetzt hinter ihm zu liegen schien wie ein wüster, noch in der Erinnerung peinigender und bedrückender Traum.

Denn er hätte sie fast an den Fingern herzählen können, die Stunden reinen, ungetrübten Glückes, die er seinem Verlöbnis mit Dolly zu danken gehabt. Und sie waren vorüber gegangen wie eine Fata Morgana, ohne eine Spur zu hinterlassen; während sich seiner Seele unauslöschlich das Gedächtnis eingeprägt hatte an alle die zahllosen Qualen und Bitternisse, deren Ursache seine Leidenschaft für die schöne Kokette gewesen war.

Aber es war, als hätten diese Erinnerungen jetzt ihren Stachel für ihn verloren. Obwohl der Brief, der seine Sklavenketten zerbrechen sollte, noch nicht einmal in Dollys Händen war, schien ihm doch die Zeit seiner Knechtschaft schon weit, weit zurück zu liegen. Und er betrachtete das lange Martyrium dieses Verlöbnisses so kühl und nüchtern, als wäre er durch ein halbes Menschenleben von ihm getrennt.

Durfte er denn in Wahrheit Dolly allein verantwortlich machen für alles, was er während dieser letzten Monate ge-

litten? Lag nicht ein großer, vielleicht sogar der größere Teil der Schuld auch bei ihm? Und hatte er ein Recht gehabt, die Wahrhaftigkeit ihrer Liebe anzuzweifeln, ihr Launenhaftigkeit und Wankelmut zum Vorwurf zu machen, während sein Gewissen ihn nicht freisprechen konnte von der Anklage, ihr in seinen geheimsten Gedanken mehr als einmal die Treue gebrochen zu haben?

Denn ihre Macht über ihn war nur dann eine völlig schrankenlose gewesen — das heiße Begehren nach ihrem Besitz hatte mit elementarer Gewalt nur dann Besitz von ihm ergriffen, wenn sie körperlich und lebendig vor ihm stand, wenn ihre Schönheit ihn trunken machte, wenn ihr lockendes Nixenlachen und der Sirenenklang ihrer Stimme seine Sinne verwirrte.

Dann freilich hatte es für ihn auf der ganzen weiten Welt nichts anderes gegeben als sie, keine Seligkeit als die Seligkeit in ihren Armen — und kein Unglück als das Unglück, sie zu verlieren.

Aber es war jedesmal nur ein Rausch gewesen. Und jedesmal war ihm die Ernüchterung gefolgt, wenn der Reiz, der ihn hervorgerufen, nicht mehr auf Erich wirkte. Er hatte sich manchmal geradezu vor dem Alleinsein gefürchtet, weil er wußte, daß sich in solchen Stunden immer wieder ein anderes Bild vor das Bild der Geliebten drängte, und daß zu allen anderen Kämpfen und Wirrnissen seiner vergebens nach Ruhe ringenden Seele sich auch noch dieser quälende Zwiespalt gesellte, der ihn an seiner eigenen Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit zweifeln machte.

Mit keiner noch so energischen Anstrengung des Willens hatte er die ständige Erinnerung an seine Cousine Magda aus seinem Herzen bannen können. Und keine sophistisch erklügelte Rechtfertigung seines Verhaltens gegen sie hatte der Gewißheit, daß sie ihn verachtete, ihren bohrenden Stachel genommen.

Immer reiner, immer verklärter hatte sich die Vorstellung von ihrer Persönlichkeit und ihrem Wesen in seiner Einbildung gestaltet. Er hatte sie seit jenem Besuche in seinem Atelier nicht wiedergesehen; aber es verging trotzdem kein Tag und keine Stunde, wo sie nicht greifbar deutlich vor ihm gestanden hätte, ganz so, wie sie an dem unglückseligen Morgen zum letztenmal seinem leiblichen Auge erschienen war.

Und er hatte sich nicht damit begnügt, nur an sie zu denken, sondern er hatte zweimal den Versuch gemacht, wieder eine Brücke zu schlagen über die Kluft, die sie von ihm trennte.

Aus ihrem durch einen bloßen Zufall verspätet eingetroffenen Briefe, der ihm damals ihren Besuch hatte ankündigen sollen, wußte er ja, wo sie sich befand. Mit einem gewissen freudigen Stolz hatte sie ihm in jenem Schreiben mitgeteilt, daß es ihr endlich gelungen sei, das Widerstreben ihres Vormundes gegen ihre Zukunftspläne zu besiegen und seine Einwilligung in eine Wiederaufnahme ihrer unterbrochenen Studien zu erlangen. Es sei ihre Absicht, zunächst die noch vorhandenen Lücken in ihren Vorkenntnissen auszufüllen und dann eine Schweizer Universität zu beziehen, um sich durch ernstes Fachstudium für irgend einen Lebensberuf tüchtig zu machen. Da sie sich doch niemals entschließen würde, auf dem Lande zu leben, und da auch die wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem von ihrem Vater ererbten Gute nicht die besten seien, habe Herr von Rocholl ihrer Bitte zugestimmt, Oesterhof für sie zu verkaufen, und sie werde also in der Wahl ihrer Lebensaufgabe wie ihres künftigen Aufenthalts nicht mehr wie bisher durch die lästige Rücksicht auf dies Besitztum, das doch nur noch schmerzliche Erinnerungen in ihr hätte wachrufen können, behindert sein. In Berlin, wohin sie in Begleitung einer älteren Verwandten des Rochollschen Hauses käme, wolle sie zunächst in einem ihr empfohlenen Pensionat Wohnung nehmen, um sich dann ein passendes Unterkommen in einer anständigen Familie zu suchen. Sie freue sich herzlich auf das Wiedersehen, hatte sie diesen in ihrer gewohnten klaren und phrasenlosen Weise gemachten Mitteilungen hinzugefügt, und sie hoffe, daß sie einander in ihren Arbeiten gegenseitig würden nützlich und förderlich sein können.

Ihre Freude wie ihre Hoffnungen waren durch das, was sie bei ihrem Besuche hatte wahrnehmen und erleben müssen, nun freilich gründlich zerstört worden. Und Erich kannte ihren Charakter gut genug, um zu wissen, wie gering seine Aussicht sei, sie zu versöhnen. Aber er konnte die Vorstellung nicht ertragen, daß sie ihn für schlechter und ehrloser hielte, als er's verdiente, und darum hatte er den Versuch einer brieflichen Aufklärung gemacht, die nach Möglichkeit auch seine Rechtfertigung

sein sollte. Er hatte sie zugleich um eine persönliche Unterredung gebeten und um die Erlaubnis, sie mit seiner Braut näher bekannt zu machen. Aber Magdas Antwort hatte ihm eine bittere Enttäuschung bereitet, denn sie war eine Ablehnung gewesen in kühlster und bestimmtester Form. Er habe nicht nötig, schrieb sie, sich ihr gegenüber zu verteidigen oder ihr über sein Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen; zur Anknüpfung neuer Bekanntschaften aber fehle es ihr an Zeit wie an Neigung, da sie sich während ihres Berliner Aufenthalts angestrengter Arbeit zu widmen gedenke.

Seine Bitte um eine Zusammenkunft hatte sie überhaupt keiner Erwiderung gewürdigt. Und wenn Erich sich bis dahin noch irgendwelche Illusionen hinsichtlich einer Aussöhnung gemacht hatte, so mußten sie durch den Inhalt und die Fassung dieses Schreibens auf das unbarmherzigste zerstört werden.

Anfangs hatte er denn auch in einer Aufwallung zornigen Trotzes gemeint, es möge also in Gottesnamen alles zu Ende sein zwischen ihnen. Aber sein Trotz hatte ihn nicht lange zu wappnen vermocht gegen die nagenden Vorwürfe seines Gewissens und gegen eine sehnsüchtige Stimme in seinem Herzen, die immer wieder nach einer Annäherung verlangte.

Ohne Vorwissen Dollys, der er auch von dem Briefwechsel kein Wort verraten, hatte er sich einige Wochen später in jenem Pensionat nach dem Verbleib seiner Cousine erkundigt. Und dann war er viele Tage lang in den Abendstunden, wenn, wie er meinte, sein häufiges Erscheinen keine Aufmerksamkeit erregen konnte, durch die ihm bezeichnete Straße gewandert, immer in der Hoffnung, daß ein glücklicher Zufall Magda in seinen Weg führen würde.

Aber der Zufall war ihm nicht zu Hilfe gekommen, und er hatte sie nicht gesehen. Da, an einem Tage, der ganz erfüllt gewesen war von quälenden Herzenskämpfen und von bitteren Zweifeln an der Zulänglichkeit seiner künstlerischen Talente, hatte er in unwiderstehlichem Verlangen nach einer mitfühlenden Menschenseele, der er sich ganz hingeben und vertrauen dürfe, alle seine bisherige Scheu von sich geworfen und war ungestüm pochenden Herzens in jenes dritte Stockwerk

emporgestiegen, wo nach den ihm gewordenen Mitteilungen Magda wohnen sollte.

Man hatte ihm gesagt, daß er recht berichtet sei, und auch, daß er sie anwesend fände. Aber das Dienstmädchen, dem er seine Karte übergeben hatte, war nach Verlauf einiger banger Minuten mit dem Bescheide zurückgekehrt, Fräulein von Brunneck müsse bedauern, keinen Herrenbesuch empfangen zu können und lasse, falls es sich um etwas sehr Wichtiges handeln sollte, um eine schriftliche Mitteilung bitten.

Wie ein abgewiesener Bettler war er von dannen gegangen, und seit jenem Tage hatte er keinen Versuch mehr gemacht, Magda zu versöhnen.

Aber die Sehnsucht nach ihr war nicht aus seinem Herzen gewichen. Sie hatte alle Exaltationen seiner Leidenschaft für Dolly überdauert, und sie war niemals stärker gewesen als an diesem grauen Morgen, der ihm den so wenig hoffnungsfreudigen Beginn eines neuen Lebens bedeuten sollte. —

Ohne zu wissen, auf welchem Wege er dahin gelangt war, sah sich Erich in der Straße Unter den Linden und vor den großen Spiegelscheiben eines vornehmen Kaffeehauses, dessen Pforten für die einer Erfrischung bedürftige „Lebewelt“ die ganze Nacht hindurch geöffnet waren. Er erinnerte sich, daß er seit gestern Mittag nichts genossen habe, und trat ein, um an einem der Marmortischchen in möglichst weiter Entfernung von der Straße Platz zu nehmen.

Das Frühstück, das ihm ein übernächtig aussehender Kellner brachte, rührte er allerdings auch jetzt nicht an, wohl aber griff er mechanisch nach einem der Blätter, die der diensteifrige Zeitungsgroom neben ihn auf den Stuhl gelegt hatte.

Es waren die „Hamburger Nachrichten“, und sein Blick fiel zuerst auf eine der mit zahllosen Anzeigen bedruckten Inseratenseiten. Gleichgültig, ohne zu wissen, was er las, ließ Erich die Augen über das krause Durcheinander von Ankündigungen und Gesuchen dahingleiten, bis sie an einer Annonce haften blieben, die ihn um ihrer eigentümlichen Fassung willen für einen Moment interessierte. Denn sie lautete:

„Gesucht werden tüchtige und arbeitswillige Hilfskräfte, möglichst mit Kenntnissen und Erfahrungen im Ingenieurfach,

für ein neues industrielles Unternehmen, dessen Lage zur Zeit die Zahlung größerer Gehälter noch nicht gestattet. Für stellenlose Ingenieure, ehemalige Genieoffiziere usw. bietet sich indessen hier die Möglichkeit, durch Fleiß und rückhaltlose Hingabe an eine ohne Zweifel aussichtsreiche Schöpfung nach und nach eine günstige und geachtete Lebensstellung zu erringen. Nur Reflektanten, die sich die dazu erforderliche Ausdauer zutrauen und die bereit sind, ihre Ansprüche für den Anfang auf das bescheidenste Maß herabzusetzen, wollen sich unter genauer Angabe ihrer persönlichen Verhältnisse und ihrer bisherigen Thätigkeit melden bei Asmus Christensen, Hamburg, Rödingsmarkt 67."

Da hätten wir ja vielleicht etwas für mich! dachte Erich in bitterer Selbstironie. Der Mann, der seine Leute mit schönen Aussichten auf eine nebelhafte Zukunft zu bezahlen gedenkt, spekuliert ja ganz unverkennbar auf schiffbrüchige Existenzen meines Schlages. Und für das zweifelhafte industrielle Unternehmen des Herrn Asmus Christensen würden meine Fähigkeiten am Ende noch ausreichen. —

„Ist's möglich? — Täuschen mich meine Augen nicht? Sie sind's, Brunneck? Und Sie studieren den Stellenanzeiger wie ein brodloser Commis?"

Erich war beim Klang der unangenehm scharfen und schnarrenden Männerstimme betroffen zusammengefahren, und etwas von dem Unbehagen, das ihm diese Ueberraschung bereitete, malte sich ziemlich deutlich auf seinem Gesicht, als er den Gruß zurückgab:

„Guten Morgen, Herr von Gerstein! Ja, ich bin's wirklich — und ich kam in der That zu keinem andern Zweck in das Kaffeehaus, als um in den Zeitungen nach einer passenden Stellung zu suchen."

„Ach, Spaß!" lachte der andere. „Ein Mann wie Sie! — Aber Sie erlauben doch, daß ich mich zu Ihnen setze. Kellner, einen Schwarzen! — War eine scharfe Sitzung heute Nacht, und ohne so einen kleinen Peitschenhieb wollen die verflixten Nerven ihre Schuldigkeit nicht mehr recht thun."

Erich sah den ehemaligen Kameraden seit der Nacht, die ihn nach Magdas Willen seinen Offiziersrock gekostet hatte, heute

zum erstenmal wieder. Und die Antipathie, mit der er sich seiner erinnert hatte, konnte kaum verringert werden durch die Veränderung, die mit dem früheren Offizier inzwischen vorgegangen war. Sein Gesicht war noch hagerer und schlaffer, seine Züge noch schärfer geworden, und die unruhigen, stechenden Augen lagen tief in den dunkel umrandeten Höhlen. Dieser mit stutzerhafter Eleganz gekleidete Mann, in dessen Kravatte und an dessen kleinem Finger riesige Brillanten funkelten, war nur noch eine traurige Menschenruine, und man mochte es ihm ohne weiteres glauben, wenn er darüber klagte, daß seine Nerven ihre Schuldigkeit nicht mehr thun wollten.

Er goß sich ein Gläschen feinsten Cognaks in seinen Kaffee und stürzte hastig das dampfend heiße Getränk hinunter. Dann, nachdem er sich eine frische Cigarette angezündet hatte, wendete er sich wieder an Erich, der bis dahin kein Bedürfnis gefühlt hatte, das Gespräch fortzusetzen.

„Sie sind nur vorübergehend in Berlin, nicht wahr? Wollen sich in unserer Residenz ein bißchen von der Langeweile des Landlebens erholen? Denn Sie haben doch wohl nach Ihres Herrn Onkels Tode seine Besitzung übernommen? Hätten ja sonst nicht die geringste Veranlassung gehabt, bunten Rock auszuziehen."

„Doch — ich hatte eine andere Veranlassung dazu, Herr von Gerstein! Und ich habe meines Oheims Besitzung nicht übernommen, sondern ich lebe seit meiner Verabschiedung dauernd in Berlin."

„Von Ihren Renten — wie? Beneidenswerte Situation für einen so jungen Mann! Wundere mich nur, daß wir uns noch nirgends begegnet sind. Ist doch am Ende gar nicht so groß, die Welt, in der man sich nicht langweilt."

„Nein, aber sie ist nicht die meinige. Denn ich befinde mich keineswegs in der angenehmen Lage, von meinen Renten zu leben, sondern muß sehr ernstlich darauf bedacht sein, mir durch Arbeit meinen Lebensunterhalt zu verdienen."

Herr von Gerstein machte ein erstauntes Gesicht.

„Ah, es wäre also Ernst gewesen, was Sie da von Beschäftigungsuchen oder so 'was sagten? Sie wollen sich ins Joch spannen lassen? Vielleicht gar von irgend einem schmutzigen Plebejer?"

„Ich hoffe, mir in jeder Thätigkeit meine Manneswürde zu erhalten, Herr von Gerstein!“

Der Andere überhörte die nachdrückliche Betonung dieser Worte.

„Pah, das sind schöne Illusionen, mein Lieber! Nach meiner Erfahrung giebt es gar keine unglücklichere Kreatur als einen verabschiedeten Offizier, der ums tägliche Brot arbeiten muß. Und wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben darf, ist es der, sich auf derartige hoffnungslose Versuche gar nicht erst einzulassen.“

„Und wovon, wenn ich kein Vermögen besitze, sollte ich Ihrer Meinung nach mein Leben fristen?“

Mit einem unangenehmen Auflachen lehnte sich Gerstein in seinen Stuhl zurück und betrachtete den ehemaligen Regimentskameraden mit scharfem, lauerndem Blick.

„Das ist allerdings eine Gewissensfrage, verehrter junger Freund! Aber ich denke, bei einigem Scharfsinn könnte es Ihnen gar nicht so schwer fallen, selbst die richtige Antwort zu finden. Sie brauchen doch nur die Augen aufzumachen und sich ein bißchen umzusehen. Wovon mögen wohl zum Beispiel die beiden geschniegelten Jünglinge da drüben ihr Dasein fristen? Sieht man ihnen nicht den Börsenjobber auf hundert Schritte an? Und läßt nicht ihr ausgezeichneter Ernährungszustand darauf schließen, daß sie sich in diesem mühelosen Berufe sehr wohl befinden? Eh bien, weshalb soll man sich nicht ein Beispiel an ihnen nehmen?“

„Für Börsengeschäfte fehlt es mir leider ebenso sehr an den nötigen Vorkenntnissen als an jeglichem Talent.“

Herr von Gerstein lachte wieder.

„Würden auch nicht weit damit kommen gegen die Konkurrenz von dem Schlage da. — Aber Sie sind gar nicht so naiv, mein lieber Brunneck, wie Sie sich jetzt stellen. Wissen recht gut, was ich meine. — Jeder nach seiner Erziehung und seinen Lebensgewohnheiten. Was für jene da die Börse ist, ist für uns der Rennplatz und der grüne Tisch. Der eine Erwerb ist so legitim wie der andere, denn Jeu ist Jeu, ob man's nun Differenzgeschäft nennen mag oder Baccarat. Habe ich nicht recht?“

„Aber man kann doch nicht vom Spiel leben — kann doch unmöglich seine ganze Existenz darauf aufbauen.“

„Und warum nicht? Ist nicht schließlich jeder, der nicht wie der Gaul am Karren durchs Leben geht, den Wechselfällen des Glücks unterworfen? Heute auf, morgen nieder — ein geschickter Mensch fällt zuletzt doch immer auf die Füße. Und ich kenne viele Berufsarten, die gefährlicher sind als der Beruf eines Spielers Noch einmal — wenn ich Ihnen als Freund und alter Kamerad raten soll, so kümmern Sie sich den Teufel um die Annoncen da und fassen die Sachen lieber von der philosophischen als von der moralischen Seite an! Ich erkläre mich gern bereit, Sie für den Anfang unter meine schützenden Fittiche zu nehmen, und wenn Sie wollen, machen wir bis auf weiteres gemeinschaftliche Sache. Sie haben doch aus ihrer Leutnantszeit und von Ihren sonstigen gesellschaftlichen Verbindungen her hier gewiß viele Bekannte, die Sie in unseren kleinen Cirkel einführen können. Dafür, daß sie ihn etwas erleichtert verlassen werden, will ich dann schan sorgen."

Die Röte der Scham und der Entrüstung brannte auf Erichs Wangen.

„Das heißt, ich sollte Ihnen als Schlepper dienen, Herr von Gerstein?"

Der andere aber gab dem Unwillen, der in dieser Frage zitterte, eine falsche Deutung.

„Bst, mein Bester! Dergleichen denkt man vielleicht, aber man spricht es nicht aus. Wir sind doch keine Bauernfänger, sondern ehrliche Leute. Und es ist keine Gefahr bei der Sache, dafür stehe ich Ihnen ein."

Unfähig, sich länger zu beherrschen, hatte Erich sich erhoben.

„Trotzdem haben Sie sich mit Ihrem freundschaftlichen Vorschlag an den Unrechten gewendet. Ich sollte mich durch Ihre abscheuliche Zumutung beleidigt fühlen; denn ich habe Ihnen niemals ein Recht gegeben, mich in diesem Sinne für Ihresgleichen zu halten. Aber Sie werden die Gründe verstehen, aus denen ich auf jede Genugthuung oder jede weitere Erörterung verzichte."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er davon, während Herr von Gerstein ihm erst verblüfft nachschaute, um dann mit zitternder Hand sein Cognakgläschen aus der geschliffenen Glaskaraffe noch einmal zu füllen.

Beschämt und erniedrigt durch das, was er soeben hatte über sich ergehen lassen müssen, schritt Erich in finsterster Laune dem Brandenburger Thor zu, um auf den verschneiten Wegen des Tiergartens die Einsamkeit zu suchen, nach der es ihn verlangte. Bald genug war es denn auch ganz still um ihn her. Aber als er in eine der Alleen einbog, die nach den „Zelten“ führen, schlug eine wehleidige, weibliche Stimme an sein Ohr:

„Ach, lieber Herr, haben Sie Mitleid mit mir! Ich bin so schwach, daß ich mich kaum noch auf den Füßen halte.“

Er blickte zur Seite und gewahrte, auf eine Bank gekauert, die Gestalt einer dürftig gekleideten, ältlichen Frau, die ihm ihre zitternde, runzlige Hand entgegenstreckte und aus entzündeten, glanzlosen Augen flehend zu ihm aufsah.

Er griff in die Tasche, um nach einer kleinen Münze zu suchen. Da er aber nur größere Goldstücke zwischen den Fingern fühlte, setzte er seinen Weg fort, ohne der Bettlerin ein Almosen gegeben zu haben. Ein paar unverständliche Worte und einige unartikulierte Laute klangen hinter ihm drein — seltsame, beängstigende Laute, die ihn unter anderen Umständen gewiß veranlaßt haben würden, den Kopf zu wenden.

In diesem Augenblick aber hörte er sie nicht, wollte er sie nicht hören. Ein schiffbrüchiges Menschendasein mehr — was weiter! Diese Alte, die all ihren Jammer vergessen haben würde, sobald die Großmut eines Vorübergehenden sie in den Stand gesetzt hätte, sich für einen Groschen Branntwein zu kaufen, sie war vielleicht sogar noch besser daran als er, für den es kein Mittel gab, die quälenden Vorwürfe seines Gewissens zu betäuben. Auch sie hatte sich ihr Schicksal wahrscheinlich selbst bereitet; mochte sie denn damit fertig werden, so gut sie konnte, — ganz so, wie er ohne eines Menschen Beistand mit dem seinigen würde fertig werden müssen! —

Aber das sonderbare, verzweifelte Stöhnen der Bettlerin, das er geflissentlich hatte überhören wollen — er hatte es noch immer im Ohr, auch als er längst in einen der Nebenwege eingebogen und um viele hundert Schritte von der Bank des alten Weibes entfernt war. Es verfolgte ihn unablässig, wie energisch er auch bemüht war, an etwas anderes zu denken. Und es ließ ihm keine Ruhe, bis er nach Verlauf einer Viertelstunde, wie von

einer unwiderstehlichen Macht dazu gezwungen, halb gegen seinen Willen umkehrte und die Allee wieder aufsuchte, in der er soeben die erste wirklich hartherzige Handlung seines Lebens begangen.

Aus eigener Entfernung schon nahm er wahr, daß die Frau nicht mehr allein war. Eine andere weibliche Gestalt stand neben der Bank, halb über die Sitzende herabgeneigt und anscheinend mit ihr beschäftigt. Auch als er schon ganz nahe gekommen war, konnte er ihrer gebeugten Haltung wegen das Gesicht der Dame nicht erkennen. Er sah nur, daß sie von schlanker, jugendlicher Figur und ganz in Schwarz gekleidet war wie eine Trauernde. Aber er schämte sich im innersten Herzen seiner vorigen Teilnahmlosigkeit und beschleunigte die Schritte, um wenigstens jetzt seinen Beistand anzubieten, sofern man von demselben noch Gebrauch machen könnte.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein — aber wenn ich hier von irgend welchem Nutzen sein kann —“

Das Wort erstarrte ihm im Munde, als die Angeredete sich nach ihm umwandte, um kühl und befehlend, ohne jeden Anflug von Ueberraschung zu erwidern:

„Ja — du kannst dich nach einem Schutzmann umsehen, der sich dieser Unglücklichen annimmt und sie in ein Krankenhaus schafft. Denn ich fürchte, sie stirbt mir sonst unter den Händen.“

„Magda —“ stammelte er, noch ganz benommen von dem Unerwarteten dieser Begegnung. Und er machte einen Versuch, ihre Hand zu ergreifen. Ihr Stirnrunzeln aber ließ seinen erhobenen Arm wieder herabsinken, und im nächsten Moment stürmte er davon, in der Richtung nach der Charlottenburger Chaussee, wo er am ehesten hoffen durfte, einen der im Fall der Not so schwer auffindbaren Wächter der öffentlichen Ordnung anzutreffen. Das Glück war ihm günstig, denn schon nach wenig hundert Schritten sah er die Helmspitzen zweier auf ihrem Patrouillengange befindlichen Schutzleute in einiger Entfernung zwischen dem kahlen Strauchwerk aufblinken. Er rief sie an und unterrichtete sie mit kurzen Worten über den Fall, der ihr Eingreifen nötig mache. Zwar leisteten die beiden Beamten seiner Aufforderung Folge; aber sie hatten es nicht

sonderlich eilig, und als sie der Erkankten ansichtig wurden, meinte der eine von ihnen:

„Na, wegen der Landstreicherin hätten Sie sich nicht so viel Mühe zu geben brauchen, Fräulein! Die ist einfach betrunken. Und ob sie ihren Rausch hier ausschläft oder auf der Polizeiwache, ist am Ende ziemlich einerlei."

Magda drehte sich nach ihm um, und aus ihren schönen, ausdrucksvollen Augen flammte die Entrüstung.

„Nein, es ist nicht einerlei!" erwiderte sie. „Die Frau ist schwer krank und jedenfalls vollständig erschöpft. Sie bedarf dringend ärztlicher Hilfe, und Ihre Pflicht ist es, sie ihr zu verschaffen."

Der energische Ton, in dem sie zu ihm sprach, ihre vornehm gebieterische Haltung und die Distinktion ihrer ganzen Erscheinung blieben nicht ohne Eindruck auf den Beamten. Er neigte sich über die leise ächzende Frau, die offenbar gar nichts mehr wahrnahm von dem, was an ihr und um sie her geschah, und gab seinem Kameraden einen Wink.

„Wir wollen sie zur Wache schaffen," meinte er, „da wird man schon herausfinden, was es mit ihrer schweren Krankheit auf sich hat."

„Nein," beharrte Magda mit Entschiedenheit, „ich verlange, daß Sie die Frau unverzüglich zu einem Arzt oder in ein Krankenhaus bringen. Ich bin gern bereit, die Droschke zu bezahlen."

„Sie verstehen sich ja ausgezeichnet aufs Kommandieren, mein Fräulein!" lachte der Schutzmann. „Aber vielleicht haben Sie recht. Und wenn Sie für die Auslagen aufkommen wollen, fahre ich die alte Frau auch in Gottesnamen gleich zur Charité."

Magda hatte ihr kleines Portemonnaie schon in der Hand, und als Erich, der beschämt und unthätig beiseite gestanden hatte, Miene machte, ihr mit der Bezahlung zuvorzukommen, wies sie durch einen strengen Blick seine Einmischung zurück.

„Hier ist mein Name und meine Adresse," sagte sie, indem sie dem Beamten ihre Visitenkarte zugleich mit einem Goldstück überreichte. „Ihre Behörde mag mir der Ueberschuß zurück erstatten, wenn es nicht des ganzen Betrages bedürfen sollte."

Die Schutzleute faßten die wimmernde Bettlerin unter den Armen, um sie so glimpflich wie möglich bis zum nächsten Droschkenstandplatz zu transportieren. Magda blickte ihnen eine kleine Weile nach; dann wandte sie sich nach der entgegengesetzten Richtung, ohne Erich, dessen Augen unverwandt an ihr hingen, auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Willst du mir nicht wenigstens gestatten, dir einen guten Tag zu wünschen, Magda?“ fragte er. „Oder verachtest du mich so tief, daß du es nicht einmal über dich gewinnst, mir deine Hand zu reichen?“

„Wenn dir so viel daran gelegen ist — —“ Mit einer Bewegung, die fast kränkender war als es eine Weigerung gewesen wäre, bot sie ihm die schmale, behandschuhte Rechte, um sie nach flüchtiger Berührung sogleich wieder zurückzuziehen. „Aber du mußt mich entschuldigen. Ich habe mich hier schon länger aufgehalten, als meine Zeit es gestattet.“

Doch er war fest entschlossen, sich die Gelegenheit zu einer Aussprache diesmal nicht wieder entschlüpfen zu lassen. Und als sie raschen Schrittes ihren Weg fortsetzte, wie jemand, der es wirklich sehr eilig hat, blieb er an ihrer Seite.

„Du hast es abgelehnt, meinen Besuch zu empfangen, Magda, und hast mir damit jede Möglichkeit einer Rechtfertigung abgeschnitten. Nun aber mußt du mich hören. Ich kann ein Verhältnis, wie es jetzt zwischen uns besteht, nicht länger ertragen.“

„Und was sollte deine sogenannte Rechtfertigung, auf die ich gar keinen Anspruch habe, daran ändern? Wenn es dich beruhigt, zu hören, daß ich dir nicht böse bin und daß ich dir von Herzen alles Gute wünsche, so will ich es hiermit ausgesprochen haben. Aber ich bitte dich, mich dann auch nicht weiter zu quälen. Wozu soll uns eine Auseinandersetzung frommen, die das Vergangene aufwühlt, während wir es viel besser ruhen lassen!“

„Du bist sehr unbarmherzig für ein junges weibliches Wesen. Sind es denn nur alte Landstreicherinnen, die dein Mitleid wachrufen können?“

Mit ernstem Blick sah sie zu ihm auf.

„Ich hoffe, Erich, daß es nicht mein Mitleid ist, an das

du dich wenden wolltest. Du — ein Mann — an das Mitleid eines Mädchens!"

„Vielleicht würde ich keiner anderen eingestehen, daß es so ist. Vor dir aber will ich mich bereitwillig demütigen, wenn es mir damit nur gelingt, deine Verzeihung zu erhalten. Ja, ich brauche eine teilnehmende, mitleidige Menschenseele — jemanden, der mich vor mir selber rettet. Siehst du denn nicht, Magda, wie elend ich bin?"

„So offenbare dich deiner Braut, und laß sie deine Retterin sein. Sie ist doch wohl die Nächste dazu, wie ich denke."

„Nein, sie wäre die Letzte dazu gewesen, auch wenn sie noch ein Recht hätte auf den Namen, den du ihr da giebst. Aber mein Verlöbnis besteht nicht mehr. Heute — in dieser Nacht — habe ich es gelöst."

Wenn er gehofft hatte, sie durch diese Erklärung milder zu stimmen, so sah er sich schmerzlich enttäuscht. In ihren Augen sprühte es vielmehr auf wie zorniger Unwille, und der harte Zug, der so schlecht zu der jugendlichen Weichheit ihres Antlitzes stimmte, erschien wieder an ihren Mundwinkeln.

„Ah — und deshalb willst du mich deines Vertrauens würdigen? Deshalb hofftest du, bei mir heute ein willigeres Ohr zu finden für deine sogenannte Rechtfertigung! Aber du beurteilst mich falsch. Ich weiß nicht, aus welchen Gründen du deine Verlobung gelöst hast, und ich will es nicht wissen. Denn unsere Lebensanschauungen sind so himmelweit voneinander verschieden, daß ich dir in meinem Urteil wahrscheinlich unrecht thun würde, nur, weil es mir nicht gegeben ist, mich in deine Denkungsweise hineinzufinden. Wir werden uns nie verstehen, Erich, und darum ist es besser, wenn wir nicht erst den Versuch machen, uns zu verständigen. Ich fühle nicht mehr den Beruf in mir, deine Vertraute oder deine Retterin zu werden."

„Das heißt, du glaubst nicht mehr an den Ernst meiner Vorsätze und an meine Kraft, sie durchzuführen?"

„Nein," sagte sie fest, und ohne auch nur eine Sekunde lang mit ihrer Antwort zu zaudern. „Ich glaube nicht daran. Und du solltest auch wissen, weshalb es nicht anders sein kann."

„Dann allerdings muß ich wohl die Hoffnung aufgeben, dich zu versöhnen und das alte freundschaftliche Verhältnis zwischen uns wieder herzustellen. Aber du thust nicht recht daran, Magda, mich heute so von dir gehen zu lassen. Und leicht genug könntest du eines Tages deine Härte bereuen."

„Wer selbst hart genug ist, um ungerührt an einem verzweifelnden Mitmenschen vorüber zu gehen — hat der ein Recht, sich über die Mitleidlosigkeit anderer zu beklagen? Und nun noch einmal, Erich, laß es genug sein dieser Erörterungen, die ebenso peinlich wie zwecklos sind. Vielleicht, wenn du mir eines Tages beweisen kannst, daß du ein Mann geworden bist, mag es zwischen uns wieder werden, wie es einst gewesen. Bis dahin aber bleibt es am besten bei dem jetzigen Zustande. Du findest wohl andere, die dir besser als ich bieten können, wonach es dich verlangt."

Sie war stehen geblieben, zum Zeichen, daß sie sich hier von ihm zu verabschieden wünsche. Und er versuchte nicht länger, ihr seine Gesellschaft aufzudrängen. Seitdem ihre bitteren Worte ihm verraten hatten, daß sie sein herzloses Benehmen gegen die kranke Bettlerin beobachtet hatte, wußte er ja, daß es ein vergebliches Bemühen bleiben würde, sie umzustimmen. Er verstand, daß sie ihn jetzt nicht nur für leichtfertig, wankelmütig und wortbrüchig, sondern auch für schlecht halten müsse. Und er war sehr geneigt, ihr in diesem Verdammungsurteil rückhaltlos zuzustimmen.

Ohne eine Erwiderung auf ihre letzten Worte lüftete er seinen Hut.

„Lebe wohl, Magda!"

Nun zauderte sie doch. Etwas im Ausdruck seines Gesichts und im Klang seiner Stimme mochte sie stutzig machen. Aber die kleine Anwandlung von Unentschlossenheit ging schnell vorüber.

„Lebe wohl, Erich!" gab sie zurück.

Und ohne einen letzten Händedruck gingen sie nach entgegengesetzten Richtungen auseinander.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war Mittag geworden, als Erich, zum Tode ermüdet und doch mit jagenden Pulsen, endlich seine Wohnung wieder betrat. Er hatte die letzten Stunden seit seiner Verabschiedung von Magda in der ersten besten Weinstube zugebracht, die er auf seinem Wege gefunden. Aber, wenn er gehofft hatte, mit dem feurigen Rebenblute Vergessen oder neuen Lebensmut zu trinken, so war es ein sehr thörichtes Unterfangen gewesen. Denn seine Stimmung war nur düsterer und trostloser geworden mit jedem Glase, das er unter Empfindungen des Ekels über sich selbst hinabgestürzt. Und er befand sich jetzt gerade in der rechten Gemütsverfassung, irgend etwas Verzweifeltes zu beginnen.

Es schien, daß die Haushälterin, die ihm geöffnet hatte, Willens gewesen sei, ihm eine Mitteilung zu machen. Aber seine hastig abweisende Geste und ein Blick in sein erschreckend verändertes, verstörtes Gesicht hatten sie betroffen verstummen lassen. Erich warf Hut und Mantel auf dem Vorplatze von sich und trat in das Wohnzimmer, das ihm hier zugleich als Atelier gedient hatte.

Das zerschnittene Gemälde, von dem die Leinwand in langen Fetzen herabhing, stand noch auf der Staffelei, und in wüster Unordnung lagen seine Malgerätschaften umher; denn er hatte der Haushälterin ausdrücklich verboten, irgend etwas anzurühren. Angewidert durch den trostlosen Anblick blieb er nach den ersten Schritten stehen. Da ließ ein Geräusch hinter seinem Rücken ihn erschrocken zusammenfahren. Er drehte sich um und sah in Dollys reizendes Gesicht.

„Du — du hier?“ stieß er hervor. „Du hast also meinen Brief nicht erhalten?“

„Wäre ich hier, wenn ich ihn nicht erhalten hätte?“ gab sie zurück, so weich, so demütig und unterwürfig, daß er das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein glaubte. „Konntest du denn im Ernst eine andere Antwort erwarten als diese?“

Beim ersten Ton ihrer Rede fühlte er, wie er wieder an ihn heranschlich, dieser schmeichlerisch süße, sirenenhaft lockende Zauber, der von ihrer holden Persönlichkeit ausging wie von

der wunderthätigen Fee im Kindermärchen. Und er fühlte auch, daß er niemals weniger als in diesem Augenblick gerüstet gewesen sei, ihm zu widerstehen.

Aber er wollte nicht unterliegen. Und im Bewußtsein seiner Schwäche nahm er seine Zuflucht zu einer erkünstelten Brutalität.

„Du hättest dir und mir die nutzlose Aufregung ersparen sollen!“ sagte er rauh. „Hatte ich mich denn noch immer nicht deutlich genug ausgesprochen? Und kann dir wirklich so viel daran liegen, daß ich dir's ins Gesicht hinein wiederhole?“

„Nein. Es war an dem einen Mal genug, um mir mein Unrecht zum Bewußtsein zu bringen. Und nur um deine Verzeihung zu erbitten, bin ich gekommen.“

„Meine Verzeihung?“ wiederholte er mit einem harten Auflachen. „Was ist daran gelegen? Aber es kommt mir durchaus nicht darauf an, sie dir zu gewähren, wenn es sonst nichts ist, was du verlangst. Denn etwas anderes darfst du von mir nicht mehr erwarten. Du siehst ja, ich bin ein Bettler.“

„Um so besser, wenn du es bist. Hast du hier nichts mehr aufzugeben und nichts zu verlieren, so gehörst du fortan nur um so gewisser mir allein. Und jetzt erst werde ich dir in Wahrheit sein können, was du so lange vergeblich in mir gesucht, deine treue Gefährtin und hingebende Bundesgenossin im Kampf mit dem feindlichen Leben.“

„Was heißt das?“ fiel er ihr in die Rede. „Worauf soll das nun wieder hinaus? Du glaubst vielleicht, daß ich übertreibe, daß ich mich hinter eine lügnerische Phrase verschanze, um mich deiner zu entledigen? Aber ich schwöre dir, Dolly: es ist mir bitterer Ernst gewesen mit jedem Wort, das ich dir geschrieben. Ich bin kein Künstler, bin es niemals gewesen. Und ich tauge wahrscheinlich zu irgend einem anderen ordentlichen Beruf ebenso wenig wie ich zum Soldaten und zum Maler taugte. Es sind erst ein paar Stunden vergangen, seitdem mir einer meiner ehemaligen Freunde, der sich recht und schlecht als gewerbsmäßiger Spieler durchs Leben schlägt, den wohlgemeinten Vorschlag machte, ihm gegen einen angemessenen Beuteanteil die Dienste eines Gehilfen und Gimpelfängers zu

leisten. Der Mann war ohne Zweifel ein Menschenkenner und verstand sich darauf, Leute meines Schlages zu beurteilen. Ich denke, daß ich gut thun werde, sein Anerbieten in ernstliche Erwägung zu ziehen."

Dolly hatte ihn ausreden lassen; aber als er geendet, eilte sie auf ihn zu und schlang trotz seines Widerstrebens ihre Arme um seinen Nacken.

„Mein armer, armer Freund! Wenn ich doch früher geahnt hätte, wie es in deinem Herzen aussieht! Dann wäre ja dies alles nicht nötig gewesen — und wir könnten längst vollkommen glücklich sein."

„Ich verstehe dich nicht!" sagte er unsicher. „Was wäre nicht nötig gewesen! Und wie hättest du es anfangen wollen, mich glücklich zu machen, wenn dir mein Seelenzustand früher bekannt gewesen wäre?"

„Aber hast du denn niemals geahnt, du thörichter Mann, daß ich bei diesem sogenannten Spiel mit deinen Empfindungen, aus dem du mir in deinem Briefe einen so bitteren Vorwurf machst, noch unendlich viel mehr gelitten als du? Daß ich mir immer wieder Gewalt anthun mußte, um dir hinter scheinbarer Launenhaftigkeit und erheuchelter Kälte zu verbergen, wie heiß, wie glühend heiß ich mich nach dem Augenblick unserer endlichen Vereinigung sehnte!"

„Und das soll ich dir glauben, Dolly? Welche vernünftige Ursache hättest du dafür gehabt, eine so grausame und gefährliche Komödie zu spielen?"

„Die triftigste von der Welt, mein Freund! Ich mußte den Wünschen meines eigenen Herzens Zügel anlegen, weil ich dir hier in Deutschland als dein rechtmäßig angetrautes Weib nicht hätte gehören dürfen." —

„Das sind immer neue Rätsel. Du hättest hier in Deutschland mein Weib nicht werden dürfen?" sagst du. „Was aber hätte dem entgegen gestanden? Der Widerstand deiner Familie etwa — dieser Familie, die sich längst von dir losgesagt hat und die darum kaum noch ein Recht besitzt, über dein Schicksal zu bestimmen? Das wäre doch wahrlich kein unüberwindliches Hindernis gewesen?"

„Es ist nicht der Widerstand meiner Familie allein, Erich," flüsterte sie, ihr Gesicht verschämt an seiner Schulter bergend. „Aber es giebt ein Geheimnis in meinem Leben, das über meinem Haupte schwebt wie ein ewig drohendes Verhängnis. Und dies Geheimnis war es, das mich bis heute gehindert hat, dich glücklich zu machen."

„Bis heute nur? Du hast dich also entschlossen, es mir zu offenbaren?"

Dolly schüttelte den Kopf; aber als Erich daraufhin eine unwillige Bewegung machte, schmiegte sie sich nur fester an seine Brust.

„Du mußt an mich glauben, Geliebter!" hauchte sie. „Es ist nichts, das mich deiner unwürdig machte — ich schwöre es dir bei allem, was mir heilig und teuer ist auf Erden. Aber ich darf es dir nicht sagen — heute noch nicht. Erst an dem Tage, da wir Mann und Frau sein werden, brauche ich dir nichts mehr zu verbergen."

„Und wie sollte dieser Tag jemals erscheinen, da noch, wie du sagst, unsrer Vereinigung unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen?"

„Wir können uns nicht hier in Deutschland trauen lassen. Aber die Welt ist groß, und wir werden überall wohl aufgehoben sein, wo wir miteinander glücklich sein dürfen. Begreifst du nun, weshalb ich deinen Entschluß, auf die Fortsetzung dieser Künstlerlaufbahn zu verzichten, viel mehr mit Jubel als mit Betrübnis vernommen habe — und weshalb es nichts Schreckhaftes für mich hat, wenn du dich für einen Bettler hältst? Nun giebt es ja nichts mehr, das dich an die deutsche Erde fesselt. Wir werden uns ein neues Leben zimmern — drüben, jenseits des Ozeans, in einem freien, glücklichen Lande, wo keine hemmenden Vorurteile sich uns entgegenstellen und wo wir nicht die Vergangenheit wie eine Kette mit uns herumschleppen. Ist es nicht eine herrliche, eine berauschende Aussicht, Liebster? Und kannst du dich nur einen Augenblick bedenken, all dies Häßliche und Bedrückende abzuwerfen, das dir hier das Leben verbittert hat und weiter verbittern würde?"

Der Strom ihrer Rede flutete über ihn dahin wie eine süße Musik, der er Ohr und Herz nicht verschließen konnte, wie

eindringlich auch die warnende Stimme der Vernunft ihn dazu mahnen wollte. Vielleicht hätte er vor den Erlebnissen des heutigen Morgens noch Kraft genug gehabt, der holden Verführerin zu widerstehen; die Unterhaltung mit dem ehemaligen Kameraden aber, und vor allem der beschämende Verlauf seiner Begegnung mit Magda hatten ihm so ganz allen Glauben an sich selbst und an seine Zukunft geraubt, daß ein Ausblick, wie Dollys leidenschaftlich zärtliche Beredsamkeit ihn vor seine Seele zauberte, auf ihn wirken mußte wie ein himmlisches Wunder.

Wenn es Wahrheit werden könnte, was sie da ausmalte! Wenn er in einer anderen Umgebung, unter völlig neuen Verhältnissen, losgelöst und unabhängig von allem, was ihn hier einengte und behinderte, doch noch den rechten Weg fände, den er nach seiner letzten großen Enttäuschung hier nirgends mehr sich öffnen sah! Es war eine zu verlockende Hoffnung, als daß seine lebensdurstige Jugend sich nicht sogleich hätte an sie anklammern sollen, allen Einwendungen des zweifelnden Verstandes zum Trotz.

Dolly hatte ihn neben sich auf das Sofa niedergezogen, und ohne seine Hand aus der ihrigen zu lassen, sprach sie weiter — rasch, lebhaft, mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die etwas wundersam Ueberzeugendes hatten. Denn für sie gab es nichts Ungewisses und Zweifelhaftes mehr in Bezug auf das, was nun weiter geschehen würde. Sie hatte einen fertigen Plan mitgebracht, und sie entwickelte ihn bis in alle Einzelheiten mit einer sieghaften Zuversicht, die alle Einwendungen und Bedenken im Keime erstickte.

Sobald wie möglich wollten sie Berlin verlassen, um sich in Helgoland trauen zu lassen und dann von dort aus die Reise nach Amerika fortzusetzen. Ihr erstes Ziel würde natürlich New-York sein; aber es lag keineswegs in Dollys Absicht, dort zu bleiben.

„Ich habe mir immer gewünscht, irgendwo im Westen der Vereinigten Staaten zu leben," plauderte sie. „Ein Verwandter unseres Hauses, der ein ganzes Menschenalter in Colorado zugebracht hatte, pflegte uns das dortige Leben in so verlockenden Farben zu schildern, daß ich schon als Backfisch

eine unbezwingliche Sehnsucht hatte, dahin zu kommen. Wir werden uns natürlich das schönste Plätzchen aussuchen, das wir auf unserer großen Hochzeitsreise entdecken, und werden uns dann ein Leben ganz nach unseren Neigungen gestalten. Du wirst eine Thätigkeit finden, die dir zusagt. Denn ich weiß, daß deine Kräfte nur Raum und Gelegenheit brauchen, um sich zu entfalten. Ich aber — nun, ich werde bis zu dem Zeitpunkt, wo du ein reicher Mann geworden bist, Musikunterricht geben und im Kirchenchor singen, was da drüben sehr gut bezahlt wird. Darum, daß wir ohne Not und Sorge unser Leben fristen werden, ist mir wahrhaftig nicht bange! Zwei, die sich lieb haben, wie wir, können es schon mit dem Schicksal aufnehmen, wenn sie nur bereit sind, die Hände zu rühren und wenn sie sich um die Thorheiten der Welt nicht kümmern."

Erich hörte ihr zu, ohne sie zu unterbrechen. Wohl raunte ihm von Zeit zu Zeit die warnende Stimme in seinem Innern zu:

Es sind phantastische Luftschlösser, die sie da aufbaut. Nichts von alledem kann jemals Wirklichkeit werden. Und deine Pflicht ist es, mit einem bündigen, unzweideutigen Wort ihre thörichten Illusionen zu zerstören.

Aber er mußte doch wohl den rechten Augenblick versäumt haben, dies Wort zu sprechen; denn als er sich endlich aufraffen wollte, es zu thun, brauchte sie nur ihr goldhaariges Köpfchen an seine Schulter zu schmiegen und aus ihren wundersamen Augen voll hingebender Zärtlichkeit zu ihm aufzusehen, um ihn verstummen zu machen.

„Wir werden so glücklich sein!" flüsterte sie mit einem Ausdruck, der jeden Widerstand dahinschmelzen ließ wie letzten Aprilschnee im Kuß der Frühlingssonne. „Und tausendfach soll meine Liebe dich entschädigen für alles, was du um meinetwillen gelitten."

„Und deine Familie, Dolly?" wagte er endlich zu fragen. „Auch wenn man uns auf Helgoland trauen sollte, ohne nach der Einwilligung deiner Eltern zu fragen, fürchtest du nicht, daß es dich eines Tages gereuen könnte, dich mir ohne ihren Segen zu eigen gegeben zu haben?"

Sie schüttelte den Kopf mit einem Lächeln, das hundertmal beredter war als alle Versicherungen, und das ihn vor einigen Monaten zu dem glücklichsten aller Sterblichen gemacht hätte. Auch heute ließ es sein Blut aufwallen und sein Herz in rascheren Schlägen klopfen; aber was er empfand, war nicht mehr das jauchzende Glücksgefühl jenes ersten Liebesrausches. Es mischte sich darein eine Regung des Unmuts und des Grolls über die rätselhafte, unwiderstehliche Macht, der er da erlag.

„Hast du aber auch recht bedacht, was du da thun willst?" sagte er. „Bist du dir wirklich klar geworden über die Tragweite eines solchen Entschlusses? Ein Schritt wie dieser ist nicht mehr ungeschehen zu machen. Und kein verspätetes Bedauern könnte dich aus den Fesseln lösen, von denen ich dich heute hatte befreien wollen."

„Aber wie oft noch soll ich dir sagen, du thörichter Mann, daß ich von ihnen gar nicht befreit sein will — daß ich dich lieb habe — über alles lieb, und daß ich mit Freuden noch viel, viel mehr als meine Familie und meine Künstlerträume hingeben würde für das Glück, dir zu gehören."

„Und die Geschichte deines Lebens — das Geheimnis der Vergangenheit — ich soll sie wirklich nicht erfahren?"

„Nicht vor unserer Hochzeit, Liebster! Aber du brauchst darum nicht so finster und mißtrauisch zu blicken. Nie würde ich dein Vertrauen begehren, wenn ich mich deiner unwürdig wüßte."

Erich war aufgestanden und hatte gesenkten Hauptes ein paarmal das Atelier durchmessen. Dann blieb er vor seinem zerschnittenen Gemälde stehen, und noch einmal zogen in raschem Wechsel allerlei Erinnerungen an die Geschehnisse des letzten Jahres vor seiner Seele vorüber. Es waren viele darunter, die ihn sehr wohl wieder hätten wankend machen können in seinem schon halb gefaßten Entschlusse. Aber ein letztes, nur zu lebendiges Bild, das schließlich alle anderen zurückdrängte, gab nach kurzem Zweifeln und Wägen den Ausschlag zu Dollys gunsten. Es war das Bild seiner heutigen letzten Begegnung mit Magda — die Erinnerung an die schroffe Zurückweisung, die er von ihr erfahren, und an die unbarmherzige Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihn trotz seiner reumütigen Vorsätze die

ganze Schwere ihrer Verachtung hatte fühlen lassen. Er hatte sich vor ihr so tief gedemütigt, als ein Mann sich nur immer vor einem Mädchen demütigen kann. Und doch hatte sie es verschmäht, seine flehend ausgestreckte Hand zu ergreifen — doch hatte sie sich kalt und gleichgültig von ihm abgewendet wie von einem rettungslos Verlorenen!

Es war, als käme ihm erst jetzt die ganze Grausamkeit der tödlichen Kränkung zum Bewußtsein, die er durch sie erlitten. Etwas wie wilder Haß gegen ihre hochmütige Tugend und wie leidenschaftliches Verlangen, ihr den heutigen Schimpf durch eine gleich demütigende Beschämung zurückzuzahlen, regte sich in seiner Brust. Das aber wußte er, daß es nur einen einzigen Weg gab, diesem Verlangen Erfüllung zu verschaffen. Nur wenn er ihr eines Tages durch unwiderlegliche Thatsachen den Beweis erbringen konnte, daß sie ihn falsch und ungerecht beurteilt hatte — wenn er es zu etwas Großem brachte, zu einer gesellschaftlichen Stellung, die ihr selbst gegen ihren Willen Achtung abnötigte — nur dann würde er wirklich den Triumph genießen, sie beschämt und gedemütigt zu sehen. Hier aber — dessen war er gewiß — gab es keine Möglichkeit für ihn, ein so hoch gestecktes Ziel zu erreichen. Wenn es ihm überhaupt gelingen sollte, konnte es nur unter neuen Verhältnissen geschehen — unter Verhältnissen, wie Dollys schmeichelnde Beredsamkeit sie ihm eben so anschaulich und verführerisch geschildert hatte. Weshalb also sollte er zaudern, den Schritt zu thun, zu dem sie ihm riet! Daß die Liebe des schönsten Weibes ihm den Kampf erleichtern und die harte Arbeit versüßen sollte, war doch fürwahr kein Grund, auch dieser letzten Aussicht feige den Rücken zu kehren!

„Gut denn," sagte er, „ich bin mit deinem Vorschlage einverstanden."

„O, wie glücklich bin ich! Aber ich wußte ja, daß du nicht Nein sagen könntest. Und wann werden wir reisen?"

„Das läßt sich wohl nicht so ohne weiteres bestimmen. Ich habe hier noch Verschiedenes zu ordnen, und es wird immerhin einige Zeit vergehen, bevor ich den kleinen Rest meines Vermögens flüssig machen kann."

Ein Schatten der Enttäuschung glitt über Dollys Gesicht.

„Ist dazu deine persönliche Anwesenheit so unbedingt erforderlich? Man kann dir das Geld doch nach New-York nachsenden! Und du hast gewiß irgend einen vertrauenswürdigen Freund, der statt deiner hier ordnen kann, was du noch zu erledigen hast. Ich möchte so gerne, daß wir bald, recht bald — lieber heute als morgen — dieses schreckliche Berlin verlassen."

Aber in diesem einen Punkte gelang es ihr nicht, ihren Willen durchzusetzen.

„Ich kann mich nicht davonschleichen wie ein Dieb," sagte Erich, „und ich habe auch keine Veranlassung dazu. Natürlich ist es am besten, den einmal gefaßten Entschluß so schnell wie möglich durchzuführen. Unsere Abreise braucht aber deswegen noch nicht zu einer Flucht zu werden. Und es ist durchaus notwendig, daß ich meine Angelegenheiten persönlich ordne."

Dolly war von der Entschiedenheit seiner Erklärung ersichtlich sehr unangenehm berührt; aber sie sah ein, daß es am besten sei, sich vorläufig zu fügen, da sie leicht genug auch das schon Errungene wieder aufs Spiel setzen konnte, wenn sie hartnäckig auf ihrer Forderung bestand. Und als sie nach einer kleinen Weile das Atelier verließ, war der liebevollen Zärtlichkeit ihres Abschieds nichts von der Verstimmung anzumerken, die das teilweise Fehlschlagen ihrer sehr bestimmten Absichten in ihr zurückgelassen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine eigentümlich schwüle Atmosphäre hat seit der Stunde, da Helene ihren Gatten während jener Porträtsitzung in einer so zweideutigen Situation mit seinem schönen Modell überrascht hatte, das Sarlosche Haus erfüllt.

Nicht, daß die junge Frau Gabor mit eifersüchtigen Vorwürfen gequält oder ihm auch nur eine gekränkte und beleidigte Miene gezeigt hätte! Sie war im Gegenteil freundlich und ruhig wie immer, und ein unbefangener Dritter würde schwerlich eine Veränderung in ihrem Benehmen bemerkt haben. Gabors schlechtes Gewissen aber hatte seine Empfindlichkeit hin-

länglich gesteigert, um ihn diese Veränderung trotzdem fühlen zu lassen. Und nachdem ein etwas ungeschickter Versuch, den häßlichen Schatten durch ein erkünsteltes Wiederaufflammen leidenschaftlicher Zärtlichkeit zu verscheuchen, an der gelassenen, doch darum nicht weniger entschiedenen Ablehnung der jungen Frau ziemlich kläglich und beschämend gescheitert war, wußte er nichts Besseres zu thun, als seinerseits den trotzig Schmollenden zu spielen.

Er ging dem Alleinsein mit seiner Frau so viel wie möglich aus dem Wege, saß bei ihren gemeinsamen Mahlzeiten schweigsam und verdrießlich am Tische, und ging allabendlich aus, um irgend eine Gesellschaft zu besuchen, aus der er erst in später Nachtstunde und scheinbar zum Tode ermüdet nach Hause kam.

So war es nun schon seit fünf Tagen gegangen, und da sich im übrigen alles im gewohnten Geleise bewegte und Helene eine klärende Aussprache nicht zu wünschen schien, hatte es ganz das Aussehen, als ob dieser unbehagliche Zustand der jungen Ehe zu einem dauernden werden solle.

Auch heute waren noch kaum zwanzig Worte zwischen den beiden Gatten gewechselt worden, als Gabor, der bis zum Einbruch der frühen Dunkelheit gearbeitet und dann nach einer neuerlichen Gewohnheit ein paar Stunden im Kaffeehause zugebracht hatte, gegen acht Uhr heimkehrte, um sich umzukleiden.

Sein Gesellschaftsanzug lag vorsorglich im Schlafzimmer bereit, wie er ihn um diese Zeit immer zu finden gewöhnt war. Aber er hatte noch nicht mit seiner Toilette begonnen, als gegen ihre sonstige Gepflogenheit und zu seiner etwas peinlichen Ueberraschung Helene eintrat. Gabor glaubte wahrzunehmen, daß sie auffallend bleich sei, aber er gab sich den Anschein, es nicht zu bemerken, und begann in erheuchelter Unbefangenheit irgend eine lustige Melodie vor sich hin zu summen. Gerade weil er sein Gewissen nicht rein fühlte, hatte er sich während dieser fünf Tage mit allerlei sophistischen Scheingründen so hartnäckig zu überreden versucht, seinerseits der Beleidigte zu sein, daß er sich wirklich von der Berechtigung dieser Auffassung überzeugt hielt, und daß er fest entschlossen war, bei einer etwaigen Auseinandersetzung diesen Standpunkt mit allem Nachdruck zu ver-

treten. Hatte seine unmännliche Gefügigkeit in Helenes praktisch-nüchternen Erwerbssinn ihn die Erfüllung seiner ehrgeizigen künstlerischen Hoffnungen gekostet, so wollte er doch wenigstens seine persönliche Freiheit bis zum Aeußersten gegen ihre Herrschgelüste verteidigen, über deren Vorhandensein die gleichmäßige Sanftheit ihres Wesens ihn nicht länger zu täuschen vermochte.

Im innersten Herzen beklommen, und darum nur um so mehr bereit, sich beim ersten Anzeichen eines beabsichtigten Kampfes mit aufbrausender Heftigkeit zu wappnen, erwartete er die Anrede seiner Frau. Und er glaubte über den Zweck ihres Erscheinens genügend orientiert zu sein, als Helene nach kurzem Schweigen sagte:

„Darf ich fragen, Gabor, wohin du heute abend gehst?“

„Seit wann hätte ich dir ein Geheimnis daraus gemacht? Aber du solltest es eigentlich wissen. Die Einladung hat ja lange genug offen auf dem Tische gelegen.“

„Gut denn, ich weiß es. Du willst eine Ballfestlichkeit bei den Imgarts besuchen.“

„Das ist allerdings meine Absicht. Hast du etwas dagegen?“

„Ich würde dir sehr dankbar sein, wenn du dich entschließen könntest, darauf zu verzichten.“

Er hörte am Klang ihrer Stimme, daß es ihr nicht leicht geworden war, diese Bitte auszusprechen, und seine natürliche Gutmütigkeit, die ihn noch immer fügsam und nachgiebig gemacht hatte gegen jeden ihrer Wünsche, drängte ihn auch jetzt, dem unnatürlichen Zustand dieser letzten Tage einfach dadurch ein Ende zu bereiten, daß er mit liebenswürdiger Heiterkeit ihrem im Grunde ja gar nicht so unbegreiflichen Begehren entsprach. Aber er besann sich noch zu rechter Zeit, daß es dann um seine Autorität und um die Freiheit seines Handelns wahrscheinlich für immer geschehen sein würde, und darum nahm er sich vor, wenigstens dies eine Mal unerschütterlich fest zu bleiben.

„Eine sonderbare Zumutung!“ sagte er, vorsichtig darauf bedacht, ihrem Blick nicht zu begegnen. „Und weshalb sollte ich nicht hingehen? Denn du mußt doch wohl ganz besonders triftige Gründe haben, eine so beispiellose Ungezogenheit von mir zu verlangen.“

„Ich möchte den Abend mit dir verbringen, Gabor! Könnte das nicht für einen einzigen Ausnahmefall als Grund genügen?“

„Wenn du es mir vierundzwanzig Stunden früher mitgeteilt hättest — gewiß! Aber daß es jetzt für eine Absage zu spät geworden ist, mußt du doch selbst einsehen. Ich habe Herrn Imgart erst heute nachmittag gesprochen und mit ihm verabredet, daß er morgen früh herkommt, um das Porträt seiner Tochter in Augenschein zu nehmen, woran mir aus verschiedenen Ursachen außerordentlich viel gelegen ist. Ich könnte mich also nicht einmal mit einem plötzlichen Unwohlsein herausreden. Und mein Ausbleiben wäre eine Beleidigung, die man im Imgartschen Hause mit Recht als unverzeihlich ansehen würde.“

„Es ließe sich doch wohl ein Vorwand finden, sofern du nur den Wunsch hättest, meine Bitte zu erfüllen. Und es ist eine sehr herzliche Bitte, Gabor!“

Wie er es über sich gewann, auch jetzt noch zu widerstehen, war ihm eigentlich selbst ein Rätsel. Er stellte sich vor, wie hübsch die Versöhnung sein würde, wenn er jetzt Ja sagte. Aber dann dachte er wieder an Hertha Imgart und daran, wie er ihr morgen gegenübertreten solle; und der knabenhafte Trotz, hinter den er sich seit dem Beginn dieser Unterredung geflüchtet hatte, behielt den Sieg.

„Sage lieber: eine sehr thörichte Bitte. Denn ihre Erfüllung würde nicht nur einen vollständigen Bruch mit den Imgarts bedeuten, sondern sie würde mich wahrscheinlich in dem ganzen Gesellschaftskreise unmöglich machen, dessen Mittelpunkt sie bilden. Und wenn ich dir zu Liebe bisher die schwersten Opfer gebracht habe, um mir die einträgliche Gunst dieser erleuchteten Kunstfreunde von der Fonds- und der Produkten-Börse zu erwerben, so sehe ich nicht ein, weshalb ich sie jetzt um einer bloßen Laune willen wieder aufs Spiel setzen sollte. Daß man dich nicht mit eingeladen hat, ist lediglich deine eigene Schuld, und du weißt, wie unzufrieden ich damit bin. Aber wenn es dich langweilt, allein zu Haus zu bleiben, kostet es mich nur eine leise Andeutung, um darin künftig eine Aenderung herbeizuführen.“

Helene machte eine entschieden abwehrende Bewegung.

„Davon ist nicht die Rede. Ich wünsche jenes Haus nicht zu betreten — wünsche es jetzt weniger denn je. Geh' also in Gottes Namen, wenn dein Herz dich so unwiderstehlich dahin zieht. Aber vergiß nicht, daß ich heute den Versuch gemacht habe, dich vor einer Thorheit, wenn nicht vor Schlimmerem, zu bewahren."

Wie heftig er sich auch wegen dieser Feigheit zürnte, hatte Gabor doch nicht den Mut, eine nähere Erklärung ihrer letzten Worte zu fordern, deren verborgenen Sinn er ja gut genug verstand. Er fand keine andere Erwiderung, als ein spöttisches Auflachen, und er versuchte nicht, Helene zurückzuhalten, als sie jetzt das Zimmer verließ.

Die Stimmung aber, in der er seine Toilette beendete, war eine nichts weniger als festlich-freudige. Und von einem Gefühl der Genugthuung über den erkämpften Sieg war durchaus nichts in seiner Seele. Die Art, wie seine Frau ihre Niederlage hingenommen, die geradezu hoheitvolle Würde, mit der sie ihm jene letzte Warnung zugerufen, hatten doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Und seine trotzige Hartnäckigkeit würde schwerlich stand gehalten haben, wenn Helene noch einmal versucht hätte, sie zu brechen.

Aber sie that es nicht, und sie mußte sich wohl in die Küche zurückgezogen haben, um einer nochmaligen Begegnung vor seinem Fortgehen auszuweichen, da er sie nirgends fand, als er langsam und in der halb uneingestandenen Hoffnung auf eine freundliche Verständigung durch alle Zimmer ging. So machte er sich denn auf den Weg, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Aber er nahm sich vor, nur kurze Zeit bei den Imgarts zu bleiben und frühzeitig heimzukehren. War er es auch seiner Manneswürde schuldig gewesen, diesmal seinen Willen durchzusetzen, so lag es doch keineswegs in seiner Absicht, Helene ernstlichen Kummer zu bereiten. Und wenn er zurückkam, konnte er ihr, dem Verlangen seines Herzens folgend, die Hand zur Versöhnung bieten, ohne sich etwas zu vergeben, wie es vorhin durch eine allzu bereitwillige Fügsamkeit der Fall gewesen wäre.

Mit solchen Absichten betrat er eine Viertelstunde später das vornehme Haus in der Lennéstraße, dessen erstes Stockwerk

Herthas Eltern bewohnten. Die lange Zimmerflucht war glänzend erleuchtet, und ein bunter Schwarm geputzter Gäste bewegte sich bereits in den prächtigen Räumen.

Die meisten dieser blasiert und gelangweilt dreinschauenden Herren wie der juwelengeschmückten Frauen und Mädchen, die in den kostbarsten und raffiniertesten Toiletten ihre Reize zur Schau trugen, waren für Gabor bereits alte Bekannte. Und auch der sinnenschmeichelnde Luxus des Reichtums, der sich rings um ihn her so hundertfältig offenbarte, hatte den bestrickenden Zauber des Neuen und Ungekannten für ihn verloren. Bis zu dem Augenblick, wo er Hertha gefunden hatte, die anfangs durch irgend eine Ursache in einem anderen Teile der Wohnung festgehalten sein mußte, wollte ihm das alles heute sogar recht fade und inhaltleer erscheinen. Die Unterhaltung, in die ein als „Lebemann" berühmter Bankdirektor ihn zu verwickeln suchte, dünkte ihn mit der seichten Geschmacklosigkeit ihrer oft gehörten Scherze als fast unerträglich. Und während sein Blick über die dekolletierten Damen mit den durch hundert Toilettenkünste verjüngten oder verschönten Gesichtern dahinglitt, sagte er sich, daß eigentlich nicht eine einzige unter ihnen sei, die im Ernst einen Vergleich mit seiner hübschen, energischen, jungen Frau hätte aushalten können. Auch die hastige, nervöse Art des Hausherrn, der ihm im Vorübergehen die Hand gedrückt hatte, vielleicht ohne im Moment zu wissen, wen er vor sich hatte, gefiel ihm heute weniger denn je. Und wenn er nicht gewußt hätte, daß er durch sein vorzeitiges Verschwinden irgend eine an seiner Verstimmung ganz unschuldige, junge Dame in peinliche Verlegenheit bringen würde, hätte er vielleicht noch vor dem Beginn der Tafel unauffällig die Flucht ergriffen.

Darum, wer diese junge Dame sein würde, hatte er sich noch nicht einmal gekümmert. Er hatte das draußen vom Diener überreichte Kärtchen, auf dem, wie er wußte, der Name seiner Tischnachbarin verzeichnet stand, achtlos in die Westentasche gesteckt, weil es ja immer noch früh genug war, unmittelbar vor dem Beginn des Soupers von seinem Inhalt Kenntnis zu nehmen. Und da ihm unter diesen koketten, leichtlebigen Frauen, wie unter den beängstigend frühreifen und weltklugen, jungen Mädchen die eine so gleichgültig war wie die andere, verlangte

es ihn vorläufig durchaus nicht darnach, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Eine geraume Zeit schon mußte seit seinem Eintritt vergangen sein, als er endlich der Tochter des Hauses ansichtig wurde. Im lebhaften Geplauder mit einer anderen jungen Dame war Hertha plötzlich ganz nahe bei ihm im Rahmen einer offenen Thür erschienen. Und ihr Anblick hatte mit einem Schlage seine gelangweilte und gedrückte Stimmung von Grund aus verwandelt.

Denn so oft auch ihre Anmut ihn bereits entzückt hatte, heute fand er sie doch reizender als je zuvor. Und er zögerte nicht, sich auf ziemlich rücksichtslose Art von seinem geschwätzigen Gesellschafter los zu machen, um sie zu begrüßen.

Mit einem bezaubernden Lächeln und einem Aufleuchten der Freude in den schönen, ausdrucksvollen Augen reichte sie ihm die Hand.

„Sie müssen sehr spät gekommen sein, Herr Sarlo; denn ich habe Sie vorhin überall vergeblich gesucht.“

Er küßte die behandschuhten Fingerchen und stammelte eine Entschuldigung. Wie war es nur möglich, daß er vorhin für einen Augenblick in allem Ernst hatte daran denken können, dem Verlangen Helenes nachzugeben!

„Ich habe nämlich eine große Neuigkeit für Sie,“ plauderte Hertha in vertraulichem Flüsterton weiter, als ihre Freundin sich diskret zurückgezogen hatte. „Eine Ueberraschung — und hoffentlich eine angenehme. Aber es muß vorläufig noch ein Geheimnis bleiben zwischen uns beiden. Denn ich habe meinem Papa versprechen müssen, zunächst gegen keinen Menschen etwas davon zu erwähnen.“

„Und doch wollen Sie es mir verraten, Fräulein Imgart? — Bin ich einer solchen Auszeichnung denn auch wert?“

„Das werden wir gleich sehen,“ sagte sie lachend. „Es wäre allerdings schrecklich, wenn ich mich in Ihnen getäuscht hätte. — Kommen Sie — es brennt mir auf der Seele. Und wir können uns jetzt vor Tische wohl leichter auf ein paar Minuten unbemerkt fortstehlen als nachher.“

Höchlich verwundert und ohne auch nur entfernt zu ahnen, was ihm da bevorstehen mochte, folgte Gabor der behend Vor-

ausschreitenden durch die von gedämpftem Stimmengeschwirr und einem schier atembeklemmenden Gemisch der verschiedensten Wohlgerüche erfüllten Gemächer.

Daß ihre gemeinschaftliche Flucht aus der Gesellschaft unbemerkt bleiben würde, war freilich eine allzu optimistische Voraussetzung Herthas gewesen. Denn von überall her folgten ihnen neugierige Blicke und bedeutsames Flüstern. Aber selbst wenn sie es bemerkt hätte, würde sie dadurch in ihrem Vorhaben schwerlich irre gemacht worden sein. Es war eben ihre Art, dergleichen kleine Verstöße gegen Sitte und Herkommen mit souveräner Gleichgültigkeit zu behandeln.

Sie schlug am Ende der langen Zimmerreihe eine bestickte Samtportiere zurück und lud mit einer anmutigen Kopfbewegung ihren aufs äußerste gespannten Begleiter zum Betreten des dahinter liegenden kleinen Raumes ein.

„Das ist mein Allerheiligstes, Herr Sarlo — mein Schmollwinkel, in den sonst so leicht niemand seinen Fuß setzen darf. Hoffentlich wissen Sie die Ausnahme, die ich heute mit Ihnen mache, nach ihrem ganzen Werte zu schätzen."

Das Gemach, in das sie ihn geführt hatte, war ein mit erlesenstem Geschmack und feinstem Stilgefühl ausgestattetes Boudoir, über dessen zierliche Möbel und zartfarbige Seidentapeten die durch rötliche Gläser abgedämpften, elektrischen Glühlampen nur eine wohlthuend milde Helligkeit breiteten — ein Raum, mehr geschaffen für das gelegentliche Einsamkeitsbedürfnis einer mit allen Genüssen des Daseins vertrauten Weltdame, als für die unschuldigen Träumereien einer noch unberührten Mädchenseele.

„Wie hübsch Sie sich Ihren Schmollwinkel eingerichtet haben, Fräulein Hertha!" sagte Gabor mit dem Ausdruck einer vom Herzen kommenden Anerkennung. „Ich habe nie etwas so Allerliebstes gesehen."

„Es freut mich, daß er Ihnen gefällt. Aber nicht, um Ihnen mein Mädchenstübchen zu zeigen, habe ich Sie den Freuden der Geselligkeit da drinnen entzogen, — hier — das war es, was ich Ihnen zeigen wollte. Finden Sie auch das nach Ihrem Geschmack?"

Sie hatte die Schublade eines im Stil Ludwigs des Fünfzehnten aus Rosenholz gearbeiteten Schreibtisches geöffnet und

reichte dem jungen Maler eine große Photographie, die Aufnahme eines malerisch am Seeufer hingelagerten Schlößchens.

„Ein richtiger Wohnsitz für eine Märchenfee! Das ist der Lago di Como, wenn ich nicht irre."

„Erraten! Und die Villa ist die unsrige. Gestern ist nach langen Verhandlungen der Abschluß perfekt geworden, der sie in den Besitz meines Vaters übergehen läßt."

„Ich gratuliere Ihnen von Herzen. Wer in der Lage ist, sich ein solches Fleckchen zu sichern, darf in der That unter die beneidenswerten Sterblichen gerechnet werden."

„Ich danke Ihnen! Ja, es ist sehr hübsch, eigentlich noch viel hübscher, als es hier auf dem Bilde aussieht. Wir lernten die Besitzung, die bis jetzt einem etwas spleenigen Engländer gehört hat, im letzten Winter auf unserer herkömmlichen Italienreise kennen, und wir — das heißt, ehrlich gesprochen: ich — waren so entzückt davon, daß mein Papa schon damals im stillen den Entschluß faßte, Villa und Park zu erwerben. Der Engländer erklärte auf eine Anfrage, daß er gar nicht daran dächte, sich seines Eigentums zu entäußern. Aber wenn mein Papa sich einmal etwas vorgenommen hat, weiß er es auch durchzuführen, und das Wort ‚unmöglich' ist für ihn nicht vorhanden. Gestern überraschte er mich mit der Kunde, daß der Kaufvertrag unterzeichnet sei, den er in etwa acht Tagen als sein Angebinde auf den Geburtstagstisch der Mama legen werde."

„Ein fürstliches Geburtstagsgeschenk! Ihre Frau Mutter wird einige Ursache haben, sich zu freuen."

„Sie wird sehr überrascht sein, denn sie ahnt nicht das Mindeste. Und damit diese Ueberraschung, die das Beste an der Sache ist, nicht verdorben werde, habe ich mich zu strengster Verschwiegenheit verpflichten müssen. Daß ich mein Gelöbnis Ihnen gegenüber breche, muß natürlich seine besondere Ursache haben. Können Sie sie erraten?"

Gabor dachte ein wenig nach; dann schüttelte er den Kopf.

„Ich gestehe, daß mein Scharfsinn mich vollständig im Stiche läßt, Fräulein Hertha!"

„Nein, es ist auch eigentlich unmöglich. Also hören Sie! Gleich als der Papa mir seine große Enthüllung machte, habe ich

ihm erklärt, daß ich auch meinen Anteil haben wolle an dem Geschenk. Und auf seine Frage, worin dieser Anteil bestehen solle, verlangte ich von ihm das Versprechen, den architektonisch sehr prächtigen Speisesaal und die daran anstoßende große Gartenhalle, deren künstlerische Ausschmückung mir nicht gefallen hatte, nach meinem Geschmack umgestalten zu dürfen. Er machte mir eine Blankozusage, und er war selbstverständlich zu vornehm, sein Wort zurückzuziehen, als ich mit meiner Absicht herauskam, die großen Wandfelder wie die Lünetten von einem bedeutenden Maler, den ich aber ganz nach meinem Ermessen auswählen wollte, mit einer Anzahl allegorischer Gemälde schmücken zu lassen. Daß ich über die Person dieses Malers von vornherein nicht einen Augenblick im Zweifel war, werden Sie nun den Umständen nach vielleicht erraten."

Es war so viel reizende Schelmerei in dem Klang ihrer letzten Worte und in dem Blick, der dabei über Gabor hinstreifte, daß er sich hoch beglückt fühlte, noch ehe er die ganze Bedeutung der Aufgabe begriffen hatte, die ihm zu Teil werden sollte.

„Sie hätten an mich gedacht? O, Fräulein Hertha, das ist mehr Freundlichkeit, als ich verdient habe."

„Aber Sie wissen ja noch gar nicht, um was es sich handeln soll, und ob es für Sie überhaupt der Mühe wert sein würde, den Auftrag zu übernehmen. Vielleicht ist es eine ganz kindische Idee, in die ich mich da verliebt habe, und Sie lachen mich einfach aus. Ich behalte mir nämlich vor, den Künstler zu inspirieren, der sich da in meinem Dienst begiebt. Ich will gewissermaßen meinen schöpferischen Anteil haben an diesen Bildern, und darum werde ich mich nicht damit begnügen, die Motive anzugeben, sondern ich werde die Arbeit Schritt für Schritt durch jedes Stadium ihrer Entwickelung begleiten — ich werde mir das Recht herausnehmen, Kritik zu üben und meine Meinung frei zu äußern — ohne Eigensinn natürlich und immer bereit, mich von der überlegenen Einsicht des berufenen Künstlers belehren zu lassen, aber auch ohne Scheu, eine empfindliche Künstlereitelkeit zu verletzen. Würden Sie nicht von vornherein davor zurückschrecken, Herr Sarlo, auf einen Vertrag mit solchen Bedingungen einzugehen?"

„Ich könnte mir nichts Köstlicheres und Beglückenderes denken als eine solche Gemeinsamkeit des Schaffens,“ sagte er in einem Ton, der wahrlich keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit lassen konnte. „Aber ich möchte Ihnen fast zürnen, Fräulein Hertha, daß Sie diese herrliche Phantasmagorie vor meine Seele gezaubert haben, denn sie wird ja aller Voraussicht nach bleiben, als was sie mir in diesem Augenblick erscheint: ein schöner Traum, der niemals Wirklichkeit werden kann.“

„Und weshalb nur ein Traum? Wenn Ihnen der Gedanke gefällt, sehe ich wahrhaftig nicht ein, welche unüberwindlichen Hindernisse sich seiner Ausführung entgegenstellen sollten. Die Zeit und die Arbeitskraft, die Sie mir zum Opfer bringen, würden ja nicht nutzlos verschwendet sein. Denn ich bin nicht so grausam, meine Schätze ganz für mich allein zu begehren. Sie sollen die Wände nicht etwa al fresco bemalen, einzig zur Augenweide für die Bewohner der Villa und ihre gelegentlichen Besucher; sondern es werden richtige, transportable Gemälde sein, die Sie meinetwegen ein Jahr lang auf alle Ausstellungen schicken können, ehe sie dauernd an ihrem Bestimmungsort verbleiben. Und dann dürfen Sie auch nicht mißverstehen, was ich da über meine Mitarbeit gesagt habe und über die Inspiration, die von mir ausgehen soll. Nicht in der Art Ihrer jetzigen Auftraggeber möchte ich Sie beeinflussen, sondern gerade im entgegengesetzten Sinne, indem ich lediglich darüber zu wachen versuche, daß Sie in keinem Augenblick von dem Wege der reinen Kunst abweichen, um auf irgend einem Seitenpfade den wohlfeilen Beifall der Menge zu suchen.“

Nun erst begriff er sie ganz, und das Herz ging ihm weit auf in einem Empfinden beglückter Dankbarkeit.

„Was für ein großes und seltenes Wesen sind Sie, Hertha! Was Sie da thun wollen, soll also in keiner anderen Absicht geschehen, als um mich vor der Versumpfung und dem künstlerischen Untergange zu retten? So viel wollen Sie an einen Menschen wagen, der Ihnen noch vor wenig Wochen ein Fremder war, und der niemals in der Lage sein wird, Ihnen solche Großmut nach Gebühr zu danken?“

„Nicht doch, Herr Sarlo! Sie bringen mich ja in Verlegenheit, wenn Sie es so ansehen, daß ich mir von meinem Papa

vielleicht etwas anderes ausgebeten hätte, wenn ich nicht den Wunsch gehabt hätte, Ihnen ein wenig nützlich zu sein — warum soll ich es leugnen? Denn Sie werden doch hoffentlich mein Anerbieten nun nicht darum gleich kurzer Hand ablehnen. Aber von irgend welcher Dankbarkeit oder dergleichen darf niemals die Rede sein — das mache ich zur Bedingung. Wenn es mir nicht eine wahre Herzensfreude wäre, zu denken, daß es mir vielleicht vergönnt sein soll, ein verirrtes Genie auf die rechte Bahn zurück zu führen, würde ich mich auf das alles gewiß nicht eingelassen haben. Ich habe also meinen Lohn dahin."

Gabor Sarlo nahm ihre beiden Hände, ohne daß sie einen Versuch gemacht hätte, ihn daran zu hindern, und drückte sie an seine Lippen.

„Daß es Wahrheit werden könnte!" murmelte er. „Daß ich an Ihrer Hand mich selbst und meinen wahren Künstlerberuf wiederfinden dürfte!"

„Sie sollen es, Herr Sarlo!" sagte sie herzlich, ihm endlich sanft ihre Hände entziehend. „Und ich will Ihnen auch gleich sagen, wie ich mir die Ausführung meines Planes in reiflichem Nachdenken zurechtgelegt habe. Die Villa wird in diesen Tagen von ihrem bisherigen Eigentümer geräumt und soll nach etwa zwei Wochen zu unserer Aufnahme bereit sein. Dann werden wir voraussichtlich einen Monat dort zubringen. Und wenn Sie sich entschließen könnten, während dieses Monats unser Gast zu sein, würden sich alle Einzelheiten für die Ausführung der Gemälde besprechen und feststellen lassen. Ob Sie dann die Arbeit selbst dort an Ort und Stelle oder in Ihrem hiesigen Atelier bewirken wollen, stände natürlich ganz bei Ihnen. — Eines aber — wie peinlich es mir auch sein mag, es auszusprechen — müßte ich allerdings zur unerläßlichen Bedingung machen."

Gabor ahnte instinktiv, worin diese Bedingung bestehen würde, und Hertha mochte auf seinem Gesicht lesen, was in ihm vorging; sie kam ihm und seinen Einwänden zuvor, indem sie sagte:

„Gaben Sie mir nicht zu verstehen, Herr Sarlo, daß Ihre Frau Gemahlin einen lebhaft entwickelten Geschäftssinn habe und ein sehr feines Verständnis für die praktische Seite Ihres Künstler-

berufs? Nun, vielleicht wird sie sich leichter zu dem allerdings nicht geringfügigen Opfer entschließen, Sie auf ganze vier Wochen von sich zu lassen, wenn mein Papa wegen der Gemälde vorher ein festes Abkommen mit Ihnen trifft, dessen Voraussetzung dann aber jener Besuch in unserer Villa sein würde. Sie wissen, es ist nicht schwer, in solchen Sachen mit meinem Vater handelseins zu werden. So peinlich genau er in seinen kaufmännischen Angelegenheiten ist, so generös ist er in allen Dingen, die außerhalb dieser rein geschäftlichen Sphäre liegen. Und ich sage Ihnen schon jetzt, daß Sie für die Uebernahme des Auftrages, der Sie ja gewiß viele Monate hindurch ausschließlich beschäftigen wird, fordern können, was Sie wollen."

„Und meine Thätigkeit als Porträtmaler? Glauben Sie wirklich, daß ich es verantworten könnte, sie ganz zu vernachlässigen? Einige Monate der Unthätigkeit würden ohne Zweifel hinreichen, mich auf diesem Gebiete, auf dem ein so eifriger und erbitterter Wettbewerb herrscht, ganz aus der Mode zu bringen."

„Vielleicht ist es eben das, was ich herbeizuführen wünsche. Und wenn Sie die Verantwortung dafür scheuen, so gestatten Sie mir, sie auf mich zu nehmen. Habe ich mich einmal auf das Wagnis eingelassen, in einem gewissen bescheidenen Sinne Ihre Muse zu sein, so muß ich wohl auch bereit sein, alle möglichen Folgen zu tragen."

Gabor verstand nicht recht, wie diese Erklärung gemeint sein konnte; oder er war auch nicht in der Verfassung, sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Während dieser letzten Minuten hatte sich's vor ihm aufgethan wie der Ausblick in eine Zukunft voll blendenden Glanzes und berauschender Seligkeiten. Was er anfänglich nur für die unausführbare Augenblickslaune eines erfinderischen und etwas phantastischen Mädchenköpfchens gehalten, jetzt hatte es die greifbare Gestalt der Wirklichkeit angenommen, und jetzt — das fühlte er mit voller Gewißheit — mußte es Wirklichkeit bleiben, wenn die Enttäuschung ihn nicht ganz zu Boden schmettern sollte.

Frei und ungehindert schaffen zu dürfen, wie sein künstlerisches Gewissen es ihn gebot — ledig der schimpflichen Sklavenkette des Broterwerbs — und in diesem Schaffen mit sein-

sinnigem, teilnehmendem Verständnis begleitet von dem holdseligsten und liebenswürdigsten Geschöpf, das ihm bisher auf seinem Lebenswege begegnet war — was konnte er Köstlicheres erträumen — und was blieb ihm noch zu wünschen übrig, wenn diesem wonnigen Phantasiegebilde eine volle Verwirklichung beschieden war?

„Und wann —“ fragte er — „wann würde die Entscheidung erfolgen?“

„Sie würden zunächst volle acht Tage Bedenkzeit haben. Und ich mache es Ihnen zur Pflicht, während dieser acht Tage mit niemandem zu Rate zu gehen als mit sich selbst. Zu allen gewünschten Auskünften und zur Beseitigung aller etwa auftauchenden Bedenken stehe ich Ihnen natürlich zur Verfügung. Und wir werden Gelegenheit genug haben, uns über meinen Plan zu unterhalten, da ich ja in dieser Woche täglich zur Sitzung kommen muß, wenn das Bild noch rechtzeitig zum Geburtstage meiner Mama fertig werden soll. Bei der Festlichkeit, die aus Anlaß dieses Geburtstages bei uns stattfindet, wird mein Vater dann mit der Frage an Sie herantreten, ob Sie geneigt sind, die malerische Ausschmückung der Villa am Comer See zu übernehmen. Und dann ist mit Ihrem Ja oder Nein die Sache entschieden.“

„Wie meine Antwort ausfallen wird — ich brauche es Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Aber meine Frau —! Muß ich auch ihr gegenüber bis dahin Stillschweigen bewahren?“

„Ja — ich halte es für unerläßlich — einmal um des festen Versprechens willen, das ich meinem Vater gegeben, und dann ein wenig auch Ihretwegen. Je weniger Gelegenheit Sie Ihrer Gattin zu langem Erwägen und Ueberlegen geben, desto leichter werden Sie ihre Zustimmung erlangen. — Nun aber dürfen wir uns wohl nicht länger der Gesellschaft entziehen, ohne einige Dutzend geschäftiger Lästerzungen in Bewegung zu setzen. Warten Sie nur einen Augenblick, bis ich das Bild wieder verschlossen habe. So — und nun geben Sie mir Ihren Arm; denn es dürfte gerade an der Zeit sein, daß Sie mich zu Tische führen.“

„Sie — Fräulein Irmgart?“ — Er zog hastig das vergessene Kärtchen aus der Tasche und errötete vor Vergnügen, als

er wirklich ihren Namen darauf las. „Das ist eine Auszeichnung, auf die ich selbst in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hätte?“

„Sind Ihre kühnsten Träume so bescheiden?“ neckte sie lachend. „Ich will doch hoffen, daß sie gelegentlich auch einen etwas höheren Flug nehmen. Aber im Vertrauen will ich Ihnen offenbaren, daß ich das Placement noch im letzten Augenblick durch eine kleine Kriegslist zustande gebracht habe, weil ich hoffte, es würde Ihnen so recht sein. Ein Geständnis, das ich Ihnen als ein wohlerzogenes junges Mädchen eigentlich nicht machen dürfte — nicht wahr?“

Gabor fand darauf keine andere Antwort als die, daß er ihr wiederum die Hand küßte, beseligt durch den leichten Druck der schlanken Finger, den er dabei verspürte.

Dann führte er sie hinaus. Und ihr gemeinsames Wiedererscheinen wurde jetzt vielleicht weniger bemerkt, als es zehn Minuten früher der Fall gewesen wäre, da die Gesellschaft in der That eben im Begriff war, sich zur Tafel zu begeben.

Von dem, was er während der nächsten Stunden erlebt, hatte Gabor nachher nur die beglückende Erinnerung an einen holden Rausch, der alles um ihn her gleichsam in einen rosigen Nebel eingehüllt und ihn auf Flügeln des Entzückens hoch über alle nüchterne Wirklichkeit emporgetragen hatte. Hertha schien all ihren bestrickenden Liebreiz heute nur für ihn zu entfalten, und es war, als ob das geheime Einverständnis, das seit der Unterredung im Boudoir zwischen ihnen obwaltete, ihnen plötzlich die Berechtigung gegeben hätte zu einer Vertraulichkeit, wie sie vor dieser Stunde ihrem Verkehr niemals eigen gewesen war. Immer wieder, absichtlich oder unabsichtlich, fanden sich zu flüchtiger, kosender Berührung ihre Hände, und öfter noch — namentlich dann, wenn sie mitten in dem brausenden Stimmengeschwirr Minuten lang beide in traumverlorenem Schweigen dagesessen — begegneten sich ihre Augen zu einer verstohlenen Zwiesprache, von der sie glauben mochten, daß sie keinem aus ihrer Umgebung wahrnehmbar oder verständlich sei.

Dann, nach Aufhebung der Tafel, hatte der Ball seinen Anfang genommen, und unter den vielen eifrigen und unermüdlichen Tänzern war Gabor der eifrigste und unermüdlichste ge-

wesen. Das feurige Temperament der Rasse, der er entstammte, kam bei ihm niemals so augenfällig zu Tage, als wenn er seine schlanke, geschmeidige Figur nach den rythmischen Klängen eines Walzers oder einer Mazurka bewegen konnte. Dann sprühte alles an ihm von Leben und jugendlicher Daseinsfreude. Seine Augen leuchteten wie die eines vom fröhlichen Spiel erhitzten Kindes, und die weichen Lippen unter dem martialischen Schnurrbart lächelten gleichfalls mit einem naiven, unschuldigen Kinderlächeln, das dem frischen, rosigen Gesicht einen Ausdruck herzgewinnender Liebenswürdigkeit verlieh.

Er war ein Gegenstand freundlichster Aufmerksamkeit für alle anwesenden Damen; aber er gewahrte die ermutigenden Blicke gar nicht, die ihm von allen Seiten zuflogen. Er tanzte fast nur mit Hertha, und er würde in seiner freudetrunkenen Weltvergessenheit überhaupt keine andere aufgefordert haben als sie, wenn nicht sie selbst, während sie in seinem Arm dahinflog, ihm gelegentlich die Bitte zugeflüstert hätte, sich dieses oder jenes schmachtenden Mauerblümchens zu erbarmen.

Eben hatte er sie wieder an einen anderen Tänzer abtreten müssen, als er sich plötzlich am Arm berührt fühlte und zu seiner fatalen Ueberraschung in das lächelnde Gesicht des Doktor Roberti sah, von dessen Anwesenheit in der Gesellschaft er bis dahin überhaupt nichts gewußt hatte.

Seit jener Unglücksnacht in Erich von Brunnecks Atelier hatte jeder Verkehr zwischen ihm und dem Journalisten aufgehört und bei gelegentlichen, zufälligen Begegnungen auf der Straße war er ohne Wort und Gruß an ihm vorübergegangen. Aber der Doktor hatte ihm gegenüber den Großmütigen gespielt und hatte es verschmäht, sich für diese beleidigend geringschätzige Behandlung mit den Waffen seiner beißenden Satire zu rächen.

Wiederholt hatte er in den von ihm bedienten Zeitungen und Journalen in Ausdrücken warmer Anerkennung von dem Talent des vielverheißenden jungen Malers gesprochen, und er hatte seiner letzten Porträtausstellung sogar einen größeren Artikel voll fast überschwänglichen Lobes gewidmet.

Dessen erinnerte sich Gabor in diesem Augenblick peinlicher Ueberraschung sehr gut, und ein gewisses Dankbarkeitsbedürfnis seiner liebenswürdigen, jedes dauernden und tiefen Grolls ganz

unfähigen Natur, wie auch die Rücksicht auf den Schauplatz der unerwarteten Begegnung, machten es ihm unmöglich, den Journalisten zu brüskieren.

„Guten Abend, mein werter Herr Sarlo! Sieht man Sie auch einmal wieder? — Ein sehr amüsantes Fest, nicht wahr?"

„Ich für meine Person wenigstens unterhalte mich recht gut."

„Man braucht Sie nur anzusehen, um davon überzeugt zu sein. Darf ich vielleicht auch Ihre Frau Gemahlin begrüßen?"

„Meine Frau ist nicht hier, Herr Doktor!"

„Ach, wie schade! Ein kleines Unwohlsein vermutlich? Jedenfalls bitte ich, meine besten Empfehlungen zu übermitteln und meine herzlichsten Wünsche für baldige Genesung. Was macht denn die Kunst? Sie geht nach Brot — nicht wahr? Oder nach Austern und Champagner, wie man in Ihrem Falle wohl richtiger sagen muß. — Uebrigens ein verteufelt reizendes Mädchen."

„Wer, Herr Doktor? — die Kunst?"

„Seit wann sind Sie so witzig, lieber Freund? Nein, nicht die Kunst meinte ich, sondern die holdeste ihrer Beschützerinnen, die liebenswürdige Tochter dieses gastlichen Hauses. Als ich Sie so mit ihr dahinfliegen sah, habe ich zum erstenmal in meinem Leben bedauert, nicht auch ein flotter Tänzer zu sein, und ich habe Sie zum tausendsten Mal um ihren unwiderstehlichen Schnurrbart beneidet."

Gabor wußte nicht recht, ob er den Empfindlichen spielen oder mit einem Lächeln über die Bemerkung hinweggehen sollte. Aber Roberti selbst half ihm aus dieser Verlegenheit, indem er in seiner gleichmütig spöttischen Weise auf ein anderes, scheinbar weit abliegendes Thema übersprang.

„Kennen Sie den Herrn da drüben — den mit dem schwarzen Spitzbart und dem Augenaufschlag eines Sterbenden? Nein? Es giebt also wirklich noch einen Menschen in Berlin, der ihn nicht kennt, den berühmten Ludwig Feldern, den genialsten Dramatiker der Gegenwart und Zukunft? Dann haben Sie vielleicht auch noch gar nichts von dem interessanten Roman gehört, dessen Held er augenblicklich ist?"

Gabor, der schon wieder sehnsüchtig nach Hertha ausschaute, hatte keinen anderen Wunsch als den, von dem unangenehmen Schwätzer loszukommen.

„Nein. Und ich muß gestehen, Herr Doktor — —“

„O, lassen Sie sich's nur erzählen. Es ist eine amüsante Geschichte, und vielleicht sogar ein bißchen lehrreich. Aber wenn ich sagte, daß Feldern der Held des Romans ist, so habe ich mich nicht ganz korrekt ausgedrückt. Einen Helden giebt es bei solchen Geschichten überhaupt niemals, weil sich die männlichen Akteure nichts weniger als heroisch zu benehmen pflegen. Es giebt da immer nur eine Heldin. Und die ist in diesem Fall die überschlanke Dame mit der Botticelli-Frisur, mit der Sie unsern großen Dramatiker eben so lebhaft plaudern sehen. Sie ist die geschiedene Frau eines Bankiers und die glückliche Besitzerin einer Rente von dreißigtausend Mark. Seit zwei Jahren ist sie auf der Jagd nach einem berühmten Manne, und bei der Premiere, die Ludwig Feldern über Nacht zu einer Berühmtheit machte, hat sie ihn gefunden. Alle Welt betrachtet die beiden schon als eine Art Brautpaar. Man versäumt nie, sie zusammen einzuladen und sie bei Tisch nebeneinander zu setzen. Hundert gefällige Leutchen arbeiten mit rührender Geschäftigkeit an dem Zustandekommen des hübschen, kleinen Skandals, ohne den es nicht abgehen zu sollen scheint, ehe die beiden in den Hafen der Ehe einlaufen können.“

„Eines Skandals?“ fragte Gabor, der nur mit halbem Ohr zuhörte, weil er Hertha eben im Gespräch mit einigen Herren an der anderen Seite des Saales sah. Und Doktor Roberti neigte sich ganz nahe zu ihm, um mit scharfer Betonung zu flüstern:

„Es giebt da nämlich ein kleines Hindernis, insofern als der große Dichter leider verheiratet ist. Ich kannte ihn und seine Frau schon zu der Zeit, da er noch weit davon entfernt war, der berühmte Ludwig Feldern zu sein, und da der Gerichtsvollzieher sehr viel häufiger bei ihm erschien als der Geldbriefträger. Damals wäre er vermutlich elend zu Grunde gegangen, wenn nicht die kleine, tapfere Frau dagewesen wäre, um das schwanke Schifflein seines Lebens mutig an allen Klippen vorbei zu steuern. Ein Philister würde sagen, daß er

ihr nicht weniger als alles zu danken hat, und daß er sie dafür bis an das Ende seines Lebens auf den Händen tragen müßte. Aber wir sind ja hier glücklicherweise keine Gesellschaft von Philistern, sondern von freidenkenden, vorurteilslosen Leuten. Und wir finden es darum ganz in der Ordnung, daß der große Feldern einer Gefährtin überdrüssig wird, die nur eben für den kleinen Feldern gut genug war. Jetzt, da er die Höhe gewonnen hat und mit einem Jahreseinkommen von Hunderttausenden rechnen darf, braucht er natürlich eine andere Frau als eine, die sich aufgezehrt hat im Kampf mit der Misere des Lebens. Jetzt braucht er nur noch eine Muse, die ihn inspiriert, eine Göttin, vor der er anbetend auf den Knieen liegen kann. Und wenn es eine Muse mit dreißigtausend Mark Rente sein kann — nun, um so besser! Nur kleingeistige und engherzige Pfahlbürger können darin so etwas wie eine Schurkerei erblicken. — Aber sie hören mir nicht zu, Herr Sarlo — meine Geschichte langweilt Sie?“

„O, durchaus nicht. Sie sagten, daß Herr Feldern —“

„Daß er im Begriff ist, einen Schurkenstreich zu begehen — nach philiströser Auffassung. Wir Dichter und Künstler denken darin selbstverständlich ganz anders. Wir haben ja den wunderschönen Begriff erfunden von dem Rechte der Persönlichkeit, sich auszuleben. Und damit haben wir die Rechtfertigung gefunden für alles, was uns auf Kosten unserer Nebenmenschen zu thun beliebt. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Sarlo! Mir scheint, daß Ihre schöne Muse sehnsüchtig nach Ihnen ausschaut.“

Damit war er wieder im Gewühl verschwunden; Gabor aber glaubte noch sein fatales, spöttisches Lachen zu vernehmen, und all das berauschende Glücksgefühl, das ihn während der letzten Stunden erfüllt hatte, war mit einem Mal dahin.

„So ernst, Herr Sarlo?“ hörte er im nächsten Augenblick Herthas weiche Stimme. „Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Oder fangen Sie an, sich zu langweilen?“

Er protestierte natürlich gegen eine solche Vermutung, und wenige Sekunden später wirbelte er wieder mit ihr im feurigen Tanze dahin. Aber es war nicht mehr dasselbe wie vorher; das fühlte Hertha mit sicherem weiblichen Instinkt, und sie schien

entschlossen, der Ursache der Veränderung auf den Grund zu kommen.

„Ich sah, daß Sie sich mit dem Doktor Roberti unterhielten," sagte sie. „Hat er Ihnen vielleicht eine seiner beliebten Bosheiten versetzt, daß Sie so arg verstimmt sind?"

Und mit naiver Aufrichtigkeit erwiderte der junge Maler:

„Nein, er hat mir nur eine häßliche Klatschgeschichte erzählt, eine, die ich lieber nicht gehört hätte?"

„Und darf man fragen, wen sie betraf?"

„Ach, man sollte dergleichen nicht wiederholen. Wahrscheinlich ist ja auch gar nichts daran."

Aber sie ließ nicht nach, in ihn zu dringen, bis er ihr wiederholt hatte, was ihm von Robertis Erzählung im Gedächtnis geblieben war. Er hatte vielleicht erwartet, daß sie voll sittlicher Entrüstung die beiden Gäste gegen einen so schimpflichen Verdacht in Schutz nehmen würde. Aber sie that nichts dergleichen, sondern sagte vielmehr zu seiner Ueberraschung in eigentümlich ernstem Ton:

„Was der hämische, kleine Doktor Ihnen da zugetragen hat, ist vermutlich vollkommen wahr. Zwei große und starke Naturen, die das Schicksal gleichsam von allem Anbeginn für einander bestimmt hatte, ringen da nach Vereinigung. Und ich hoffe, daß es ihnen gelingt, die Hindernisse zu überwinden, die sich der Verwirklichung ihrer Wünsche entgegenstellen."

Gabor war ganz betroffen von der Ruhe und Bestimmtheit, mit der sie das sagte.

„Sie meinen also, daß Herr Feldern recht daran thäte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen — auch wenn sie ihm keinen Anlaß gegeben hat, sich über sie zu beklagen?"

„Sie macht ihn unglücklich durch ihr bloßes Dasein; weil er dies fremde Dasein, zu dem er keine innere Beziehung mehr hat, wie einen Leichnam mit sich herum schleppen muß. Ist das noch nicht Grund genug?"

„Ist sie denn von seinen Wünschen und von seinem Verhältnis zu jener anderen, das doch alle Welt zu kennen und zu billigen scheint, nicht unterrichtet?"

„Sie müßte blind und taub umhergehen, wenn sie es nicht wäre. Aber sie will ihn nicht freigeben. Und es fehlt ihm,

wie es scheint, an der rechten Energie, sich seine Freiheit zu erzwingen. Unter den Männern viel mehr als unter den Frauen sind ja die mitleidswürdigen Schwächlinge zu suchen, die sich ihr Leben durch eigene Schuld verpfuschen, weil sie den Mut nicht aufbringen können, glücklich zu sein."

Die Musik verstummte, und auch wenn Gabor auf ihre letzten Worte eine Erwiderung in Bereitschaft gehabt hätte, hätte sie unausgesprochen bleiben müssen, da eben einige junge Damen heranschwirrten, um sich von Hertha zu verabschieden. Und nun wurde der Aufbruch bald allgemein. Gabor fand keine Gelegenheit mehr, verstohlene Worte mit der Tochter des Gastgebers zu tauschen. Ein Händedruck und ein nur für ihn vernehmliches, von einem bedeutsamen Lächeln begleitetes: „Auf morgen also!" war alles, was ihm in dieser Nacht noch an Gunstbeweisen von ihr zu teil wurde.

Von einem nahen Kirchenturme schlug es Vier, als er in die Straße einbog, in der seine Wohnung lag.

Und er hatte sich so fest vorgenommen, frühzeitig wieder daheim zu sein, weil er sich mit seiner Frau hatte versöhnen wollen! Wie seltsam, daß er während der ganzen Nacht nicht mehr daran gedacht hatte — nicht ein einziges Mal! Wie hatte doch Hertha gesagt? Mitleidswürdige Schwächlinge, die sich ihr Leben durch eigene Schuld verpfuschen, weil sie den Mut nicht aufbringen können, glücklich zu sein! — Ob sie vielleicht auch ihn im Verdacht hatte, einer dieser Schwächlinge zu sein? Und ob er nicht vielleicht in Wahrheit zu ihnen zählte?

Je mehr er über ihre Worte grübelte, desto mehr wollte es ihn bedünken, als ob sie nicht ohne eine ganz bestimmte Beziehung auf ihn gesprochen worden seien. Aber wenn es so war — mein Gott, welcher Ausblick that sich dann vor ihm auf! War es möglich, daß Hertha in der Freundschaft, die sie mit ihm verband, ein Seitenstück sah zu dem Roman, der sich da zwischen dem dramatischen Dichter und der geschiedenen Bankiersgattin abspielte? Siedend heiß strömte ihm alles Blut zum Herzen, als seine Gedanken bis zu diesem Punkte gelangt waren. Er mußte seinen Hut lüften und seinen Ueberrock aufreißen trotz der schneidenden Kälte der Winternacht. Und ob-

wohl er sicher war, daß Helene bereits im tiefen Schlafe lag, gewann er es nicht über sich, in diesem Zustande der Erregung, der sich seiner plötzlich bemächtigt hatte, seine Wohnung aufzusuchen. Vier- oder fünfmal noch schritt er die Straße auf und nieder, ehe er sich wieder Herr geworden glaubte über den Sturm beunruhigender und unklarer Empfindungen, der da mit elementarer Gewalt seine Seele durchbraust hatte.

Er war jetzt voll Zorn über sich selbst, und fortwährend glaubte er die schrille, höhnische Stimme des Doktor Roberti zu hören, wie er ihm zurief:

„Ein Schurkenstreich — nach der Auffassung der Philister! Wir aber sind eine Gesellschaft von freidenkenden, vorurteilslosen Leuten.“

Nein, bei Gott — auch wenn es wirklich das Glück war, das ihm da winkte, nicht um solchen Preis wollte er es festhalten. Tausendmal eher wollte er alle ehrgeizigen Hoffnungen begraben, als daß er zum Schurken würde an seinem Weibe!

Niemals war seine Seele voll besserer Vorsätze gewesen als jetzt, da er leise die Treppen emporstieg und geräuschlos die Entreethür öffnete, um Helenens Schlummer nicht zu stören.

Die Thür zum Wohnzimmer war nur angelehnt, und durch den Spalt fiel ein heller Lichtschimmer auf den Vorplatz hinaus. Er schlich auf den Fußspitzen hinzu und warf einen spähenden Blick in das Gemach. Es war sicherlich nicht seine Schuld, daß ihn die hübsche Einrichtung, an der er noch vor wenig Monaten seine helle Freude gehabt, dürftig und reizlos anmutete nach all der verschwenderischen Pracht und dem raffinierten Luxus, die ihn vorhin umgaben? Oder war es vielleicht nicht so sehr die Einrichtung als das Bild, zu dem sie in diesem Augenblick den Rahmen abgab? Denn Helene war nicht zur Ruhe gegangen, wie sie es auf seinen ausdrücklichen Wunsch sonst immer that, wenn er ohne sie eine Gesellschaft besuchte. Sie saß vielmehr vollständig angekleidet am Tische und er konnte nicht im Zweifel sein über die Art der Beschäftigung, der sie sich während seiner Abwesenheit hingegeben hatte. Sie hielt einen Strumpf in der Hand und ein mit Strümpfen gefülltes Körbchen stand vor ihr auf dem Tische.

Wahrscheinlich hatte sie sich in der Erwartung seiner Rückkehr bis lange nach Mitternacht die Zeit mit Strümpfestopfen verkürzt, um dann doch endlich von der Müdigkeit überwältigt zu werden. Denn sie war in den Stuhl zurückgelehnt und schlief jetzt; ihr Köpfchen war nach hinten gesunken, und die ruhigen Atemzüge einer friedlich Schlummernden hoben ihre Brust. Sie sah sehr hübsch aus, und Gabor hätte sich wahrlich keine bessere Gelegenheit für die beabsichtigte Versöhnung wünschen können, als sie sich ihm da durch die Gunst des Zufalls bot. Er brauchte ja nur hin zu gehen und Helene mit einem zärtlichen Kuß aus dem Schlummer zu wecken, um ihrer Verzeihung gewiß zu sein.

Aber um nichts in der Welt hätte er über sich vermocht, es zu thun. Wie lieblich auch vielleicht jedem andern das Bild dieser über ihrer hausmütterlichen Beschäftigung vom Schlafe überraschten, rosigen, jungen Frau erschienen wäre — ihn mutete es an wie eine Allegorie der häuslichen und künstlerischen Misere, in der er sein Talent und seine Schaffensfreude zu Grunde gehen fühlte.

Sparen und erwerben, flicken und Strümpfe stopfen — das war es, was seine Frau unter den Pflichten einer Künstlersgattin verstand und was sie ewig darunter verstehen würde! Wenn er sie jetzt übervollen Herzens in seine Arme geschlossen hätte, sie wäre imstande gewesen, ihn zu fragen, ob er vielleicht einen neuen Auftrag mit nach Hause bringe. Und darauf oder auf etwas dem Aehnliches durfte er es nicht ankommen lassen, wenn nicht dieser Augenblick von verhängnisvoller Bedeutung werden sollte für die ganze Zukunft seiner Ehe.

So trat er nicht über die Schwelle, sondern suchte nach einem Mittel, Helene zu wecken und ihr seine Anwesenheit kund zu thun, ohne daß er ihr darum Auge in Auge hätte gegenüber treten müssen. Er begab sich in sein Atelier und warf die Thür desselben so heftig hinter sich zu, daß die Schlummernde dadurch notwendig aufgeschreckt werden mußte. Dann zündete er die Gasflammen an, weil er ihr Zeit lassen wollte, sich zur Ruhe zu begeben, ehe er selbst das Schlafzimmer aufsuchte. Aber die Viertelstunde, die er da zwischen seinen fertigen und angefangenen Porträts verbrachte, dieser schablonenhaften Dutzend-

ware, deren Anblick ihm ein Gefühl tiefsten Widerwillens erzeugte — sie war für das Glück seiner Ehe vielleicht verhängnisvoller, als irgend ein unbedachtes Wort der jungen Frau es hätte sein können.

Unter all diesen Arbeiten der letzten Monate, so weit sie sich noch in seinem Atelier befanden, war ja nur eine einzige, die er aus künstlerischem Empfinden heraus und mit wahrer künstlerischer Schaffensfreude begonnen —: Hertha Imgarts Porträt. Und vor diesem bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten vollendeten Bildnis stand er jetzt wie in andächtiger Verzückung, um noch einmal zu durchleben, was dieser Abend ihm an unvergeßlich seligen Augenblicken gebracht hatte. Vor dem Blick dieser gemalten Augen, deren Wiedergabe ihm fast über die eigene Erwartung hinaus gelungen war, zerstoben alle seine großen und edlen Vorsätze in leeres Nichts. Und wenn Helene jetzt auf den Gedanken gekommen wäre, ihn zu überraschen, würde ihr ein einziger Blick auf sein jenem Gemälde zugewandtes Antlitz offenbart haben, wie es um seine Empfindungen bestellt war.

Aber sie war wohl zu stolz, ihn zu belauschen. Als er nach einer geraumen Weile leise das eheliche Schlafgemach betrat, sah er ihr blondes Köpfchen mit geschlossenen Augen auf dem Kissen ruhen, wie wenn sie bereits wieder fest eingeschlafen wäre. Und er konnte sich entkleiden, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Die Gefahr einer Auseinandersetzung, die in dieser Stunde vielleicht von unerwarteter Tragweite gewesen wäre, war also durch das von ihm gewählte Auskunftsmittel glücklich abgewendet. Aber während er nun bis gegen Tagesanbruch hin schlummerlos in die Dunkelheit starrte, umgaukelt von immer wechselnden, verführerisch lockenden Bildern, klang es ihm fast unabläßig im Ohre nach, das bedeutsame Wort Herthas von den Schwächlingen, denen das Glück entschlüpft, weil sie den Mut nicht aufbringen können, es festzuhalten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nun waren auch die letzten Vorbereitungen erledigt, und Erich von Brunneck hatte, wie er bei sich selber sagte, die

Schiffe verbrannt, die ihm eine Rückkehr in das alte Leben ermöglicht hätten.

Wie heftig auch Dolly unaufhörlich zur Eile gedrängt hatte, waren doch volle acht Tage vergangen, ehe er alles hinlänglich geordnet hatte, um die große Reise antreten zu können. Und er hatte sich damit einverstanden erklären müssen, daß seine Verlobte, der der Berliner Boden buchstäblich unter den Füßen zu brennen schien, seitdem der entscheidende Entschluß einmal gefaßt worden war, schon einige Tage vor ihm nach Hamburg fuhr.

Auch einem anderen von ihr kundgegebenen Wunsche, der ihm an und für sich noch weniger sympathisch war, hatte er sich unter dem Zwang der Umstände fügen müssen.

Dolly hatte ihm nämlich erklärt, daß sie aus Rücksicht auf ihre in Hamburg lebende Familie, mit der sie durchaus keine nochmalige Berührung zu haben wünsche, während des dortigen Aufenthalts nur unter falschem Namen in einem Hotel logieren könne. Und alle seine Einwendungen waren an der Beharrlichkeit gescheitert, mit der sie auf ihrem Willen bestand.

Nach den Erkundigungen, die er eingezogen hatte, konnte auch in Helgoland die Trauung nur auf Grund von Ausweisen erfolgen, deren Beibringung man ihm als ganz unerläßlich bezeichnet hatte. Für seine eigene Person machte die Beschaffung der nötigen Papiere allerdings nicht die geringsten Schwierigkeiten. Dolly aber war über die Notwendigkeit, sich mit derartigen Dokumenten zu versehen, sehr verstimmt gewesen, und hatte sein Erbieten, ihr zur Erlangung derselben behilflich zu sein, mit der Motivierung abgelehnt, daß ihre Familie leicht auf ihr Vorhaben aufmerksam werden könnte, wenn sie etwa zufällig erführe, daß irgend ein Unbekannter auf solche Art um ihre Angelegenheiten bekümmert sei.

„Zur rechten Zeit werden die Schriftstücke schon da sein," hatte sie ihn versichert. Und da er sie über die Wichtigkeit derselben ja nicht im Zweifel gelassen hatte, glaubte er sich mit dieser vollkommen zuversichtlich klingenden Erklärung begnügen zu können.

Er hatte darauf verzichtet, sie zu dem Abendzuge, mit dem sie gefahren war, an die Bahn zu begleiten, weil alles

vermieden werden sollte, was ihre Absicht vorzeitig verraten konnte. Und er hatte die wenigen Tage, die ihm dann noch in Berlin verblieben waren, ausschließlich auf die Erledigung geschäftlicher und persönlicher Angelegenheiten verwendet, ohne irgend einem seiner alten Freunde und Bekannten, von denen keiner über sein Vorhaben unterrichtet war, einen Abschiedsbesuch zu machen.

Wohl that es ihm leid, daß er nicht wenigstens Gabor Sarlo und seinem Schwiegervater zum letzten Lebewohl die Hand drücken konnte, und wohl kämpfte er lange mit der Versuchung, einen schriftlichen Scheidegruß an Magda zu richten. Aber Dolly hatte seine feste Zusage, daß er nichts Derartiges thun würde, und er hielt sich verpflichtet, seinem Versprechen treu zu bleiben.

Das Kapital, das ihm nach Erfüllung aller Verbindlichkeiten noch verblieb, war kleiner als er es vorausgesehen hatte, und er mußte sich sagen, daß die Aussichten für seine und Dollys Zukunft trübe genug seien, wenn es ihm nicht gelang, drüben in der neuen Welt bald eine sichere Existenz zu finden. Aber es half ja zu nichts mehr, sich jetzt mit Sorgen zu plagen um das, was kommen würde. Es gab kein Zurück mehr, sondern nur noch ein unerbittliches Vorwärts, und es galt, gleichsam mit geschlossenen Augen den Sprung in das Ungewisse zu thun.

Erich kam sich vor wie ein abenteuernder Glücksritter, als er an einem regnerischen Winterabend zum letztenmal seine Berliner Wohnung verließ, um die unten harrende Droschke zu besteigen, die ihn zum Bahnhof bringen sollte.

Während er dem Kutscher behilflich war, seinen Reisekoffer auf dem Bock unterzubringen, fiel sein Blick auf einen Vorübergehenden, der ihn seinerseits eigentümlich scharf und lauernd zu beobachten schien. Es war ein auffallend groß und breitschultrig gebauter Mann mit dunklen, seltsam glitzernden Augen, und Erich hatte auf der Stelle die sichere Empfindung, daß er diesen Menschen nicht zum erstenmal in seinem Leben sah. Aber er vermochte sich nicht zu erinnern, wo und unter welchen Umständen er ihm begegnet sei. Und da der Unbekannte hastig weiter ging, hatte er ihn bald vergessen. Als er eine halbe

Stunde später einen letzten Blick durch das Fenster seines Wagenabteils auf den Bahnsteig warf, wollte es ihm scheinen, als wäre der hochgewachsene Mann, der in großer Eile an dem schon zur Abfahrt bereiten Zuge entlang lief, um sich noch im letzten Moment einen Platz zu sichern, derselbe, dessen scharfgeschnittene Züge vorhin seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Aber er hielt diesen flüchtigen Eindruck für eine durch eine zufällige Aehnlichkeit hervorgerufene Täuschung, und seine Gedanken waren in diesen entscheidungsschweren Augenblicken zu sehr mit anderen, bedeutsameren Dingen beschäftigt, als daß er auf eine so nebensächliche Wahrnehmung hätte Gewicht legen sollen.

Beim Morgengrauen traf er in Hamburg ein. Aber er nahm sein Quartier nicht in demselben Hotel, das Dolly gewählt hatte. Denn wenn schon diese heimliche Helgoländer Trauung sehr wenig den Vorstellungen entsprach, die er sich bisher von der Würde und Feierlichkeit einer Eheschließung gemacht, so würde er sich's vollends nimmermehr verziehen haben, wenn sein Verhalten während dieser fluchtartigen Reise die weibliche Ehre seiner Verlobten noch mehr kompromittiert hätte. Er hatte sie auch nicht von dem Zeitpunkt seiner Ankunft unterrichtet, um zu verhindern, daß sie ihn etwa am Bahnhof erwarte, und eine unerklärliche Scheu, eine Feigheit, die er nicht zu überwinden vermochte, wie sehr er sich auch ihrer schämte, hielt ihn ab, schon in der ersten schicklichen Morgenstunde zu ihr zu eilen.

Es war fast Mittag geworden, als er sein Hotel verließ, um das ihrige aufzusuchen. An der Loge des Pförtners verweilte er einen Augenblick, um sich zu erkundigen, ob ihm etwa ein Brief oder ein Telegramm nach Hamburg nachgesandt worden sei. Und in diesem Moment — jetzt war es sicherlich keine Täuschung — ging draußen vor der offenen Thür der sonderbare Unbekannte von gestern vorüber, ihn mit demselben funkelnden Blick betrachtend, der ihm zuerst die Empfindung erweckt hatte, daß es nur die Wiederholung einer früheren Begegnung sei, die er da erlebte. Auch jetzt wußte er sich nicht zu erinnern, wo diese Begegnung stattgefunden; aber er eilte, einem gebieterischen Zwange folgend, auf die Straße

hinaus, um den Mann, der ihn allem Anschein nach geflissentlich verfolgte, schärfer ins Auge zu fassen, oder ihn, wenn es sich als möglich erwies, geradezu zur Rede zu stellen.

Doch wie aufmerksam er auch nach allen Seiten ausspähte, der Unbekannte war ihm während dieser wenigen Sekunden entschwunden, als ob die Erde ihn verschluckt hätte, und Erich mußte seinen Weg antreten, ohne seiner noch einmal ansichtig geworden zu sein. —

Mit stürmischer Zärtlichkeit wurde er von Dolly empfangen. Sie wurde nicht müde, ihn zu versichern, daß sie während der schrecklichen Tage, die sie wie eine Gefangene hier in ihrem Hotelzimmer verlebt habe, von der Sehnsucht nach ihm und von der brennenden Ungeduld fast verzehrt worden sei. Und ihr Aussehen zeugte hinlänglich dafür, daß sie nicht übertrieb, denn sie war bleich und übernächtig, ihre Nasenflügel vibrierten in heftiger, nervöser Erregung und ihre Augen glühten wie im Fieber. Als er sie fragte, ob sie inzwischen in den Besitz der Papiere gelangt sei, erklärte sie hastig, es sei alles in Ordnung, und sie habe keinen sehnlicheren Wunsch als den, noch heute zu reisen. Ihre kleinen Hände krampften sich zusammen, als Erich ihr auseinandersetzen mußte, daß daran nicht zu denken sei, da erst am übernächsten Tage ein Schiff abginge, das sie benutzen könnten. Auch sei dem Geistlichen auf Helgoland erst für diesen Tag ihre Ankunft angekündigt worden, so daß sie nicht darauf rechnen könnten, schon bei einem früheren Eintreffen ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Das Gewicht seiner Gründe war ein derartiges, daß sie wohl einsah, es werde ihr auch diesmal nichts anderes übrig bleiben, als sich in seine Wünsche zu fügen. Aber es schien ihr heute noch schwerer zu werden, als an jenem Tage in Berlin, und Erich war geradezu bestürzt von der nervösen Aufgeregtheit in ihrem Benehmen.

Er machte ihr den Vorschlag, ihn auf einem Spaziergang durch die Stadt oder auf einer Fahrt nach irgend einem Punkt der Umgebung zu begleiten. Aber sie lehnte es ab mit der Begründung, daß sie Gefahr laufen würde, einem ihrer Angehörigen oder ihrer früheren Bekannten zu begegnen. Dagegen übergab sie ihm ein Verzeichnis von allerlei verschiedenartigen Gegenständen, deren sie noch für die weite

Reise bedurfte und deren Besorgung sie vor der Abfahrt von Berlin versäumt hatte, mit dem Ersuchen, diese Dinge für sie zu kaufen.

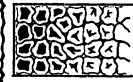
So wenig er sich auch eine solche Empfindung eingestehen mochte, war Erich doch vielleicht im Grunde des Herzens froh, der Notwendigkeit eines längeren Beisammenseins, das unter den obwaltenden Umständen etwas sehr Peinliches und Bedrückendes für ihn hatte, durch diesen Auftrag vorerst überhoben zu sein. Und er verließ Dolly mit dem Versprechen, ihr gegen Abend das Gewünschte zu überbringen. Als er schon auf der Schwelle stand, warf sie sich noch einmal, wie vorhin bei seinem Erscheinen, stürmisch an seine Brust und flüsterte:

„Wären wir doch erst fort — weit fort! Mir ist so bang, mein Geliebter, so unaussprechlich bang!“

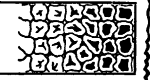
Er suchte sie zu beruhigen, soweit es ihm in seiner eigenen keineswegs ruhigen und zuversichtlichen Stimmung möglich war. Aber er sah an dem Zucken ihrer Mundwinkel und an dem ungestümen Wogen ihres Busens, daß seine Worte die beabsichtigte Wirkung auf sie nicht hervorbrachten, wenn sie sich auch nach einer Weile den Anschein gab, von der Grundlosigkeit ihrer unerklärlichen Furcht überzeugt zu sein und ihn mit einem leidlich gefaßt klingenden: „Auf Wiedersehen denn heute abend!“ entließ. — —

(Fortsetzung folgt.)





Deutsche Dichtergrüße.



Die kluge Tochter.

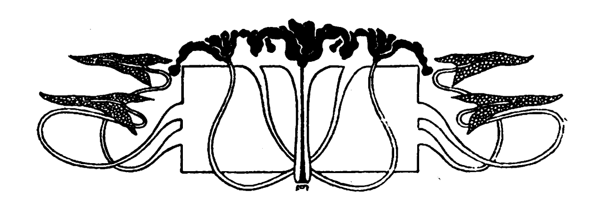
Viktor Blüthgen.

Mutter sprach, wie Mütter sind:
„Kind, laß Klugheit walten!
Wenn dein Herzchen Liebe spinnt,
Nimm dir keinen Alten!
Alter Mann ist wunderlich;
Blickst du auf, so ärgern dich
Weißes Haar und Falten."

Mutter sprach: „Ach, denke dran,
Willst du einst nicht härmen:
Kommt ein junger Freiersmann,
Mußt nicht gleich erwärmen!
Junge Treu ist seltner Art;
Glücklich macht kein schmucker Bart,
Noch verliebtes Schwärmen."

Ei, das wär' ein seltsam Ding.
Mied' ich den und diesen!
Wenn ich nach der Mutter ging,
Hätt' ich's wohl zu büßen.
Wer mich liebt, der mag mich frein!
Müßt' ich immer Fräulein sein,
Sollt' es mich verdrießen.





Im deutschen Reichstag.

Ein Blick in die parlamentarische Maschinerie.

Von A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)



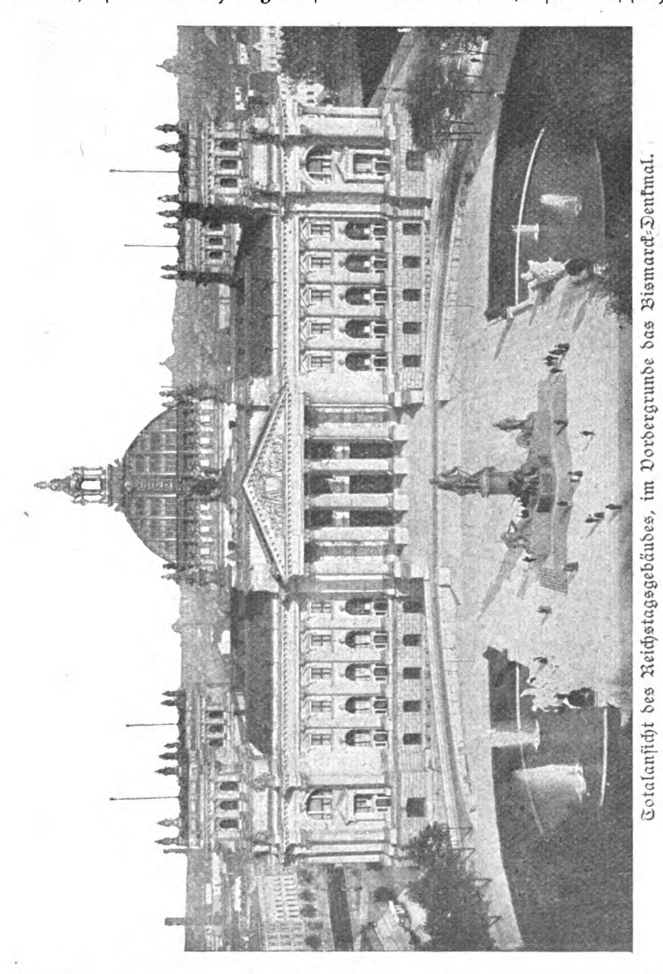
Wer in Berlin lebt oder Gelegenheit hat, für längere oder kürzere Zeit nach Berlin zum Besuch zu kommen, nimmt wohl Gelegenheit, einmal einer Sitzung des deutschen Reichstags beizuwohnen. Wenn es Zeit und Umstände erlauben, macht man wohl auch unter Führung der Hausbeamten einen Rundgang durch diejenigen Räumlichkeiten des Reichstags, welche dem Publikum gezeigt werden. Hallen von riesigen Dimensionen, von gewaltiger Länge und Höhe thun sich dann vor dem Besucher auf, große Räume, fast ausnahmslos zu Sitzungszwecken dienend, zum Teil noch nicht einmal fertig ausgeführt, mehr oder minder kostbar möbliert und ausgeschmückt, sieht der Besucher. Sein Fuß wandelt auf dicken Riesenteppichen, die aus einem Stück nach besonderen Maßen gefertigt sind, und in welche meist das Monogramm D. R. (Deutscher Reichstag) eingewebt ist. Das Auge erfreut sich an Kunstwerken aus Marmor und aus Istrianer Kalkstein, kunstvolle, bunte Glasfenster spenden gedämpftes Licht, und man empfindet es, daß etwas von Wichtigkeit und Feierlichkeit in den Räumen dieses Hauses liegt. Aber der Besucher ist noch nicht imstande, sich ein richtiges Bild von dem parlamentarischen Betriebe zu machen, bekommt keinen Ueberblick über die Thätigkeit

der verschiedenen Faktoren, die notwendig sind, um die Maschinerie des deutschen Reichstags in Gang zu erhalten, und besonders bleibt es ihm unklar, wo die treibende Kraft dieser Maschinerie eigentlich steckt.

Die drei Faktoren der Gesetzgebung und der Regierung im deutschen Reiche sind erstens der Kaiser, dem der Reichskanzler und die Staatssekretäre zur Seite stehen, zweitens der Bundesrat, dessen einzelne Mitglieder von den Bundesfürsten Bayerns, Sachsens, Württembergs, Badens, Hessens 2c. ernannt sind und die Interessen der Bundesfürsten und Bundesstaaten vertreten. Als dritter Faktor kommt der Reichstag hinzu, der aus den gewählten Vertretern des deutschen Volkes besteht. Das Reichstagsgebäude ist das Geschäftshaus sowohl für die einzelnen Parteien des Volkes, als für den Bundesrat, denn dieser verfügt nicht über ein besonderes Geschäftshaus. So sind innerhalb des Reichstagsgebäudes alle Faktoren zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Deshalb hat auch der Reichskanzler, haben die Minister ihre besonderen Arbeits- und Unterkunftsräume, und selbst für den Kaiser stehen für den Fall seiner Anwesenheit Räume zur Verfügung. Das Reichstagsgebäude enthält nicht nur im sogenannten Zwischengeschoß eine Kaiserloge, in welcher der Kaiser mit seinem Gefolge den Sitzungen beiwohnen kann, sondern hinter dieser Hofloge sind noch Räume für den Kaiser und sein Gefolge vorgesehen. Es sind hier sogar Einrichtungen vorhanden, die dem Kaiser gestatten, zu arbeiten und sich Vorträge halten zu lassen.

Das Reichstagsgebäude ist bekanntlich nach den Plänen des ehemaligen Frankfurter Architekten Paul Wallot ausgeführt, der bei dem Preisausschreiben im Jahre 1882 für seinen Entwurf den ersten Preis erhielt. Am 18. Juni 1883 beschloß der Reichstag die Berufung des Architekten Wallot zur Ausführung des Baues, und am 9. Juni 1884 wurde durch Kaiser Wilhelm I. der Grundstein des Reichstagshauses gelegt. Am 5. Dezember 1894 war der Bau hergestellt, und Kaiser Wilhelm II. legte den Schlußstein des Reichstagsgebäudes. Die eigentlichen Baukosten haben sich auf einundzwanzig Millionen Mark gestellt. Es wurden außerdem bewilligt: für die innere Ausstattung des Hauses an Möbeln 600000 Mark, wobei ein Teil des Mobiliars aus

dem alten Reichstagsgebäude in der Leipzigerstraße mit verwendet wurde; für Beleuchtungskörper 400000 Mark, für Teppiche,



Totalansicht des Reichstagsgebäudes, im Vordergrunde das Bismarck-Denkmal.

Läufer und Vorhänge 275000 Mark. Für die künstlerische Ausschmückung des Innern des Hauses war von 1893 bis zu Be-

ginn der jetzigen Reichstags-Legislatur-Periode (1898 bis 1903) mehr als eine Million Mark ausgegeben worden. Die künstlerische Ausschmückung ist jedoch noch nicht fertig, und dieser Mangel macht sich an verschiedenen Punkten für den Besucher störend bemerkbar.

Machen wir nun einen Rundgang durch das Gebäude nach anderen Grundsätzen, als sonst die Führung der Besucher erfolgt. Suchen wir einmal hinter die Coulissen dieses Riesenbetriebes zu sehen, und mögen sich Leserin und Leser uns vertrauensvoll, wenigstens im Geiste anschließen. Sie werden Einblick gewinnen in eine Riesen-Hauswirtschaft, in welcher es allein vierzig Scheuerfrauen giebt.

Um uns im voraus einen Ueberblick über das Innere des Reichtagsgebäudes zu verschaffen, sei festgestellt, daß der Riesenbau fünf Geschosse hat und zwar: ein Kellergeschoß, ein Erdgeschoß, ein Hauptgeschoß, ein Zwischengeschoß und ein Obergeschoß. Das Zwischengeschoß ist recht eigentümlich eingerichtet, es enthält gegenüber den anderen Geschossen auffallend wenig Räume, die an und für sich benutzbar sind. Der große Sitzungssaal, die riesigen Wandelhallen, welche den Sitzungssaal umgeben, die kolossalen Vestibüle an den vier Eingangsseiten des Hauses reichen nämlich vom Erdgeschoß bis in das Zwischengeschoß hinein. Die ersterwähnten Räumlichkeiten gehen durch das ganze Haupt- und durch das ganze Zwischengeschoß. Beinahe den Mittelpunkt des großen Gebäudes bildet die Kuppel; unter dieser liegt, durch das ganze Obergeschoß gehend, ein leerer Raum und dann unter diesem der Sitzungssaal. Zwei Höfe von rechteckiger Form liegen innerhalb des Reichstagshauses, einer mit den Längsseiten nach Norden, der andere mit den Längsseiten nach Süden (Brandenburger Thor). Wir begeben uns direkt nach dem Hauptgeschoß, und zwar nach der Nord-Ostseite desselben und kommen hier in das Bureau des deutschen Reichstags.

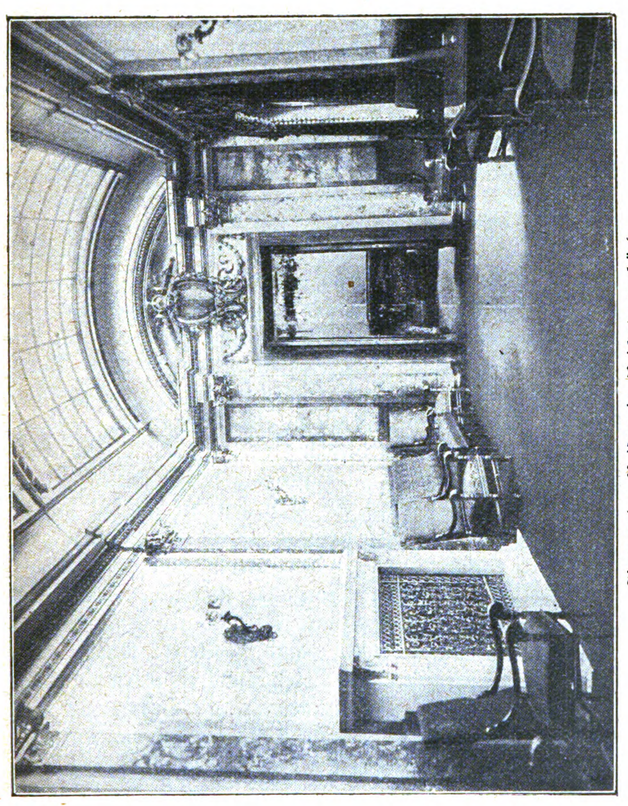
Dieses Bureau ist die Achse des ganzen parlamentarischen Betriebes, die treibende Kraft des großen Mechanismus, gewissermaßen der feste Pol in der Erscheinungen Flucht. Andere Abgeordnete kommen in das Haus, andere Präsidenten und Schriftführer leiten die Geschäfte des Hauses, andere Reichskanzler und Staatssekretäre, andere Bundesrats-Mitglieder treten

im Laufe der Zeit auf. Gleichmäßig bleibt nur das Bureau, welchem alle Pflichten eines Hausverwalters, einer Verwaltungs-Behörde, gewissermaßen die Pflichten einer Hausfrau und eine Menge technischer Verpflichtungen obliegen, von deren Größe man sich auf den ersten Blick gar keinen Begriff machen kann. Wollte man Pflichten und Aufgaben des Reichstagsbureaus ausführlich schildern, so würde ein ziemlich dickleibiger Band dadurch entstehen. Wir müssen uns damit begnügen, anzuführen, daß das Bureau eine Reichsbehörde ist, die zu keiner anderen Behörde in Beziehungen oder im Abhängigkeitsverhältnis steht, und welche lediglich dem Reichstags-Präsidenten untersteht, für den das Bureau wiederum die rechte Hand, die Helferin und die ausführende Behörde ist. Der Reichstag selbst ist keine Behörde, er ist einer der gesetzgeberischen Faktoren des Reiches und steht mit den anderen Faktoren in gleichem Range. So sind z. B. Reichstagspräsident und Reichskanzler sich vollständig gleichgestellt.

Der Hausherr, diejenige Persönlichkeit, die im Reichstagshause alle Anordnungen zu treffen hat, ist der Reichstags-Präsident, den die Mitglieder des Reichstags aus ihrer Mitte wählen und zu dessen Unterstützung zwei Vice-Präsidenten und einige Schriftführer ebenfalls durch Wahl bestimmt werden. Da aber der Reichstags-Präsident nicht selbständig alle Einzelheiten bearbeiten kann, da es zu gewissen Zeiten, z. B. nach Auflösung eines Reichstages oder nach Ablauf einer Sitzungsperiode überhaupt kein Reichstags-Präsidium giebt, bildet das Bureau des Reichstags die Vertretung des Präsidenten, natürlich unter seiner Kontrolle und vorbehaltlich seiner Genehmigung der einzelnen Schritte. An der Spitze des Bureaus steht seit vielen Jahren eine sehr verdienstvolle Persönlichkeit, der Geheime Regierungsrat Knack, ein Mann, auf dessen Schultern, wenigstens zeitweise, eine ungeheure Arbeit lastet. Während der Sitzungsperiode giebt es Tage, an denen Tausende von Zuschriften und Zusendungen ankommen, die ohne allen Aufenthalt erledigt werden müssen. Diese Arbeiten verteilt der Bureau-Direktor an seine Beamten; er bestimmt, von wem und wie die Eingänge zu bearbeiten sind. Er vermittelt den Verkehr im ganzen Hause, er weist den einzelnen Abgeordneten nötigenfalls Beamte zu,

sucht alle Wünsche der Abgeordneten zu erfüllen, beaufsichtigt die Haus-Inspektoren, nimmt alle Anträge, die Abgeordnete in der Sitzung schriftlich zu stellen beabsichtigen, entgegen, empfängt die in den Kommissionen entworfenen Berichte, um ihre weitere geschäftliche Behandlung zu veranlassen; außerdem erledigt der Direktor selbständig den größten Teil der riesigen Korrespondenz mit Behörden und Privaten. Er nimmt die Petitionen entgegen, die aus dem Reiche einlaufen, er führt den Abgeordneten das von ihnen gewünschte Arbeitsmaterial zu, er besorgt die Drucksachen, er hat den brieflichen Verkehr mit den Abgeordneten, wenn sie in der Heimat sind, er beschäftigt die Druckerei im Hause, er dirigiert hundert verschiedene Dinge und muß selbst am Schreibtisch täglich eine Arbeit leisten, die sehr oft das Maß von Menschenkräften übersteigt. Ihm untersteht das Stenographenbureau und die Bibliothek, ihm unterstehen das Archiv und die Führung der Generalakten, er trifft vor jeder Session die nötigen Vorbereitungen, um die Wiederaufnahme der Arbeiten im Hause zu ermöglichen. Wenn nach der Neueinberufung des Reichstags die erste Sitzung beginnt, und der Präsident die Worte ausspricht: „Die Sitzung ist eröffnet!" so ist eine Riesenarbeit des Bureaus in der Zwischenzeit vollzogen worden, um der parlamentarischen Maschinerie die Wiederaufnahme der Arbeit zu ermöglichen. Auch wenn der Reichstag während einer Legislaturperiode geschlossen ist und keine Sitzungen stattfinden, hört die Arbeit im Bureau nicht auf. Es müssen dann Uebersichten angefertigt werden über die Thätigkeit des Reichstags und der Kommissionen. Es sind die verschiedenartigsten Arbeiten, die der Reichstag gewünscht oder angefangen hat, weiterzuführen, es sind beständig Eingänge entgegen zu nehmen, die Arbeit hört nicht auf! Sie vermindert sich allerdings, wenn der Reichstag geschlossen ist, und deshalb wird um diese Zeit auch das Personal des Hauses und des Bureaus, das nicht etatmäßig angestellt ist, entlassen und erst wieder eingestellt, wenn die Sitzungen beginnen. Zum ständigen Personal des Hauses gehören außer dem Bureau-Direktor und den hauptsächlichsten Bureau-Beamten die Bibliothekare, der Chef des stenographischen Bureaus, die Haus-Inspektoren, der Ingenieur, dem die Ventilation, die Beleuchtung und die Heizung unter-

steht, die Portiers, der Botenmeister und eine Anzahl von Dienern. Auch die Zahl der vierzig Scheuerfrauen, die unter einer besonderen Oberin stehen, wird, während der Reichstag



Zimmer des Kaisers im Reichstagsgebäude.

geschlossen ist, vermindert, weil ja dann nicht täglich in großem Stil reingemacht zu werden braucht. Wird aber eine neue Session des Reichstages eröffnet, dann finden sich die Leute, die entlassen wurden, wieder zum Dienst ein, die Fraktionsdiener, die Saaldiener, die Thüröffner, die Aufzugwärter, die

Maschinisten und Heizer, die Stenographen, die Boten, die Kolonne der Reinigungsfrauen usw.

Zu den notwendigsten Dingen für den Betrieb im Hause gehört, außer der Instandhaltung des Gebäudes, der Räumlichkeiten, der Möblierung und Ausstattung, außer der Reinigung und der jetzt noch notwendigen Vollendung der künstlerischen Ausschmückung vor allem die Heizung, Lüftung und Beleuchtung.

Die Beleuchtung der Innenräume des Reichstages geschieht ausschließlich durch elektrisches Licht. Es sind viertausend Glühlampen und ungefähr hundert Bogenlampen vorgesehen. Die elektrische Kraft wird im Hause selbst erzeugt.

Jenseits der Sommerstraße, der Ostfront des Reichstagsgebäudes gegenüber, befindet sich (jetzt noch im Neubau) ein gewaltiges Gebäude im Monumentalstil, die Amtswohnung des Reichstags-Präsidenten. (Augenblicklich befindet sich dieselbe bis zur Herstellung des Neubaues am Pariser Platz.) Hinter diesem Monumentalbau befindet sich noch ein Gründstück, auf welchem ein hoher Schornstein, ein Kesselanlage- und ein Maschinenhaus stehen. In diesem Kessel- und Maschinenhaus werden Dampf und Elektrizität für die verschiedenen Zwecke des Reichstagsbetriebes erzeugt. Erst seit kurzem hat sich die Reichstags-Verwaltung diese eigene Elektrizitätsanlage eingerichtet. Sie entnahm früher den Strom von den Berliner Elektrizitätswerken, wie auch die ganze elektrische Installation von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, von der die Elektrizitätswerke eine Abteilung sind, geliefert wurde. Die Elektrizität dient nicht nur zur Beleuchtung, sondern auch zum Antrieb der zwölf großen Ventilatoren, die im Kellergeschoß des Hauses aufgestellt sind. Diese saugen frische Luft vor allem durch die oberen Fenster der beiden Westtürme des Reichstags-Gebäudes in das Haus ein. Durch eine besonders kunstvolle Einrichtung wird beständig frische Luft, die, wenn nötig, vorher erwärmt wird, durch alle Räume, Korridore, Säle und Höfe geleitet und die verwandte Luft nach dem Keller zurückgeführt, von wo aus sie durch die beiden Türme an der Ostseite wieder ins Freie gedrückt wird. Der große Sitzungssaal erhält einen fünfmaligen Luftwechsel in der Stunde, für

die übrigen Sitzungssäle, für die Erfrischungsräume und den Lesesaal ist ein zweimaliger, für die Klosetts und Garderoben ein zwei- bis dreimaliger, für die sonstigen Räume ein einmaliger Luftwechsel in der Stunde vorgesehen.

In der kalten Jahreszeit werden sämtliche Räume des Hauses auf 20° Celsius geheizt, die Vorhallen werden auf 10° Celsius erwärmt. Die Korridore, Treppenhäuser und Vorhallen sind durch Dampfluftheizung, die Bibliothek, der Lesesaal, der lange Saal der Restauration, die Bureaus und Wohnungen durch Warmwasserheizung erwärmt.

Gemischtes Heizsystem, nämlich Luftheizung und außerdem noch Warmwasser-Heizkörper in den Fensternischen haben die Sitzungssäle, ferner der Schreibsaal und der Ecksaal der Restauration.

Für den großen Sitzungssaal ist eine von der übrigen Anlage getrennte Dampf-Warmwasser-Luftheizung eingerichtet. Die Lüftung und Erwärmung des Hauses steht unter beständiger Kontrolle durch sogenannte Ferninstrumente, insbesondere durch Thermometer. Diese Apparate zeigen in einem Zimmer im Erdgeschoß, in welchem der Ingenieur des Hauses sitzt, beständig an, welche Temperatur in jedem einzelnen Raume herrscht, mit welcher Geschwindigkeit sich die Lüftung in den verschiedenen Räumen vollzieht, und welche Beschaffenheit die Luft in jedem einzelnen Raume des Hauses hat. Die eine Längswand des Ingenieurzimmers ist von einem Riesenschaltbrett in Anspruch genommen, auf welchem metallene Hebel befestigt sind, die man nach rechts und links, nach unten und oben oder durch das Umdrehen eines an ihnen befestigten Rädchens bethätigen kann. Der Ingenieur oder seine Leute brauchen nur hin und wieder einen Kontrollblick auf diese Apparate zu werfen, um jederzeit über Temperatur und Lüftung des Hauses unterrichtet zu sein. Wollen sie einem oder mehreren Räumen mehr oder weniger warme, mehr oder weniger frische Luft zuführen, beabsichtigen sie im Sommer, die Temperatur gewisser Räume durch Zuführung frischer Luft herabzusetzen, so brauchen sie nur an den am Schaltbrett vorhandenen Hebeln zu manipulieren, um auf weite Entfernung in dem betreffenden Raum den gewünschten Erfolg zu erreichen. Die Fahrstühle im Hause werden hydraulisch

betrieben; den Dampf, das Heiz- und Druckwasser liefert die bereits erwähnte Kessel- und Maschinenanlage jenseits der Sommerstraße.

Beginnen wir jetzt unseren Rundgang von dem Bureau des Direktors aus. Der Eingang zu demselben liegt in einer langgestreckten, mit Oberlicht versehenen Halle, welche den Vorraum für die Zimmer des Präsidenten bildet. Säulen von rechteckigem Querschnitt und gewaltiger Stärke, aus istrisch-dalmatischem Kalkstein gefertigt, tragen die Wölbung der Halle. Ein rotbrauner Teppich deckt den Fußboden, hohes, eichengeschnitztes Gestühl, dessen Rückwand mit Gold und bunten Farben gepreßtes Leder bildet, und das in Riesen-Dimensionen den stilisierten Reichsadler zeigt, schmückt diesen Vorraum. Wir wollen hier gleich darauf hinweisen, daß, ebenso wie in diesem Raume, im ganzen Reichstagsgebäude für die Ausführung der Dekorationen, der Möbel, der Beleuchtungskörper usw. die besten Firmen im ganzen Reiche zugezogen worden sind.

So sind z. B. in diesem Raume die zwei gewaltigen Kronleuchter für Gasglühlicht von einer Augsburger Firma geliefert, und es sind an den Dekorationen beteiligt Firmen in Mannheim, Hamburg, Berlin, Darmstadt usw.

Nahe der Thür, die zu dem Bureau des Direktors führt, mündet eine zweite Thür in den Ecksaal der Bibliothek, der die kleine Bibliothek enthält, nämlich die Nachschlagewerke, die für den sofortigen Gebrauch der Reichstagsmitglieder hier bereit stehen. Der große Arbeitssaal und die Bücherei befinden sich im Obergeschoß, stehen aber mit dem Raum hier unten durch Aufzüge und eine Art Rohrpost in Verbindung. An der östlichen Langseite der Präsidial-Vorhalle liegen solide, aber verhältnismäßig einfach ausgestattete Zimmer für die Schriftführer, für die Vice-Präsidenten, für den Präsidenten, und außerdem befindet sich hier noch ein Konferenz-Zimmer, in dem der Reichstagsvorstand seine Sitzungen abhalten kann. Die unmittelbare Nähe des Direktorial-Bureaus neben dem Zimmer des Präsidenten ermöglicht ein rasches und sicheres Zusammenarbeiten. Diesem Vorraum der Präsidial-Abteilung entsprechend liegt jenseits des Osteinganges, auf der anderen Seite des Gebäudes, ein ganz gleicher Vorraum, welcher für den Bundes-

rat bestimmt ist. Von hier aus gehen Thüren nach dem Zimmer des Reichskanzlers Grafen von Bülow und der Staatssekretäre Grafen Posadowsky, von Thielmann und von Richthofen. Auch der Reichskanzler und die Staatssekretäre haben ein besonderes Konferenzzimmer. Diesen Räumlichkeiten reihen sich ein Vorzimmer und zwei Sitzungssäle für den Bundesrat an. Der Bundesrat beschließt über die im Reichstag zu machenden Vorlagen und hat sich darüber zu erklären, ob er die vom Reichstag gefaßten Beschlüsse annimmt. Er beschließt ferner über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen Verwaltungs-Vorschriften und Einrichtungen. Er beschließt ferner über Mängel, welche bei Durchführung der Reichsgesetze oder der erwählten Vorschriften und Einrichtungen hervortreten. Es sind achtundfünfzig Stimmen im Bundesrat vorhanden. Von diesen hat Preußen seiner Einwohnerzahl entsprechend siebzehn Stimmen, Bayern sechs, Sachsen und Württemberg je vier, Baden und Hessen je drei, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je zwei, alle anderen Staaten und freien Städte je eine Stimme. Jedes Bundesrats-Mitglied ist befugt, Vorschläge zu machen und zum Vortrag zu bringen, und das Präsidium des Bundesrats, d. h. der Reichskanzler, ist verpflichtet, dieselben zur Beratung zu stellen. Trotzdem es nur achtundfünfzig Stimmen im Bundesrat giebt, sind doch einhundertvierundvierzig Bevollmächtigte und deren Stellvertreter zum Bundesrat vorhanden. Für verschiedene Beratungsangelegenheiten lassen sich die Staaten eben durch verschiedene Bevollmächtigte vertreten, welche den Gegenstand der Beratung besonders genau kennen und beherrschen. Nur die kleinen Staaten und freien Städte haben gewöhnlich nur einen ständigen Vertreter. Aus dem Vorraum kommen wir nach links in den eigentlichen Bundesratssaal, wo ein hufeisenförmiger Tisch steht, um welchen die schweren, mit Seidenplüsch bezogenen Stühle für die Vertreter der einzelnen Staaten stehen. Auf jedem Platz liegt eine Ledermappe, die den Reichsadler, sowie den Namen des Bundesstaats oder einer der den Bundesstaaten gleichgestellten, freien Städte Hamburg, Lübeck oder Bremen in Golddruck trägt. Ein ziemlich breiter, verandaähnlicher Balkon umgiebt dieses Zimmer, welches leider zu

denjenigen gehört, welche noch immer nicht fertig sind. Die neun Felder in der Tannenholz-Decke sollen mit Gemälden geschmückt werden, und es ist bis jetzt nur eine Probe der Bemalung der Decke gemacht worden, welche sonderbar genug aussieht. Die Gobelins, welche die Wände bekleiden sollen, sind noch nicht fertig, und die Wände sind daher vorläufig mit grauem Stoff bespannt. Ueber dem großen Kamin aus istrischem Kalkstein ist ein rechteckiger Raum ausgespart, in welchen später ein Relief aus vergoldeter Bronze eingelassen werden soll. Dieses Relief soll Kaiser Wilhelm I., von einem Eichbaum längs eines Kornfeldes zu einem Lorbeerbaum reitend, darstellen.

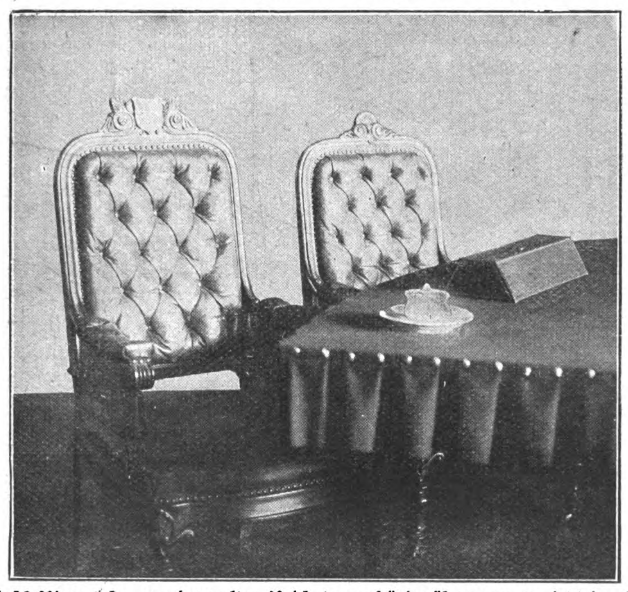
Durch den Vorraum des eben besichtigten Hauptsitzungssaales gelangen wir nun in den einfacher gehaltenen Sitzungssaal für die Ausschüsse des Bundesrats. Der Bundesrat bildet nämlich aus seiner Mitte folgende dauernde Ausschüsse: 1. Für das Landheer und die Festungen, 2. für das Seewesen, 3. für Zoll- und Steuerwesen, 4. für Handel und Verkehr, 5. für Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen, 6. für Justizwesen, 7. für Rechnungswesen. In jedem dieser Ausschüsse müssen, außer dem Präsidium, mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein, von denen jeder nur eine Stimme hat. Die Zusammensetzung der Ausschüsse wird für jedes Jahr erneuert. Es wird außerdem im Bundesrat aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg und zwei vom Bundesrat alljährlich zu wählenden Bevollmächtigten anderer Bundesstaaten ein Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten gebildet, in welchem Bayern den Vorsitz führt. Bayern hat auch noch andere Reservatrechte im Bundesrat. Es hat z. B. in dem Ausschuß für das Landheer und die Festungen einen ständigen Sitz. Die übrigen Mitglieder dieses Ausschusses werden ebenso wie die des Ausschusses für das Seewesen vom Kaiser ernannt, wohingegen die Mitglieder der anderen Ausschüsse vom Bundesrat gewählt werden. Neben diesem Saal befindet sich die hochelegant eingerichtete, mit allen Bequemlichkeiten versehene Garderobe des Bundesrats. Im Reichstag hat man für „Garderobe" das Wort „Kleider-Ablage" eingeführt; obgleich dieser Ausdruck nicht vollständig das Fremdwort vertritt. In der Garderobe sind ja auch Waschapparate und andere Ein-

richtungen für Toilette aufgestellt und es handelt sich also nicht allein um das Ablegen der Kleider. Erwähnenswert sind hier die Telephon-Apparate, welche sowohl in den Sitzungszimmern, als auch in den Korridoren und im Foyer angebracht sind und es ermöglichen, das nächstgelegene Fernsprechamt anzurufen. Eine eigene Vermittelungs- oder Centralstelle für das Fernsprechwesen hat der Reichstag nicht, während z. B. eine solche im preußischen Abgeordnetenhause zur Erleichterung des Verkehres vorhanden ist. Mit dem preußischen Abgeordneten- und mit dem Herrenhaus ist der Reichstag durch zwei direkte Leitungen verbunden. Es ist dies deshalb nötig, weil ja sehr oft die Mitglieder des Reichstags auch Mitglieder des preußischen Herren- oder preußischen Abgeordnetenhauses sind, und es notwendig werden kann, die Herren bei wichtigen Abstimmungen aus einem der Parlamente nach dem andern zu berufen.

Da wir auf der Ostseite des Gebäudes sind, besichtigen wir gleich die Logen, da am Ostportal die Aufgänge für die Diplomaten- und Hof-Logen liegen. Das Publikum, welches die Reichstagssitzungen besuchen will, muß durch den Nordeingang, durch Portal V, seinen Eintritt nehmen. Hier befindet sich unten links die Billet-Ausgabe, welche so viel Billets, natürlich unentgeltlich, ausgiebt, als Plätze vorhanden sind. Sobald die Tribünen besetzt sind, werden Billets erst wieder ausgegeben, wenn Besucher die Tribünen verlassen haben. Aus dem Vestibül, in dem sich die Billetausgabe befindet, kommt man auf den Nordhof, der ebenso wie der Südhof, eine Länge von 25 und eine Breite von 14 Metern hat, und zu einer Treppe nach der für das Publikum bestimmten Tribüne. Steigen wir diese hinauf, so kommen wir in den Sitzungssaal selbst, der für die Plenarberatungen dient. Dieser Raum ist gewissermaßen die Hauptsache im Hause, denn hier finden die Beratungen des Reichstags in Anwesenheit der Bundesrats-Vertreter statt. Viele Besucher, die zum erstenmal in diesen Saal treten, sind über die Dimensionen enttäuscht gewesen. Sie hatten sich die Größenverhältnisse anders gedacht, insbesondere, nachdem sie draußen die kolossalen Hallen gesehen hatten. Der Saal hat 22 Meter Breite, 29 Meter Länge und 13 Meter Höhe. Das ist aber die äußerste Grenze der

„Hörfähigkeit". Würde man die Dimensionen größer gewählt haben, so wären die Redner nicht mehr verständlich gewesen. Der Saal ist viereckig, und die gesamten Wände sind mit Holzwerk bekleidet, um die Akustik des Hauses zu verstärken. Der Sitzungssaal im Hause der Gemeinen in London ist halb so groß wie der Sitzungssaal im deutschen Reichstagshause. Deshalb aber bietet er auch kaum für die Hälfte der Abgeordneten Platz und bei großen Sitzungen müssen die englischen Abgeordneten selbst auf den Tribünen des Hauses Platz nehmen. Der englische Parlamentssaal hat auch keine Schreibpulte, sondern nur Roßhaarbänke, auf denen aber kein Abgeordneter einen bestimmten Platz hat. Nur derjenige Platz, auf dem ein Cylinderhut steht, gilt für besetzt und darf von keinem anderen englischen Abgeordneten eingenommen werden. Der deutsche und der englische Sitzungssaal haben rechteckige Grundform. In anderen neueren Parlamentsgebäuden, z. B. in Wien, in Paris und in Madrid, sind diese Säle halbrund. Diese Form eignet sich aber nur dann, wenn die Redner sämtlich von der Rednertribüne aus sprechen und nicht vom Platz, wie das leider im deutschen Reichstag meist üblich ist. Die deutschen Abgeordneten sind zu bequem, um selbst bei längeren Auseinandersetzungen erst die Rednertribüne zu besteigen und sich hinter das Pult zu stellen. Sie lieben es, vom Platz aus, in recht legerer Haltung, womöglich die Hände in den Hosentaschen, ihre Rede zu halten. Sie bleiben dadurch unverständlich und der Presse, welcher fast die ganze Tribüne an der Südseite des Saales eingeräumt ist, wird die Berichterstattung durch dieses Sprechen vom Platze aus sehr erschwert. An der Südseite liegen neben der Tribüne der Presse die Logen für den Bundesrat, an der Nordseite diejenigen für den Hof und die Diplomaten. An der Westseite schließen sich die Tribünen für das Publikum und die Mitglieder der Behörden an. An der Ostseite des Saales befinden sich keine Tribünen. Hier ist im Saale ein Podium errichtet, auf welchem in nochmaliger Erhöhung der Aufbau Platz gefunden hat, der die Rednertribüne und über ihr die Sitze für den Schriftführer und den Präsidenten enthält. Zur Rechten und Linken dieses Präsidialaufbaues stehen auf dieser Empore lange, breite Tische und

hinter diesen schwere, eichene, ledergepolsterte Lehnsessel. Rechts vom Präsidenten sitzen an einem langen Tisch der Reichskanzler, die Minister und die Staatssekretäre, links die anderen Bundesratsvertreter. Unter der Rednertribüne steht der sogenannte „Tisch des Hauses“ mit zwei Wahlurnen in dunkler Bronze, deren Deckel mit der vergoldeten Kaiserkrone geschmückt sind.



Stuhl Bismarcks, aus dem alten Reichstagsgebäude übernommen, jetzt der Sitz des Reichstagsabgeordneten Singer im Fraktionszimmer der sozialdemokratischen Partei.

Vor dem Tisch des Hauses befindet sich eine Balustrade, und innerhalb dieser steht der ziemlich lange Tisch für die Stenographen. Die Zimmer der Stenographen liegen im Erdgeschoß und stehen durch einen langen Gang und durch eine kleine Treppe mit dem Sitzungssaal im Hauptgeschoß in direkter Verbindung. Die Stenographen, von denen die Hälfte dem System Gabelsberger, die andere Hälfte dem System Stolze angehört, nehmen paarweise, je zehn Minuten lang, die Verhandlung auf. Der Chef des Stenographen-Bureaus sitzt an

einem besonderen Pult innerhalb des durch die Balustrade eingefriedigten Raumes und bleibt ständig auf seinem Platz, um die Zwischenrufe und die anderen Notizen, wie zum Beispiel: „Laute Heiterkeit“, „Pfuirufe“, „Unruhe im Hause“, „lebhafter Beifall“ zu fixieren und an der richtigen Stelle im Bericht einzufügen. Die Ablösung der Stenographen erfolgt, da auch die Treppen und Gänge mit dicken Teppichen belegt sind, stets lautlos. Die zwei von der Aufnahme der Debatte zurückkommenden Stenographen diktieren in den Arbeitsräumen ihr Stenogramm den dazu angestellten Sekretären, welche das Diktat auf gleichmäßig große Quartblätter in Kurrentschrift niederschreiben. Dann können die abgelösten Stenographen sich einige Minuten ausruhen und treten dann wieder zur Ablösung an. Die Manuskripte werden den Rednern sofort zur Korrektur vorgelegt und nach dieser noch während der Sitzung in die Druckereien befördert. Der Vorsteher des stenographischen Bureaus trägt die Verantwortung dafür, daß unkorrigierte Manuskripte nur mit der Genehmigung des betreffenden Redners, beziehungsweise des Präsidenten, bereits korrigierte Manuskripte aber nur mit der Erlaubnis des die Oberaufsicht über die Stenogramme führenden Vize-Präsidenten, beziehungsweise Schriftführers oder des Redners aus dem Bureau weggegeben, fortgesendet oder einer dritten Person zur Einsicht vorgelegt werden. Diese Berichte geben die Reden wortgetreu wieder, und wenn man die unkorrigierten Berichte liest, überzeugt man sich davon, daß sehr viele Parlamentarier ein recht schlechtes Deutsch in ihren Reden zum besten gegeben und daß den meisten die präzise Form des Ausdrucks mangelt. Eine Entschuldigung dafür ist ja in manchem Falle die persönliche große Erregung, in der sich die Redner befinden, besonders wenn die Wogen der Debatte sehr hoch gehen. Die Berichte, die auf diese Weise aufgenommen werden, sind im Druck ungefähr nach 48 Stunden fertiggestellt. Wer sich das Vergnügen machen will, die Reden und die ganzen Verhandlungen wortgetreu zu lesen, kann auf diese Berichte bei der Post abonnieren. Der Erwerbspreis beträgt pro Bogen 5 Pfennige. Für die Tageszeitungen sind diese offiziellen Berichte aus zwei Gründen nicht zu verwenden; erstens sind sie zu lang, zweitens aber erscheinen sie zu spät.

Die großen Zeitungen unterhalten daher mit sehr großen Kosten eigene parlamentarische Bureaus, welche die Debatten, wenn auch nicht wortgetreu, so doch in den Hauptsachen stenographisch aufnehmen, und das Manuskript geht durch besondere Boten und Radfahrer bruchstückweise nach der Druckerei und in den Satz. Es giebt auch besondere parlamentarische Korrespondenz-Bureaus, welche derartige Berichte telegraphisch, telephonisch oder in Form von hektographierten und rasch gedruckten Manuskripten an Berliner oder auswärtige Zeitungen liefern. Diese palamentarische Berichterstattung ist für den Reichstag und seine Mitglieder von höchster Wichtigkeit. Wenn sich die parlamentarischen Berichterstatter, wie dies in London vorgekommen ist, zu einem Streik entschließen würden, so käme der Reichstag in schwere Bedrängnis. Er würde dann „mit Ausschluß der Oeffentlichkeit“ verhandeln. Wenn die Zeitungen keine Berichte veröffentlichen, würde im Publikum von den geistvollsten Reden der Parlamentarier und den wichtigsten Verhandlungen nichts bekannt, denn die offiziellen wortgetreuen Berichte sind im Publikum ja gar nicht verbreitet.

Man hat für die Presse im Reichstag einigermaßen gesorgt. Man hat ihr 10 Arbeitszimmer zur Verfügung gestellt, welche im Zwischengeschoß liegen, man hat ihr sogar einen kleinen Lesesaal eingerichtet. Im Obergeschoß befinden sich noch eine Anzahl von Telephonzellen für die Presse, welche die Verbindung mit Berlin und den auswärtigen Telephonämtern ermöglichen. Ferner befindet sich hier eine kleine Restauration für die Vertreter der Presse, sowie eine Anzahl von Warteräumen für die Radfahrer und Boten der Redaktionen. Von dem schweren und anstrengenden Dienst, den gerade die parlamentarischen Berichterstatter haben, macht man sich im Publikum gar keinen Begriff. Es ist körperlich und geistig geradezu aufreibend und nervenzerstörend, stundenlangen, wichtigen Verhandlungen beizuwohnen und gleichzeitig mitzuschreiben, und zwar so mitzuschreiben, daß nichts Wichtiges im Bericht vergessen und nichts Unwichtiges angegeben wird. Die Art und Weise, wie die Redner vom Platze aus sprechen, erschwert, wie bereits erwähnt, das Hören; dazu kommt die große Unruhe, welche bei vielen Rednern im Hause dadurch herrscht, daß sich

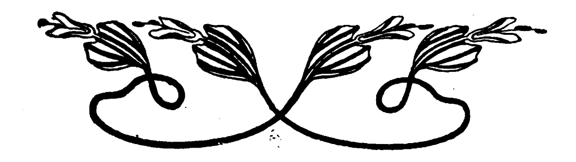
während der Rede desselben die übrigen Parlamentarier ungeniert laut unterhalten. Ferner erschweren das Hören bei bewegten Sitzungen die oft „wilden“ Zurufe und das Geschrei, das sich im Hause selbst gegen den Redner, bald von der Rechten, bald von der Linken her erhebt. Dazu kommt im Sommer eine trotz der Ventilation oft unerträgliche Hitze, die fortwährende Rücksicht auf die Uhr, das Geizen mit Minuten, das Hasten und Hetzen, um die Berichte ja nur rechtzeitig noch auf das Telegraphenamt, in die Telephonzelle oder in die Druckerei schaffen zu können, und es giebt kaum einen anderen Beruf und eine andere Form der Berichterstattung, bei der so viel Leistung, Sicherheit und Anspannung aller Kräfte verlangt wird, wie gerade bei den parlamentarischen Berichten.

Die Einrichtungen für den gesamten parlamentarischen Betrieb und für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der Volksvertreter werden wir am besten übersehen und betrachten können, wenn wir einen Reichstagsabgeordneten auf seinem Tagewerke begleiten. Natürlich wählen wir einen der fleißigen und gewissenhaften Abgeordneten, der es für seine heilige Pflicht hält, das Vertrauen seiner Wähler durch eifrige Arbeit zu rechtfertigen. Ein solcher Abgeordneter hat ein gar schweres Amt und muß seine gesamte Kraft in den Dienst des Parlamentarismus stellen. Es sei zur Ehre der deutschen Volksvertretung gesagt, daß es solcher Abgeordneten sehr viele giebt, die allerdings in schreiendem Gegensatz zu den Leuten stehen, die ihre Mandat-Pflichten nur als einen Sport betrachten und „im Nebenamt“ erfüllen. Es giebt auch Abgeordnete, die überhaupt nicht in die Sitzungen gehen, die nie die Drucksachen lesen, die ihnen zugehen, und die sich während der Sessionszeit in Berlin aufhalten, um ihre Privatgeschäfte hier zu erledigen oder um sich zu amüsieren. Wenn eine Reichstags-Session beginnen soll, werden die Reichstagsabgeordneten durch Briefe vom Reichstagsbureau aufgefordert, zu erscheinen, und es wird ihnen gleichzeitig Tagesordnung, Tag und Stunde der ersten Sitzung angegeben. Die in Berlin eintreffenden Abgeordneten melden sich im Bureau und teilen sofort mit, welches ihre provisorische oder definitive Wohnung ist. Eine größere Zahl der Abgeordneten wohnt in Hotels, und zwar immer in dem-

selben Hotel, wo dem Abgeordneten gewöhnlich auch ein bestimmtes Zimmer für die ganze Session zu entsprechend ermäßigten Preisen zur Verfügung gestellt wird. Ein anderer großer Teil der Abgeordneten wohnt „möbliert“, und gewisse Zimmervermieterinnen, im Berliner Jargon die „parlamentarischen Witwen“ genannt, sowohl im lateinischen Viertel von Berlin, wie im Stadtteil Moabit, sind auf die Beherbergung von Abgeordneten eingerichtet. Auch dieselben möblierten Zimmer beziehen die Abgeordneten meist wieder, und manche wohnen jahrelang bei derselben Vermieterin. Der verstorbene Abgeordnete Windthorst hat z. B. zwanzig Jahre in einem einfachen Stübchen in der alten Jacobstraße als „möblierter Herr“ gehaust. Gewöhnlich nehmen die Abgeordneten im Hotel und in den möblierten Wohnungen nur ihren Morgenkaffee und höchstens den Abendthee. Wollen sie ihre Abgeordneten-Pflicht erfüllen, so sind sie den ganzen Tag im Reichstagsgebäude in Anspruch genommen und kommen erst wieder am Abend nach Hause. Der Abgeordnete muß am Morgen gewöhnlich einige Stunden dem Lesen der Drucksachen widmen, die ihm von der Botenmeisterei des Reichstags durch besondere Boten, von denen jedem ein bestimmter Bestellbezirk zugeteilt ist, in das Haus gebracht werden. Gewöhnlich treffen diese Drucksachen in den Nachmittags- und Abendstunden ein. Sie bestehen aus Tagesordnungen, Gesetzes-Entwürfen mit den dazu gehörigen Motiven und Anlagen, aus Kommissionsberichten, gedruckten Auszügen aus Petitionen, aus den wortgetreuen Sitzungsberichten, aus Denkschriften, aus sogenannten Blau- und Weißbüchern, aus Rechnungsabschlüssen, aus Uebersichten über die Thätigkeit von Behörden und Verwaltungen und aus den Etats. Der Hauptetat ist allein ein dickleibiges Werk, das mehrere Kilo wiegt, und seine Durcharbeitung erfordert für den gewissenhaften Parlamentarier viele Wochen. Um den Etat zu verstehen, dazu muß man sich allerdings in ihn hineingelesen haben und ein routinierter Parlamentarier sein, und der Abgeordnete Eugen Richter gilt selbst bei seinen Gegnern für den besten Kenner und Beurteiler des Etats. Keiner findet sich in dem dickleibigen Werke so gut zurecht, wie er. Diese Drucksachen, wenig respektvoll im parlamentarischen Deutsch „Schinken“ genannt,

sammeln sich in der Wohnung des Abgeordneten zu ganzen Haufen an. Am Schlusse einer langwährenden Session sind es schließlich zwei bis drei Centner Makulatur, deren Verkauf der Abgeordnete gewöhnlich der Wirtin überläßt, nachdem er sich die Stücke, die ihn interessiert haben und die er aufbewahren will, herausgesucht hat. Es giebt auch Abgeordnete, welche das ganze Jahr über keinen Blick in diese Drucksachen thun, und die sie unberührt auf dem Stapel liegen lassen, ohne sich jemals mit ihnen zu beschäftigen. (Schluß folgt.)





Deutsche Dichter der Gegenwart.

Julius Lohmeyer.

Von Dr. R. St.

(Nachdruck verboten.)

Ein liebgewordener Hausfreund, der draußen in der Welt viel erlebt hat und, was er mit sinnigen Augen geschaut und mit warmem Herzen gefühlt, in anheimelnder Weise uns mitzuteilen weiß, verlockt uns wohl nach jahrelanger Bekanntschaft zu der teilnahmsvollen Frage: „Wo kamst du her des Weges? Wie bist du geworden, was du bist?" Ein solcher lieber Hausfreund ist unseren Lesern Julius Lohmeyer geworden, der, wie kein zweiter, durch seine herzerquickenden Dichtungen zu erfreuen versteht. Nur wenige wußten Näheres über die Persönlichkeit des liebenswürdigen alten Herrn; aber auch, die ihn nicht kannten, hatten ihn um seiner zarten und launigen Dichtungen willen ins Herz geschlossen. Ueber den Werdegang eines so beliebten und unseren Lesern so nahestehenden Dichters Genaueres zu erfahren, ist gewiß ein berechtigtes Verlangen.

Am 6. Oktober 1835 wurde Julius Lohmeyer in der malerisch gelegenen Festungsstadt Neiße in Oberschlesien geboren; er war, als der älteste von vier Geschwistern, bestimmt, die väterliche Apotheke zu übernehmen. Einer selten glücklichen Jugend, vor allem seinen Eltern, dem edlen, sonnigen Kindergemüt seines naturbegeisterten Vaters, das ihm die Welt erschloß, dankt er es, wie er selbst aussprach, wenn er die Fähigkeit besitzt, die Herzen der Kinder zu begeistern.

Ursprünglich sollte er die väterliche Apotheke übernehmen und wurde von einem Freunde seines Vaters in diesen Stand eingeführt. Eifrig gab er sich dem Studium der Naturwissenschaften hin. Seine Neigungen aber gingen schon von der Schülerzeit an auf Dichtung und Litteratur. Der Wunsch, einem liebenswürdigen Mädchen seine Hand reichen und einen Hausstand begründen zu können, ließ ihn von anderen Plänen wieder zu dem zunächst ergriffenen Berufe zurückkehren. 1863 übernahm er nach abgelegtem Staatsexamen als Besitzer die Königliche Hofapotheke in Elbing.

Die parlamentarischen Kämpfe vor und nach 1866 zogen ihn in das politische Leben hinein, und schon in dieser Zeit bekundete er sich als warmer Patriot. Eine Reihe schwungvoller, ernster und humoristischer Kampfgedichte, die der „Kladderadatsch" von ihm veröffentlichte, veranlaßten den damaligen Leiter des berühmten Witzblattes, Ernst Dohm, ihm im Jahre 1867 eine Stellung an der Redaktion des einflußreichen Organs anzutragen. Lohmeyer gehörte der Redaktion des „Kladderadatsch" bis zum Jahre 1873 an und machte sich vor allem in den Kriegsjahren 1870/71 durch seine hinreißenden, vaterländischen Gedichte, die vielfach in Sammlungen und Schulbücher übergegangen sind, bekannt.

Einige Kinderschriften, die Lohmeyer auf Veranlassung des Kladderadatsch-Verlegers schrieb, erlebten seltenen Erfolg, der den Dichter völlig überraschte und ihn 1873 zur Gründung der „Deutschen Jugend" veranlaßte, einer im vornehmsten Stil gehaltenen Kinderzeitschrift. Lohmeyer hat den weitgehendsten Einfluß auf die gesamte Jugendlitteratur, vor allem nach künstlerisch-poetischer Seite hin, ausgeübt. Die Lektüre des Kindes, welche seit Jahrzehnten einem trockenen Dilettantismus überantwortet gewesen war, gewann durch die Mitwirkung einer Reihe namhafter Talente, die später zu reichem Dichterruhm gelangten, wie Victor Blüthgen, Johannes Trojan, Frida Schanz, Heinrich Seidel und anderen, künstlerisch-edle Form und atmete wieder Humor, Phantasie, Geschmack. Werner Hahn urteilte in seiner „Geschichte der poetischen Litteratur": „Lohmeyers Jugendwerk wird durch seinen dauernden Wert in der Litteraturgeschichte den Ruhm einer



Julius Lohmeyer.

tadellosen Gabe, zum Nutzen der höchsten Ziele der Menschheit in Familie und Schule, empfangen."

Durch die Beziehung zu den Künstlern, die für seine Zeitschrift Zeichnungen lieferten, trat Lohmeyer bald auch zum „Verein Berlin Künstler“ in nahe Verbindung. Jahrelang dichtete er für diesen Verein Künstlerfestspiele, welche mit großer Prachtentfaltung zur Aufführung gebracht wurden, und zum Dank wurde er zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt.

Durch schweres Leid sollte die Weltanschauung des Dichters jene Vertiefung erfahren, die wir in seinen späteren Werken bewundern. Aus einem behaglichen Heim in einem zurückgezogenen Winkel Berlins, nicht zu fern dem Tiergarten gelegen, riß den Dichter plötzlich ein selten trauriges Geschick heraus. Sein Weib und sein Kind wurden von unheilbaren Leiden erfaßt, er selbst erkrankte an einem schweren Augennervenübel, das ihn zu jeder schriftstellerischen Thätigkeit lange Zeit unfähig machte. Eine ruhelose Periode des Reisens und Wanderns begann. Drei Jahre verweilte Lohmeyer in der Schweiz, ohne Heilung für sich und die Seinigen zu finden. Nach unsagbaren Leiden starben ihm Weib und Kind. In dem besten Mannesalter stehend, durch sein Augenleiden bereits sieben Jahre unfähig zu jeglicher Arbeit mit der Feder, kehrte er allein, ohne Familie, in die Heimat zurück. Aber in jenen Jahren bittersten Lebensweh̄es, die er in der Einsamkeit der großen Alpennatur, unter dem weiten Sternenhimmel der Hochalpen zugebracht, hatte sich seine Weltanschauung gereift und geläutert, er hatte sich „zu der Weisheit des Gemüts und Geistes durchgekämpft, welche den Schmerz des Einzelnen aufhebt in höherer Harmonie des Ganzen.“

Endlich wurde ihm Erlösung. Ein ausgezeichneter Augenarzt, Professor Albert Nagel in Tübingen, erkannte sein Leiden und befreite ihn von namenlosen Qualen. Und wieder auf den Alpen, wo er sein Schwerstes erlebt und sein innerlich Bestes gefunden, fand er auch ein neues schönes Eheglück. Aus diesem Zusammenhang eines zur Ruhe durchgerungenen Wehes und eines neu aufdämmernden Heimats- und Eheglücks erwuchsen die „Gedichte eines Optimisten“. Es sind reife Lebensfrüchte, diese Ehelieder, voll jubelnden Dankgefühls und frommer Innigkeit, diese Wanderklänge, Tagebuchblätter, beschaulichen Sprüche. Es läßt sich nicht aufzählen, was das Buch allen

Herzensfreunden bietet. „Der Wandel des Flüchtigen“ hat den Dichter wahres Glück kennen gelehrt. Beschränkung ohne Neid, Liebe zum Hause, zur Natur, Aufblick zum Ewigen; alles weist ihn über sich hinaus auf etwas Bleibendes, Allwaltendes; das Weltgeheimnis ist ihm die Liebe und erschließt sich nur der Demut.

Seitdem hat sich ihm ein Jahr stillen Ehe- und Familienglückes an das andere gereiht. Zwei Knaben und ein Mädchen beleben sein den Freunden teures Haus. Charakteristisch für die erste Zeit wiedererlangten stillen Glückes und Schaffens ist wohl das von uns mitgeteilte Gedicht „Großstadt-Idylle“.

Wandte sich Lohmeyer bisher in seinen prosaischen Werken vorzugsweise an die reifere Jugend, sprach er in den poetischen Gaben vorzugsweise zu der frohen Welt der Kleinen und Kleinsten, so wandte sich das sonnige Gemüt des Dichters fortan mehr dem sinnigen Erwachsenen zu. Am bekanntesten wurden wohl seine Lebenssprüche „Auf Pfaden des Glücks“, seine Novellen „Die Bescheidenen“ und „Wir leben noch“ und seine Jugendnovellen „Junges Blut“ und „Jugendwege und Irrfahrten.“

Dr. Julius Lohmeyer ist eine echte Poetennatur. Eine wunderbare Gabe besitzt dieser Dichter, das Glück zu finden im Kleinsten, Unscheinbarsten. Es giebt wohl keinen zeitgenössischen Dichter, welcher weiter vom Pessimismus entfernt wäre als Lohmeyer, eine Natur, welche von Liebe und Pietät strahlt. Jedes Geschöpf ist ihm eine Freuden- und Genußquelle. Dazu kommt eine ursprüngliche Verklärungskraft, welche unbeschreiblich liebenswürdig wirkt. Da ist nichts Bacchantisches, nichts Trotziges, nichts Bissiges; aber auch nichts Süßliches, Ueberweichliches, Schwärmerisches. Ein reifer Mann, auch geschmacksreif, schreitet abgeklärt durch das Leben und legt hier und da seine Finger auf Dinge, die ihn innerlich über sich selbst hinausheben und ihm eine Aussprache abzwingen. Wir sind überzeugt, daß Julius Lohmeyer wie kein anderer seine große Gemeinde hat. Nur die bedeutendsten der lebenden Dichter bieten in ihren Gedichtsammlungen so wenig Nieten wie Lohmeyer, liebenswürdiger aber wirkt keiner.

Als die vaterländische Bewegung sich, vor allem auf Anregung Kaiser Wilhelms II., der Schaffung einer starken deutschen

Seemacht zuwandte, begründete Lohmeyer zur Unterstützung der von den Gegenparteien bedrohten „zweiten Flottenvorlage“ die seinerzeit viel genannte „Freie Vereinigung für Flottenvorträge“, die sogenannte „Professoren-Vereinigung“, unter deren Mitgliedern die erlauchtesten Männer in Wissenschaft, Litteratur, Kunst und Technik als Kronzeugen für die Notwendigkeit der Stärkung deutscher Seemacht in Wort und Schrift eintraten. Schließlich vereinigte Lohmeyer den großen Kreis hervorragender patriotischer Männer zu einem Zusammenwirken in der seit 1901 unter seiner Leitung erscheinenden nationalen „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart.“

Schließen wir diese Skizze mit den Worten des sinnigen Ludwig Ziemssen: „Nichts gleicht dem Gefühl tiefer Erquickung, das die Lektüre dieser köstlichen Bücher hinterläßt; man fühlt sich selbst besser, froher, glücklicher in der Nachempfindung dieser bezaubernden Lieder, auf denen es wie Sonnenglanz einer schöneren Sphäre ruht, und gewinnt inmitten einer tief in sich zerrissenen und gespaltenen Gegenwart neue Zuversicht zu Menschen, Zeit und Leben. Schöner, inniger, weihevoller ist kaum je das Glück, das ein wackerer, sinniger Mann im Besitz von Frau und Kind empfunden, ausgesprochen, ausgesungen worden. Hier ist in vier Zeilen oft Tiefstes und Herzbewegendstes gegeben. Ueberall ringt sich bei Julius Lohmeyer eine fein organisierte Natur vollständigen, dichterischen und humanen Andachtsgeistes zu vollem, harmonischem Ausdruck. O glücklicher Poet, in dessen Herzen Natur und Liebe alle Dissonanzen lösen und alles Vergängliche ein Unvergängliches weckt!“

Sesam! Sesam! Oeffne dich!

Papa im Arbeitsstübchen
Zieht ernst die Stirne kraus,
Ist heut' selbst für sein Bübchen,
Für niemand heut' zu Haus.

Es klopft. Wer wagt zu stören?
Er hört es mit Verdruß.
Ein Stimmchen läßt sich hören:
„Papa, nur einen Kuß!“

Er scheucht in raschem Grimme
Das Kind mit barschem Droh'n,
Doch wieder wirbt die Stimme
Mit süßem Schmeichelton.

Da spürt Papa ein Rühren
Und lächelt übers Buch;
Wohl öffnet alle Thüren
Solch holder Zauberspruch.

Und tönen ihm die Worte
Zum drittenmal ans Ohr,
Dann öffnet er die Pforte
Und zieht sein Kind empor.

Und ob auch sein Gewissen
Ihm ernste Mahnung hält:
Sein Büblein abzuküssen
Muß Zeit sein auf der Welt.

Das Roggenkörnlein.

Jüngst wogte hier ein weites Aehrenfeld,
Nun ging dahin sein sommerliches Prangen,
Am Dornstrauch nur blieb eine Aehre hangen,
Aus der ein Körnlein in die Hand mir fällt.

Aus diesem grauen Ackerkorne steigt
Ein neuer Halm und eine neue Aehre,
Ein Kornfeld einst, das sich gleich goldnem Meere
Leis rauschend vor dem Hauch des Ew'gen neigt.

Von Segen fühl' ich träufen meine Hand:
Ein unbegrenzter Strom von Lebensfülle
Ergießt sich aus der unscheinbaren Hülle
In sonn'gen Segenswogen durch das Land.

Denn alle Macht, Gewalt und Herrlichkeit
Des Lebensstroms aus ew'gem Liebesborne
Wogt jetzt durch meine Hand in diesem Korne
Dahin von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Fragemäulchen.

Du holdes Fragemäulchen, süße Plage,
Komm nur, du lieber Störer meiner Ruh';
Geduldig leih' ich Antwort jeder Frage:
„Warum, Papa? Wohin? Weshalb? Wozu?"

Keimt doch empor in jenem dunklen Triebe
Der Baum, der einst in Gottes Sterne ragt,
Das heil'ge Sehnen, das in Weh und Liebe
Sich bis zum Urquell alles Daseins fragt.

Großstadt-Idylle.

Ein Sonntagnachmittag. Im Schatten ruh'n
Die stillen Gärten uns zu Füßen nun;
Ein bunter Sommerflor hüllt den Balkon,
Der schwebend wie ein luft'ger Blumenthron
Hinaushängt in die sonntagsstille Stadt,
Uns heimlich bergend hinter Blüt' und Blatt,
In dichtes Weingerank und blüh'nde Rosen;
Fernher der Großstadt Brausen, dumpfes Tosen:
Ein rasend Hasten nach der Woche Plagen,
Genuß und Glück der Stunde abzujagen
Durch Dunst und Glut und Staub. Hier Rast und Fülle.
Ein Finkenlied schallt schmetternd durch die Stille;
Sonst alles stumm. Um uns die grüne Bucht,
Und über uns der Sommerwolken Flucht.
So sitzen wir — der Bube jauchzt und lacht —
Der Tag verlischt, — der Abend kommt, — die Nacht.
So Hand in Hand flieh'n uns die Sternenstunden,
Und Mund an Mund haucht glückberauscht: Gefunden!

Vor den Goldkäferschuhchen.

(Vaterträume.)

Vor meines Bübleins Kämmerlein
Zwei kleine Schuhchen stehen,
Die sind so niedlich, sind so fein,
Wie ich noch keins gesehen.

Die Schühlein müssen Wunder thun:
Wie lernt' mein Büblein springen!
Bald wird ihm in den Käferschuh'n
Der erste Schritt gelingen.

Allein die Schühlein wachsen aus
Beim Tippen und beim Tappen:
Bald hört man durch das stille Haus
Schnürstiefel munter klappen.

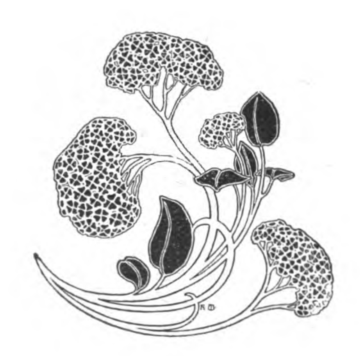
Die stapfen nun mit Allgewalt
Herum auf Gottes Erden,
Bis auch die Stiefelettchen bald
Zu Schäftenstiefeln werden!

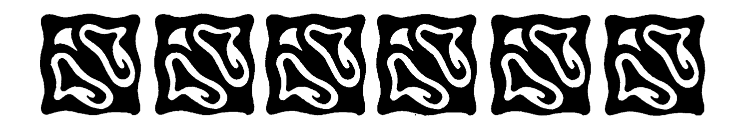
Da sitzt der ganze Mann erst drin,
Die können tapfer knarren
Und patschen, hu! durch dick und dünn,
Und mit dem Absatz scharren.

Fest aufzutreten immerdar
Mag er sich drin befleißen,
Und manches Paar in manchem Jahr
Vertragen und verreißen.

Tanzschuh' leg' ich ihm später zu,
Sucht er erst holde Fraüen,
Und ein paar derbe Wanderschuh',
Die schöne Welt zu schauen.

Und müßt' es sein, so wollt' ich froh —
Im flotten Wichs zu prahlen —
Einst meinem Bruder Studio
Kanonen noch bezahlen.





Das Rätsel der Ahnenburg.

Roman von **Egon Fels.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

10. Der Schatz.

obert schob die Klappe, nachdem er sie ein paarmal hin und her bewegt, damit sie leichter ginge, wieder zu und sprach weiter: „Jetzt haben wir nach allen Regeln der Kriegskunst unsern Rückzug gesichert. Nun denke ich — kann es los gehen.“

Er nahm seine Laterne auf und stieg langsam, Stufe nach Stufe vorsichtig beleuchtend, dem Freunde voran, die Treppe hinunter. Es waren zweiunddreißig ziemlich hohe Stufen zurückzulegen, ehe man wieder ebenen Boden erreichte und sich in einem halbrunden, ziemlich niederen, aber, wie die Treppe und der obere Raum vor derselben, von einer durchaus reinen, kalten Luft erfüllten Raume befand.

Ueber die Möglichkeit, wie in diesem tief unter der Burg liegenden, ein Jahrhundert völlig verschlossen gewesenen Gelaß die reine Luft erhalten bleiben konnte, gaben spätere Untersuchungen die Bestätigung der Vermutung, welche gleich anfangs die hier herrschende Zugluft in ihnen aufsteigen ließ.

Kleine runde Löcher, dicht oben an der Decke der gewaltigen Wölbung, korrespondierten mit einem eng vergitterten, viereckigen Luftloch im Schornsteine des Kamines und führten der Schatzkammer stets frische Luft zu, während eine sinnreiche

Vorrichtung, welche, im Schlote selbst angebracht, das Gitter schützte, den so benutzten Luftzug verhinderte, auf das Feuer im Kamine des Saales selbst beeinträchtigend zu wirken.

Das Burgverließ war zu seiner Zeit ein gar gefürchteter Ort, den selbst der Vorwitzigste der Diener niemals zu betreten gewagt haben würde, hätte es überhaupt einen benutzbaren Eingang gegeben. Doch das war nicht der Fall.

Der Gefangene, welcher an diesem furchtbaren Orte einige Tage oder Wochen zubringen sollte, wurde mittelst eines Seiles durch eine schwere Fallthür hinuntergelassen und aus diesem Grabe zur Zeit wieder empor geholt, wenn er überhaupt das Licht des Tages wieder erblicken durfte. So mußte diese Lage der Schatzkammer als die sicherste und passendste sich dem Urenkel von selbst aufdrängen, der nach so langer Zeit die Früchte der Vorsicht und Sparsamkeit seiner Ahnen ernten sollte.

Waren diese Früchte wohl auch zum größten Teile nicht in einer Weise gewonnen worden, die sein unbestechliches Ehrgefühl als ehrenhaft ansehen konnte, so waren sie doch nun um so sicherer sein unbestrittenes Eigentum, als es wohl niemand mehr gab, der ein Recht, und sei es auch nur ein eingebildetes gewesen, daran hätte nachweisen können. So that er niemand Unrecht, wozu also sollte er sich Skrupel machen?

Alle Zweifel, die Chutbert je gegen das Vorhandensein dieses rätselhaften Schatzes gehegt, wurden glänzender widerlegt, als es sich selbst die kühne Phantasie seiner Mutter träumen gekonnt. Da standen Kisten und Kasten an den Wänden hin, dicht nebeneinander, ja übereinander gestellt. Da war ein Kasten, bis an den Rand gefüllt mit Goldstücken aller vormals üblichen Werte. Da stand eine große Kiste mit Silberbarren und daneben eine kleinere, aber mit Juwelen ohne Fassung und mit gefaßtem Schmuck aller Art, mit Perlenschnüren und anderen Kleinodien, ziemlich bis zum Rande gefüllt. Dort war eine sehr große Kiste mit silbernen und goldenen Gefäßen. Daneben eine Reihe eben solcher Kisten mit kostbaren Waffen, Rüstungen und Helmen, auf das reichste gearbeitet, mit Gold verziert und teilweise sogar mit Edelsteinen geschmückt. Da gab es Kisten voll feinster Linnen und andere, mit kostbarem Gold und

Silber durchwirkter Seidenstoffe und ein kleines Kästchen voll jener herrlichen, flandrischen Spitzen, die als Wunderwerke menschlichen Fleißes angestaunt und mit Gold aufgewogen wurden.

Alles das war sehr gut und wohl erhalten; was gelitten hatte, ließ sich wohl wieder herstellen, ja, die trockene Reinheit der Luft hatte selbst Eisen und Stahl so ziemlich vor Rost bewahrt.

Fast sprachlos, nur hin und wieder durch einen Ausruf des Erstaunens bei einem besonders reichen Funde das tiefe Schweigen unterbrechend, hatten die Freunde all diesen Reichtum oberflächlich gemustert.

Chutbert kniete eben vor dem Juwelenkasten und ließ gedankenlos, sich an dem Schimmer ergötzend, einen Regen funkelnder Steine, die im Lichte der Laternen tausendfarbige Strahlen ausstreuten, durch die Finger laufen.

Robert saß auf einer daneben stehenden Kiste und blickte, das ehrliche, treue Gesicht vor Eifer und Freude hochgerötet, mit blitzenden Augen zu ihm nieder. Endlich ward ihm nachgerade das tiefe Schweigen drückend, und er begann, es unterbrechend: „Nun, Chutbert, hast du vor Freuden die Sprache verloren? Wer hatte nun recht? Du ungläubiger Thomas! Heisa! das wird ein Leben werden! Du bist jetzt ja fast reicher als Graf Richard selbst.“

Ungestüm warf Chutbert die Juwelen, welche er eben aufgenommen, um sein Spiel von neuem zu beginnen, in die Kiste zurück und schlug den Deckel zu. Aufspringend rief er: „Das bin ich! ja, das bin ich! aber es freut mich nicht, noch kann ich dies alles als mein rechtmäßiges — ich meine, als mein alleiniges Eigentum betrachten.“

„Nun, als was denn sonst? Wer in aller Welt hätte außer dir darauf ein Recht?“ rief erstaunt Robert.

„Du bist blind oder willst blind sein,“ entgegnete Chutbert, sich neben ihn setzend. „Glaubst du wirklich, Richard würde, wenn er gewußt, welcher Reichtum hier in dem alten Eulenneste verborgen liege, es mit allem, was es enthält und verbirgt — so lautet ausdrücklich die Klausel der Urkunde — mir und meinen dereinstigen Erben für ewige Zeiten abgetreten haben?“

„Warum denn nicht? Der Graf ist reich genug, er liebt dich, er ist nicht geizig und gönnt dir von Herzen alles Gute.“

„Das weiß ich. Aber — ich liebe ihn auch und kenne die Pflicht, welche die Ehre und das gewöhnlichste Gerechtigkeitsgefühl mir auferlegt. Ich werde mich nicht eher meiner Reichtümer freuen können, bis er sie mit mir geteilt hat.“

„Großmütig bis zum Exceß, wie immer!“ rief Robert, dem bei seiner genauen Kenntnis des Charakters seines Freundes dieser Entschluß keineswegs überraschend kam. „Nur glaube ich durchaus nicht, daß du den Grafen zur Annahme dieser Großmut wirst bewegen können. Du weißt, er nimmt nie sein gegebenes Wort zurück, sollte er es auch bereuen und es sein eigener Schade sein. Er gab dir sein Eigentumsrecht an den alten Stammsitz samt Inhalt und Umgebung, und du wirst alles ohne Ausnahme behalten müssen.“

„Aber — er gab es mir im Irrtum oder vielmehr in Unkenntnis über den ungeheuren Wert seiner Abtretung an mich.“

„Nun — du kannst es ja versuchen, lieber Chutbert, aber du wird sehen, ich behalte recht. Laß aber doch alle diese Grübeleien der Zukunft und freue dich mit mir deines Glückes. Was wirst du mit all diesem Reichtum zunächst beginnen?“

„Ich werde ihn gewissenhaft in zwei Teile scheiden und mit meiner Hälfte das alte Raubnest ausbauen, den Wald in der Nähe lichten lassen, und wenn alles fertig ist, auf dem Greifenstein mit meiner lieben Mutter und mit dir, du Getreuer, hausen, bis es mir zu einsam wird im Forste und ich für ein paar Wochen benachbarte Burgen besuche, oder auch nach Wien reise, um Richard heimzusuchen, mich in seinem Hause oder am Hofe zu belustigen und —“

„Eines schönen Tages irgend ein edles Fräulein vom Hofe als Burgfrau heimführen auf mein Schloß —“ ergänzte lachend Robert die Rede Chutberts, da dieser inne gehalten hatte.

Doch dieser schüttelte den Kopf sehr energisch und erwiderte, halb lachend, halb ernsthaft: „Nein. Das wirst du

sobald nicht erleben. Dazu habe ich keine Lust, denn einmal habe ich meine Freiheit zu lieb, um sie selbst dem schönsten Weibe zu opfern, und zweitens werde ich nimmermehr eine jener hoffärtigen, im Minnespiel nur zu geübten Schönen des Hofes als Hausfrau heimführen. Ich will, wenn ich überhaupt jemals heirate, mein Weib für mich und nicht für andere haben. Zum Spiel sind mir diese Hoffräuleins gut genug, zum Ernste aber noch lange nicht. Uebrigens habe ich — du weißt es wohl, noch keine Frau gesehen, bei der mir der Gedanke, für ihren Besitz meine Freiheit herzugeben, auch nur einen Augenblick denkbar geschienen. Es hat auch noch keine unter allen, denen ich hofieret, dies große Opfer von mir verlangt, die meisten hätten sich billiger gegeben, wenn — ich nur Miene dazu gemacht. — Aber — der Zug wird nachgerade recht empfindlich hier. Das Gewitter muß gewaltig abgekühlt haben da draußen. Laß uns wieder emporsteigen in den Saal. Die armen, zerfetzten Ahnenbilder da oben sollen mir bald wieder anders ausschauen. Die soll Meister Ritter mit seinen Schülern in die Kur nehmen, soll ausflicken, was sich flicken läßt und anderes nach den vorhandenen Resten neu malen.

„Die Stoffe da und die Juwelen werden die Mutter in Entzücken versetzen. Ich freue mich schon darauf, wie ihre schönen Augen beim Anblick dieser Schätze glänzen werden, die nun ihren — Betteljunker, wie sie mich in bitterer Anklage gegen das Schicksal so oft zu nennen pflegte, mit einem Schlage zum reichen Manne machten.

„Du, mein guter Robert, wirst nun auch nicht mehr nötig haben, deine Armut mit mir zu teilen, sondern fortan als mein erster Dienstmann vor der Welt, als meine rechte Hand in Wahrheit, all das Gute mit mir teilen, welches mir dieser Reichtum mitbringt.“

„Ich danke dir, Chutbert, für deine Güte und nehme sie an, wie sie mir geboten wird. Mehr Liebe und Treue als bisher kann ich dir dafür freilich nicht versprechen, denn alles, was mein Herz an beiden aufzuwenden hat, ist bereits ganz dein eigen.“

„Das weiß ich, mein lieber, treuer Gefährte, es bleibt in allem übrigen alles beim alten, wir sind und bleiben Brüder

im Herzen —" erwiderte Chutbert bewegt, und eine herzliche Umarmung besiegelte aufs neue den alten Bruderbund zwischen Herr und Diener.

Beide stiegen hinauf und betraten, nachdem sie die Thür und die Steinplatte des Kamines hinter sich geschlossen, wieder den Saal.

Der Kamin bewahrte nun mit der dicken Rauch- und Rußkruste seiner Hinterwand wieder so sorglich als bisher die Schatzkammer samt ihrem kostbaren Inhalte.

Mittelst ihrer Mäntel und Mantelsäcke bereiteten sich die jungen Männer in dem Nebengemache ihr Lager und schlossen mit vereinten Kräften die schwere, in den Angeln arg verrostete Thüre, die sich nur mit einem Mark und Bein durchdringenden Kreischen zu dem von ihr geforderten Dienste herbeiließ, schoben mit großer Anstrengung den gleichfalls verrosteten Riegel vor und legten sich, obschon vor aller äußeren Störung gesichert, doch aus langgeübter Gewohnheit, mit den Waffen dicht zur Seite, nieder, um, ermüdet wie sie waren, mit all der Schnelligkeit, wie der holde Gast der Jugend zu nahen pflegt, alsbald in tiefen Schlaf zu sinken.

Das Rauschen des Waldes draußen, in dem der Wind, welcher sich noch immer nicht ganz gelegt hatte, jene geheimnisvolle, die Seele in allerhand Träume wiegende Musik weckte, sang den Schlummernden das Wiegenlied, und die über die Mondesscheibe zuweilen gleitenden Wolken vollführten auf den Fußboden des Gemaches einen seltsamen, gespenstischen Schattentanz.

Hier und da huschte ein Mäuschen aus seinem Versteck hervor und betrachtete verwundert mit den glänzenden, klugen Aeuglein die Störer seiner Einsamkeit. Näher und näher huschten die Mondesstrahlen dem Lager und woben ein schimmerndes Netz über die Schläfer, weckten in Chutberts blonder Löwenmähne die schlummernden Goldfunken, woben aus ihnen eine Art von Heiligenschein um das schöne, kühne, vom gesunden Schlummer mit Rosen überhauchte Gesicht, und küßten die geschlossenen Lider so kräftig, daß der Schlummernde unruhig ward und erwachte.

---

11. Die weiße Frau.

Chutbert war mit dem seltsamen Gefühle erwacht, welches wir empfinden, wenn ohne unser Wissen der Blick irgend einer Person sich auf uns heftet. Ihm war, als müsse sich außer dem Freunde an seiner Seite, dessen tiefe, regelmäßige Atemzüge den ungestörten Schlummer verrieten, dessen er sich erfreute, noch irgend jemand im Zimmer aufhalten, dessen Nähe er unbehaglich empfand.

Er richtete sich auf und blickte umher. Das glänzendste Mondlicht erhellte das ganze Zimmer. Es war so leer, wie vorher. Kein Laut ließ sich hier hören als Roberts ruhiger Atem und draußen des Windes bald sanfte, bald brausende Musik.

Chutbert meinte endlich, der Mondenstrahl allein sei es gewesen, der ihn geweckt und jenes unbehagliche Gefühl in ihm erregt. Er rückte ein wenig zur Seite und war im Begriff, sich wieder umzulegen und sorglos weiter zu schlafen, als sein Blick, sich noch einmal aufwärts wendend, auf eine weiße Gestalt fiel, die dicht an seinem Kopfe, regungslos, so gegen die Mauer geschmiegt stand, als gehöre sie zu dieser.

Ein dichter, weißer Schleier verhüllte das Gesicht, doch war er nicht dicht genug, als daß Chutberts Blick, der trotz des augenblicklichen Schreckens die gewohnte Schärfe bewahrte, nicht dahinter zwar geisterbleiche, aber liebliche Züge und ein paar große, schwarze, leuchtende Augen zu entdecken vermocht hätte, die bewegungslos, starr auf ihn geheftet waren.

Schon öffnete er den Mund, um die Gestalt anzurufen, als urplötzlich das Mondenlicht entschwand und tiefste Dunkelheit das Gemach erfüllte.

Eine große, schwarze Wolke glitt über den Mond dahin, sein freundliches Licht neidisch verhüllend.

Chutbert schnellte empor, ein rascher Griff und die Laterne sprang auf, gerade jene Stelle, wo noch soeben die Gestalt gestanden, scharf beleuchtend.

Die Stelle war leer — die Gestalt verschwunden.

Er hob die Laterne hoch empor und sah eben noch die Gestalt im Begriff, jenen geheimen Gang durch die Thür neben dem Kamine zu betreten.

Chutbert wollte rasch sein Schwert emporraffen, stolperte aber in seiner Hast und fiel über Roberts ausgestreckte Füße.

Dieser erwachte nicht einmal darüber, er murmelte einige unartikulierte Laute vor sich hin und schlief weiter.

Zwar hatte Chutbert sich rasch wieder emporgerafft und eilte, sein Schwert unter dem Arme, mit der anderen Hand die Laterne hoch haltend, der Gestalt nach, die er indes nicht gleich sah, da sie großen Vorsprung gewonnen hatte, deren Nähe er aber gleichsam instinktiv empfand.

Dank der früheren Untersuchung des Ganges konnte er sich unbedenklich rasch vorwärts wagen und sah denn auch bald die weiße Frau vor sich her schweben. Er rief sie an, doch dies hatte keinen anderen Erfolg, als daß sie rascher dahinglitt.

Die weißen Gewänder wehten im Luftzuge, der auch hier Eingang fand, da Chutbert die Thür hinter sich offen gelassen, um sie her und schienen sie gleichsam zu tragen, als seien es Flügel oder Wolken.

Plötzlich fuhr ein heulender Windstoß daher, schien die Gestalt zu erfassen und herum zu wirbeln, die Flamme in der Laterne schlug hoch empor und — verlöschte.

In tiefste Finsternis gehüllt, stand Chutbert still. Er rief nochmals die Gestalt an. — Alles blieb still, nur das Heulen, Jammern und Winseln des Windes antwortete ihm.

Trotz all seines Mutes wagte Chutbert doch nicht, der Erscheinung im Finstern weiter zu folgen.

Mißmutig tappte er sich an den Wänden hin nach seiner Lagerstätte zurück und schlief endlich trotz des Grübelns über das Gespenst ein, schlief fort, als längst der helle Tag in das Gemach schien und Robert ihn bereits mit der Morgensuppe, die er im Kamine bereitet hatte, erwartete.

Denn in der damaligen Zeit mußten die Reisenden alles mit sich führen, was sie unterwegs bedurften, da es der Herbergen nur wenige gab und diese selbst oft nichts als nur ein Lager und Unterkunft zu bieten hatten, das allerdings noch öfter von solcher Beschaffenheit war, daß es Personen höheren Standes vorzogen, im Freien zu kampieren, wenn es anders das Wetter und die augenblickliche Sicherheit der Umgebung

gestattete. Deshalb war kein Reisender ohne das nötige Geschirr und die Utensilien zur Bereitung eines Mahles denkbar.

Als Robert ihn geweckt und er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, genoß er sehr still und nachdenklich sein Frühstück.

Robert ließ ihn gewähren; als Chutbert aber auch dann noch schweigsam blieb, sagte er: „Du bist so still und nachdenklich — hast du etwa einen schweren Traum gehabt in der Nacht?“

Chutbert fuhr sich mit der Hand über die hohe Stirn, wie um schwere Gedanken zu verscheuchen, und erwiderte aufschauend mit halbem Lächeln: „Das nicht gerade. Aber — ich habe dein Gespenst von gestern abend wieder gesehen.“

„Wie? — Hast du wirklich? Sahest du es in der Nähe? Wie sah es aus?“ rief Robert, seine Fragen hinter einander herjagend, und kauerte sich neben dem Freunde nieder, der, als sei er noch ermüdet, sich wieder auf seinem Lager dehnte.

Chutbert erzählte nun, was er gesehen und wie es ihm bei der Verfolgung der Gestalt ergangen.

Robert hörte ihm mit atemlosem Interesse zu und rief dann: „Das ist ja greulich, hier in deinem Eigentume solch unheimlichen Gast zu finden! Wahrlich, eine schlimme Zugabe zu dem herrlichen Schatze! Du mußt schleunigst Pater Stephan oder irgend einen anderen Priester, vielleicht hier aus der Nähe, kommen lassen, daß er den Geist bannt!“

„Das werde ich bleiben lassen, mein guter Junge. Ich bin wohl mindestens ein ebenso guter Christ, wie solcher Priester, und getraue mir mit dem Kruzifix in der Hand den Geist allein zu bannen, wenn ich nur erst weiß, wo er eigentlich haust. Jetzt —“ setzte er kurz abbrechend, und eine versuchte Erwiderung Roberts mit einer abwehrenden Handbewegung diesem auf die Lippen bannend, hinzu, „dürften wohl endlich unsere Leute ankommen. Willst du nicht einmal unten nachsehen? Dem Stande der Sonne nach muß es in der neunten Stunde sein und —“

„Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt —“ citierte Robert das Sprichwort und wies auf die herkulische Gestalt eines alten Mannes, der soeben auf der Schwelle des Ahnensaales erschien.

Der Alte, dem man den ehemaligen Kriegsknecht auf hundert Schritte ansah, obgleich er jetzt die Kleidung eines höheren Dieners in den Farben des Hauses Greifenklau, dunkelblau mit Silber, trug, schritt dröhnend über den Saal, und auf der Schwelle des Gemaches stehen bleibend, riß er mit einer stattlichen Verbeugung seinen Schlapphut von dem weißen Haupte und rief fröhlich: „Gott zum Gruß, Junker Chutbert! und Ihr, Meister Robert!"

Er erhielt den Gruß von beiden gleich freundlich zurück, und der Junker rief aufstehend: „Es ist mir lieb, daß ihr da seid. Dich, Alter, brauche ich hernach. Wie gefällt dir denn mein Erbe?"

Er war dabei zu den Alten getreten, hatte ihm die Hand gereicht und überschritt nun, von ihm gefolgt, die Schwelle.

Der Alte warf einen musternden Blick im Saale umher, streifte die gemißhandelten Ahnenbilder, mit ihren zum größten Teile ausgestochenen Augen, und den sonstigen Spuren vandalischer Hände, sowie die zerkratzten, zerhauenen Mauern, das aufgerissene Getäfel des Fußbodens mit den Augen, und erwiderte endlich in komisch-verlegener Weise:

„Na, 's könnte freilich besser, aber auch noch schlechter sein! Wenn wir nur Geld hätten, da wäre uns bald geholfen. Denn die Mauern, das hab' ich schon gesehen, sind zum größten Teile alle noch fest und gut, die waren der Schwefelbande von Krämern denn doch zu stark, die haben sie nicht zerstören können wie alles andere, und die halten wohl noch ein paar hundert Jahre. Ein Heidengeld wird's freilich kosten, und wenn nicht Frau Adelheid oder der Herr Graf —" er kratzte sich verlegen hinter dem Ohre und setzte bedauernd hinzu: „O je, 's ist doch recht schade, daß es heutzutage nicht mehr erlaubt ist, das Krämervolk zu schröpfen! Ja, ja, ich sag's immer, die alten Zeiten waren doch besser."

Der Junker erwiderte lachend: „Na, Hans Jochem, es ging in alten Zeiten auch nicht immer so glatt ab mit dem Schröpfen, wie dir diese Burg am besten beweisen kann. Tröste dich aber, Alter, wir haben solche Gewaltmittel nicht nötig. Das Geld ist da, so viel wir nur brauchen und noch viel mehr — heidenmäßig viel Geld! Das Schloß wird aufgebaut! Dazu

brauche ich dich eben, daß du sogleich nach der Stadt reitest und Meister Hildebrandt, den hochberühmten Baumeister, hierher holst. Kannst ihm immer sagen, er solle mir mit seinen Gesellen mein Erbe wieder herstellen, schöner, prächtiger als es je gewesen. Du, mein Alter, sollst mein Burgwart, und Brigitte, deine Frau, Beschließerin werden."

„Juchhe! Mein junger, gnädiger Herr soll leben! Potz Wetter! das ist 'ne Bescherung und 's ist doch nicht Weihnachtszeit!" schrie der Alte jubelnd und stürzte sich auf des Junkers Hand, um seinen borstigen, grauen Schnurrbart wiederholt darauf zu drücken.

Chutbert ließ ihn lächelnd eine Weile gewähren, dann zog er seine Hand zurück und sagte: „Laß es gut sein, mein Alter. Mache dich nun auf, meinen Befehl zu vollziehen. Je schneller du reitest und den Meister hierher bringst, desto eher werden die Arbeiten begonnen. Sage zugleich dem Meister, er solle sogleich Zimmerleute mit dem Nötigsten hierher beordern, damit ich Thüren in die Thore bekomme und mein Eigentum nicht mehr jedem beliebigen Strolche offen steht, dem es etwa einfällt, hier zu nächtigen und mir vielleicht die Pferde zu stehlen. Mache ihm begreiflich, daß dies vor allem das Nötigste sei und noch heute notdürftig hergestellt werden müsse. Das Uebrige bespreche ich schon selbst mit ihm."

Der Alte nickte verständnisvoll, verbeugte sich, stapfte, so rasch er konnte, aus dem Saale die Treppe hinab und teilte, während er wieder sein Pferd bestieg, seinen Gefährten — drei jüngeren Dienern, welche Frau Adelheid, die alte Gräfin, ihrem Sohne zum Geleit mitgegeben, die große Neuigkeit im Fluge mit, die mit nicht geringem Jubel aufgenommen ward. Dann ritt er spornstreichs von dannen, so rasch es nur der Wald erlaubte.

Während der Junker sich niedersetzte, um in seine Schreibtafel einen kurzen Bericht von dem glücklichen Auffinden des Schatzes an seine Mutter, und die Aufforderung an seinen Bruder, zu kommen und den Schatz mit ihm zu teilen, niederzuschreiben, stieg Robert auf seinen Befehl in das Schatzgewölbe hinab, um der mit Goldstücken gefüllten Kiste eine genügende Zahl von Doppeldublonen zu entnehmen, die Meister

Hildebrandt als Vorschuß zu der Beschaffung der Materialien erhalten sollte.

Robert hatte dem Junker zwar vorgeschlagen, er solle doch lieber persönlich die Meldung des Glückfalles nach Wien bringen, während er, hier zurückbleibend, die ersten notwendigsten Arbeiten beaufsichtige und mindestens ein Zimmer fertig ausbauen und einrichten lasse, damit der Rückkehrende schon seine Bequemlichkeit finde. Doch Chutbert hatte diesen sehr vernünftigen und ihm gewiß viele Unanehmlichkeiten ersparenden Vorschlag sehr eifrig abgelehnt.

Ohne daß er sich selbst dessen bewußt ward, spielte das brennende Verlangen, der nächtlichen Erscheinung möglichst bald auf die Spur zu kommen, bei dieser raschen Ablehnung eine große Rolle und überwog den einen Augenblick verlockend auftauchenden Wunsch, bei der geliebten Mutter und dem Bruder selbst als der Verkünder seines Glückes zu erscheinen.

So ritt denn einer der Diener mit der Freudenbotschaft und dem Auftrage, die andere nötige Dienerschaft her zu beordern, fort, und Junker Chutbert blieb auf Greifenstein.

Meister Hildebrandt, der bewährte Baumeister, griff mit einer großen Anzahl seiner Gesellen rasch und mit Eifer den ihm gerade sehr willkommenen Auftrag der Restauration der Ruine Greifenstein an.

Bald umgab ein Gerüst den halb eingestürzten Wartturm und den daran stoßenden linken, vom Feuer zerstörten Seitenflügel. Im Inneren des unversehrten Teiles der Burg aber war ein Haufen Arbeiter — Glaser, Tischler, Zimmerleute, Schlosser, Anstreicher — mit der Restauration eifrigst beschäftigt.

Die Ahnenbilder waren aus ihren in die Wand eingelassenen Rahmen herausgenommen und in Meister Ritters Kur gegeben worden. Der Maler hatte freilich über die vandalisch zerstörten Gemälde die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, aber dann doch gemeint, die Herstellung werde zwar schwierig, aber nicht unmöglich sein und selbst, wo dies unmöglich, würden die Kopieen nach den zerfetzten Originalen an Aehnlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, das könnte er versprechen.

Bei der guten Bezahlung trat nirgends eine Stockung ein und alle Arbeiten nahmen einen gedeihlichen, raschen Fortgang. In ein paar Wochen war das Gemach neben dem Ahnensaale, das sich der Junker zum Schlaf- und einstweilen auch zum Wohnzimmer erkoren, bereits fertig und gewährte mit seinen frisch getünchten Wänden, welche einige Bilder zierten, mit den nach damaliger Mode zwar sehr schwerfälligen, aber überaus bequemen, mit dunkelgrünem Damast bezogenen Polstermöbeln und einigen Schränken von schöner und reicher Arbeit, mit dem breiten, von einem Betthimmel überragten Bett, dessen Vorhänge von demselben Stoffe waren, wie die Bezüge der Möbel, einen überaus freundlichen Anblick. Der Laden am Fenster war entfernt, und neue helle Scheiben, die an den Rändern und im oberen Teile von farbigen Gläsern eingefaßt waren, glänzten in den Bleigittern des Fensters.

Von dem großen Fenster aus, hinter dem zu beiden Seiten grüne Damastgardinen niederhingen, hatte man eine schöne Aussicht auf den im Umkreise der Burg stark, aber mit Geschmack und sorgfältigster Schonung der ältesten und schönsten Bäume gelichteten Wald.

Auf Roberts besonderes Drängen hatte Junker Chutbert eingewilligt, daß dieser einen zierlich von glänzendem Messing gearbeiteten, aber trotzdem recht starken Riegel an jener schmalen, nach dem geheimen Gange führenden Thür anbringen ließ. Diesen Riegel untersuchte Robert an jedem Abende, ehe er den Freund vorm Schlafengehen verließ, auf das Sorgfältigste, ob er auch fest geschlossen und so Chutbert vor jedem Ueberfalle von dieser Seite eben so gesichert sei, wie von der anderen.

Der Vorsorgliche ließ es sich wenig träumen, daß der Junker, ehe er sich niederlegte, ebenso sorgfältig, als er ihn geschlossen, diesen Riegel zurückzog und die Thür probierte, ob sie sich auch leicht genug öffne, und dann lange bis nach Mitternacht wachend und lauschend in seinem Bett lag, und auf die Erscheinung der weißen Frau wartete.

Doch er wartete umsonst. Nichts regte sich. Die weiße Frau erschien nicht.

Vergebens untersuchte er so häufig jenen Gang, daß er

gar kein Licht mehr bedurfte, sondern seinen Weg im Finstern gefunden hätte. Vergebens beobachtete er von einem versteckten Winkel aus, abends in der Dämmerung, die Fenster der Kemnate. Vergebens hatte er den Hof samt dem anstoßenden Garten, sowie das ganze Hintergebäude selbst, von allen Störungen durch die Arbeitsleute fern gehalten, all diese Plätze für verbotenen Boden erklärt.

Er hörte weder jemals wieder jene seltsamen, geheimnisvollen, harmonischen Geistertöne, noch sah er die Erscheinung der weißen Frau.

Der junge Mann kannte sich selbst nicht mehr in der seltsamen Unruhe, die ihn hin und hertrieb. Ein geheimes Verlangen, das er selbst der brennenden Neugierde zuschrieb, welche jene Erscheinung in ihm erregt, machte ihn ruhe- und friedlos. Die Unmöglichkeit, dem Wesen und der Art jener Erscheinung auf die Spur zu kommen, beschäftigte ihn fortwährend, und das immerwährende Grübeln darüber begann sein körperliches Wohlbefinden zu stören. Er verlor den Appetit und die gute Laune. Die gesunde Farbe seiner Wangen verblich sichtlich.

Robert wurde ängstlich, da er durchaus nicht in Erfahrung bringen konnte, was eigentlich das schöne Gleichgewicht der Natur seines Herrn und Freundes so anhaltend störte, denn zum ersten Male im Leben verweigerte Chutbert ihm sein Vertrauen, weil er sich seiner Empfindung schämte und fürchtete, Robert werde ihn auslachen.

Und gerade diese Furcht war ein bedenkliches Zeichen, wie schwer das Gleichgewicht seiner durchaus gesunden, unverkünstelten Natur bereits verrückt war.

Wann hätte sonst je irgend eine Handlung des Freundes, den er so ganz als einen notwendigen Teil seines eignen Selbst bisher betrachtet hatte, ihn schon im voraus in Gedanken so verletzen können?

Robert hatte bisher stets, ohne Bedenken damit anzustoßen, sagen dürfen, was er dachte, denn zwischen ihnen war das böse Wort „Empfindlichkeit“ nie ein Gebrauch gewesen.

Mit Chutberts Absicht, den Schatz mit dem Bruder zu teilen, ging es ihm auch nicht nach Wunsche.

— - —

Graf Richard versprach zwar zu kommen, aber nicht vor der völligen Beendigung des Baues. Er machte es aber zur ausdrücklichen Bedingung, daß von einer Teilung des Schatzes zwischen ihnen, in die er nie und nimmer willigen werde, niemals wieder die Rede sei. Da Chutbert die Stammburg mit allem, was sie über und unter der Erde enthalte, samt dem umgebenden Walde, ohne jeden Vorbehalt erhalten, sei jeder Zweifel an die Rechtmäßigkeit seines Besitzes, über den er sich Skrupel zu machen scheine, barer Unsinn. Selbst wenn Chutbert in seiner Burg den Nibelungenhort, von dem die Sage erzähle, gefunden, müsse es dabei sein Bewenden haben, daß er nur ihm und ihm allein gehöre, und damit — Punktum.

So schrieb der Graf in seiner etwas derben Weise, und Chutbert kannte seinen Bruder zu gut, um von einem nochmaligen Versuche, ihn zur Teilung zu bewegen, einen besseren Erfolg zu erwarten. Dennoch ward es ihm schwer, sich in den Gedanken ungeteilten Besitzes seines Schatzes hinein zu finden, es schien ihm dies nicht besser, als eine ungerechte Uebervorteilung des Bruders, und sein Besitz nicht gerade ein unberechtigter, aber auch nicht ein völlig berechtigter.

Robert hatte viele Mühe, seine Unzufriedenheit mit des Bruders Zurückweisung zu beschwichtigen, und es gelang ihm dies schließlich nur dadurch, daß er ihm begreiflich machte, wie es ja nur von seinem Willen abhänge, den Grafen und seine junge Gemahlin durch gelegentliche Geschenke an ihren Namenstagen und zur Weihnacht doch mit einigen der schönsten Stücke aus dem Schatze zu überraschen.

Das stellte Chutbert endlich zufrieden. Das war ein willkommener Ausweg. Auf diese Weise mußte nach und nach so manches kostbare Stück den Herrn finden, dem es nach der großmütigen Ueberzeugung seines uneigennützigen Herzens zugehörte.

---

12. Die weiße Frau erscheint wieder.

Der Sommer war bereits auf seiner Höhe angelangt. Es war ein sehr heißer Tag gewesen, dem eine wundervolle, schönheitstrunkene Mondennacht folgte.

Die Freunde hatten sich spät, erst kurz vor Mitternacht getrennt.

Chutbert war nach abermaligem vergeblichen Warten auf die Erscheinung der weißen Frau endlich eingeschlafen.

Das Fenster war offen, und wie damals in jener ersten Nacht seiner Ankunft in seinem Erbe schwebte das Mondenlicht in breiten, wogenden Silberstreifen in das stille Gemach, glitt über die Möbel hin und spielte auf dem farbenreichen, prächtigen, flandrischen Teppich, der die Mitte des Zimmers zierte, kletterte an den schweren, gedrehten Füßen des Tisches empor und ließ die silberne Trinkkanne und die goldenen Becher daneben, aus denen die Freunde den Nachttrunk geschlürft hatten, in seinem Scheine funkeln und glänzen. Die farbigen Gläser aber oben in dem Spitzbogen des Fensters schienen einen Regen leuchtender Juwelen über die weiße Decke des Lagers und den ruhig atmenden Schläfer hinzustreuen.

Plötzlich fuhr Chutbert, aus dem Schlafe erwachend, empor und setzte sich auf.

Irgend ein Laut hatte ihn geweckt, daß wußte er, aber — was für ein Laut?

Er lauschte und blickte, die Gardinen des freistehenden Bettes an der geschlossenen Seite zurückschiebend, nach der geheimen Thür — sie war verschlossen, das Zimmer leer.

Da — war es wieder. — Es pochte an der Thür zum Ahnensaale.

Chutbert war mit einem Satze aus dem Bette, und sein am Bette lehnendes Schwert ergreifend, schickte er sich an, die Thür zu öffnen.

Aber ehe seine Hand den Riegel der Thür zurückgezogen, hörte er schon Roberts Stimme: „Mach' rasch auf, Chutbert, ich bin es ja!“

Ohne dem hastig Oeffnenden Zeit zu einer Frage zu lassen, rief der Eintretende, noch halb atemlos vom eiligsten Laufe: „Sie ist wieder da! Ich habe sie gesehen!“

Chutbert zuckte zusammen, wie unter einem elektrischen Schlage, und nach seinen Kleidern springend, die er mit Roberts Hilfe in fieberischer Hast anzulegen begann, fragte er: „Wo — wo hast du sie gesehen?“

Ihm kam gar kein Zweifel, wen der Freund meine, und es erfüllte ihn fast mit Neid, daß jenem gelungen, was er so lange vergeblich erwartet. — Robert hatte die weiße Frau gesehen.

Warum war sie nicht ihm, der ihren Anblick so ersehnt, allein erschienen?

„Im Garten unten —" erwiderte Robert, sich im stillen über die fieberhafte Spannung wundernd, mit der des Freundes seltsam glänzende Augen an seinen Lippen hingen, um ihm gleichsam die Worte von diesen abzulesen, ehe sie dem Munde entglitten. Ihm erschien diese Aufregung, nach der Chutbert in letzter Zeit eigenen Apathie, um so seltsamer und auffallender.

Doch hielt er es nicht für klug, seiner Verwunderung Worte zu geben, und sagte: „Als ich vorhin von dir kam — begegnete mir Jürgen, der heute die Stallwache hat, und meldete mir, dein Liebling, der Almansor, sei krank. Ich eilte hinab und fand das Tier, stöhnend und wild um sich herschlagend, sich auf dem Boden wälzend. Ich ordnete sofort das Nötige an und konnte mich nach anderthalbstündiger Arbeit beruhigt entfernen, da meine Mittel geholfen hatten.

Ich war jedoch zu aufgeregt und erhitzt, um zur Ruhe zu gehen und wollte auch aus Vorsicht noch einige Zeit verstreichen lassen, um dann nochmals im Stalle nachzusehen, ob die Besserung anhalte und der bedenkliche Anfall sich nicht wiederhole. Ich schlenderte also im Hofe auf und nieder, betrat dann, verlockt von der wunderbaren Schönheit der Nacht, den kleinen Hof und trat aus diesem in den Garten. Ich dachte nicht einmal an die Möglichkeit der Erscheinung der weißen Frau, hatte überhaupt in der letzten Zeit ihrer fast ganz vergessen, geschah es ja einmal, so freute ich mich, daß der Lärm und die Anwesenheit so vieler arbeitenden Menschen den unheimlichen Spuk vertrieben habe. Doch wie gesagt, an diesem Abend kam mir kein Gedanke an sie, da auf einmal sah ich sie plötzlich vom Hügel am Ende des Gartens herabschweben.

Das Mondlicht umfloß die weiße Gestalt mit einem leuchtenden Silberschimmer, der gleichsam von ihr auszuströmen

schien. Ich wollte ihr erst den Weg vertreten. Da sie aber keine Absicht zeigte, den Garten zu verlassen, sondern in einen Seitenweg einbog, so besann ich mich anders und lief, um dich zu holen."

„Das ist recht, Robert, ich danke dir! — Komm, ich bin fertig —" und Chutbert wollte, indem er dies sagte, hinausstürmen, ohne den Schwertgurt umzulegen oder dasselbe überhaupt mitzunehmen.

Robert hielt ihn zurück und mahnte ihn daran.

„Bah! was soll mir das Schwert gegen einen Geist nützen!" rief er spöttisch — duldete aber doch, daß Robert ihm das Schwert mittelst des Gurtes an der Seite befestigte.

„Wissen wir, ob es wirklich ein Geist ist?" erwiderte Robert, während beide bereits die wieder hergestellte, große Treppe hinabeilten.

„Nun — ist es kein Geist, dann doch gewiß ein Weib, das noch viel weniger zu fürchten ist."

„Das schon, aber wissen wir auch, ob diese den Geist absichtlich spielende Person allein ist? Es können andere dahinter stecken."

„Ich möchte wissen, wo? — Haben wir nicht etwa jeden Winkel durchstöbert? Doch da sind wir!"

„Ja — und nun denke ich, wir teilen uns. Einer von uns betritt den Garten und scheucht das Gespenst auf, welches ohne Zweifel hier in der Kemnate seinen geheimen Schlupfwinkel haben muß, während der andere hier am Eingange der Halle ihm den Weg dahin abschneidet."

„Ganz recht, Robert. — Ich werde hier bleiben, treibe du die weiße Frau hierher."

„Nein, laß mich lieber bleiben und gehe du. Die Stelle kann gefährlich werden, wenn —"

„Punktum! Du gehst und ich bleibe —"

Robert war durch diesen Befehl zum Schweigen gebracht, er wußte, daß er gehorchen müsse.

Er flüsterte daher nur noch: „Sei vorsichtig, Chutbert —" und eilte, sorgfältig den Schatten der Ziersträucher und Bäume aufsuchend, die, unbehindert von ordnender Menschenhand, noch in alter, wilder Ursprünglichkeit in dem Garten fortwuchern durften.

Er durchstreifte ihn nach allen Richtungen, ohne zu finden, was er suchte, und war bereits im Begriff, unter der Annahme, daß die Gestalt sich einen anderen Ort für ihre Promenade ausgesucht habe, sein Suchen als vergeblich aufzugeben, als er sie zwischen einem dichten Gebüsch, wie aus der Erde gewachsen, plötzlich auftauchen sah. Der Weg, welchen sie aller Wahrscheinlichkeit nach kommen mußte, führte an einem großen Fliederbusch vorüber, der ihm ein willkommenes Versteck und die Möglichkeit bot, sie unbemerkt an sich vorübergehen zu lassen und so in ihren Rücken zu gelangen.

Er versteckte sich dahinter, und der Mond war so gefällig, sein Vorhaben zu erleichtern, indem er sich für einige Momente hinter einer schwarzen Wolke verbarg, deren Ränder mit leuchtenden Silberrändern säumend.

Robert war ein beherzter, mutiger Mann, der Tod und Teufel nicht fürchtete, aber im Augenblicke, als er die weiße Gestalt so langsam schwebend auf sich zukommen sah, von einer Fledermaus bald in engeren, bald in weiteren Kreisen umflogen, klopfte doch sein Herz in lauten, bangen Schlägen gegen die Rippen, und ein kalter Schauer glitt ihm am Rücken herab, als er, da sie sich dicht vor ihm befand, durch die Falten des dichten Schleiers, der sie bis zu den Boden verhüllte, ein schmales, totenblasses Gesicht hindurchschimmern, und ein Paar dunkle Augen, die, gerade vor sich hinstarrend, dennoch nichts zu sehen schienen, phosphorisch leuchten sah.

Die Gestalt hatte etwas unbeschreiblich Unheimliches in ihrer totenhaft starren Unbeweglichkeit. Sie schien kein Glied zu bewegen, sie schritt nicht, sie glitt nicht, sie schien vielmehr von einer unsichtbaren Gewalt vorwärts getrieben, getragen zu werden.

Einen Moment noch blieb Robert, von Schrecken an seinen Platz gefesselt, stehen, als sie bereits vorüber war, dann ermannte er sich und eilte ihr mit lautem Rufe nach.

Beim Tone seiner Stimme zuckte sie zusammen und wendete, ohne einen Augenblick ihr plötzlich überaus rasch werdendes Vorwärtsgleiten zu unterbrechen, den Kopf zurück.

Robert sah die leuchtenden Augen einen Moment auf sich gerichtet, dann hatte sie sich wieder gewendet und glitt noch rascher vorwärts.

Dies augenscheinliche Fliehen verdoppelte seinen Eifer, all sein Mut kehrte zurück.

Er lief und kam ihr näher, schon streckte seine Hand sich aus, ihr Gewand zu erfassen, da — ging es ihm, wie einst Chutbert. Er stolperte und fiel. Eine von ihm in seiner Hast nicht bemerkte Baumwurzel hatte ihm diesen Unfall bereitet. Das Gespenst hatte entschiedenes Glück oder tückische Geister in seinem Dienste.

Zwar erhob sich der Gestürzte rasch wieder, doch die Gestalt war inzwischen aus seinem Augenkreise verschwunden.

Er eilte trotz eines heftigen Schmerzes an dem beim Falle aufgeschlagenen rechten Knie rasch vorwärts, und sah sie, am Ausgange des Gartens angelangt, eben die Halle unter dem Söller betreten.

Dort erwartete sie Chutbert, ihm lief sie also gerade in die Hände.

Da durchzitterte ein lauter, schriller Schreckensschrei das Schweigen der Nacht, er kam unfehlbar aus der Halle. Das Gespenst konnte also schreien — fast gleich darauf folgte ein lauter Fluch und der vorwärts humpelnde Robert erkannte des Freundes Stimme.

Als er in der Halle anlangte, fand er niemand, hörte aber doch das laute Atmen einer Person, die eine große Kraftanstrengung machte.

Er rief: „Chutbert! wo bist du?“

„Hier bin ich! Komm hierher und hilf mir! Sie ist entflohen, und das Gitter will nicht weichen.“

„Was für ein Gitter?“ fragte Robert, der sich nicht gleich orientierte und dem überdies durch eine Schalltäuschung Chutberts Stimme aus einer gerade entgegengesetzten Richtung, von der, in welcher er sich wirklich befand, herzukommen schien.

„Nun, hier unten, das Gitter zum geheimen Gange! Sie ist hier durchgeschlüpft und hat es hinter sich geschlossen.“

„Ei, dann gieb dir keine Mühe und komm hervor. Das Gitter ist nur von innen zu öffnen. Ich habe das lange schon untersucht und hätte sonst trotz dem Riegel in deinem Zimmer

keine Nacht ruhig geschlafen. Komm aber hervor und gieb mir Raum. Ich habe auch auf dieser Seite einen gut versteckten Riegel anbringen lassen, den wollen wir vorschieben. Wir haben dann unser schreiendes Gespenst wie die Maus in der Falle und fangen es von deinem Zimmer aus mit aller Bequemlichkeit."

Chutbert kam langsam hervor, wehrte aber Robert ab und sagte: „Gieb dir doch keine Mühe, für heute ist es nichts. Sie ist längst durch mein Zimmer entwischt."

„Das kann sie ja nicht. Der Riegel ist an seiner Stelle. Ich habe ihn, wie jeden Abend untersucht, ehe ich dich verließ."

„Das glaube ich wohl, aber ich habe ihn, als du fort warest, wie jeden Abend, zurückgeschoben, immer auf den Besuch wartend, der niemals kam," erwiderte Chutbert sehr gelassen.

Ein leise Pfeifen war Roberts einzige Antwort auf diese überraschende Eröffnung, die ihm mit einem Male alles erklärte, was ihm im Wesen des Freundes in der letzten Zeit unerklärlich gewesen. Dann folgte er dem Voranschreitenden, der, den kleinen Hof verlassend, in den großen trat und sich über die große Treppe in sein Zimmer begab.

Alles war dort, wie er es verlassen. Kein Zeichen verriet, daß inzwischen ein anderer Fuß das stille Gemach betreten hatte.

Jene Thür des geheimen Ganges war geschlossen wie vorher.

Leicht aufseufzend, warf sich Chutbert in einen Stuhl.

Robert, in dessen Knie indes der Schmerz schon nachgelassen hatte, ließ sich neben ihm nieder und sagte: „'s ist doch schade um den schönen Schlummer, in dem ich dich gestört."

Er hätte zu gern gewußt, wie des Freundes Zusammentreffen mit der weißen Frau eigentlich ausgefallen war, hielt es aber, dessen verstimmtem Schweigen gegenüber, nicht für ratsam, darnach zu fragen. — „Ich hätte nicht geglaubt, daß unser Versuch so resultatlos verlaufen würde."

„Resultatlos? Meinst du? Nein, das war es denn doch nicht. Ich meinesteils bin außerordentlich mit dem Resultate

zufrieden. Ich weiß nun mindestens gewiß, was ich von allem Anfang vermutete."

„Und was ist das?" fragte Robert, da der Freund inne hielt.

„Daß es kein Gespenst, sondern — ein Weib ist."

„Und wo ist dieser Beweis?" fuhr Robert zu fragen fort, der, den vernommenen Schreckensschrei absichtlich ignorierend, mehr wissen wollte.

„Was es mir beweist?" rief Chutbert, lachend aufspringend.

Es war das alte heitere Lachen, das Robert nun schon so lange nicht mehr von ihm gehört.

„Ei! — mein Gefühl und dieser Finger hier!" er hob die Rechte empor, an deren Daumen langsam ein Blutstropfen nach dem anderen niederrann. „Ich hörte in meinem Leben noch nicht, daß die Gespenster Zähne haben, um zu beißen. Die kleine Katze hat scharfe Zähne, so viel ist gewiß!" setzte er noch immer lachend hinzu und tauchte den verletzten Finger in das Wasser des Waschbeckens.

„Was? Die Gestalt hat dich gebissen? Ja, mein Himmel! wie kam denn das?" rief Robert erstaunt.

„Ja, wie kam es — das ist rasch gesagt. Also — sie kam in die Halle gestürzt, gerade auf mich los, ohne mich, wie es schien, zu sehen, obgleich mich der seltsam leuchtende Glanz ihrer Augen vermuten läßt, sie habe von Natur oder durch lange Gewohnheit die Eigenschaft, im Finstern zu sehen.

Sie wollte mit der Behendigkeit einer Schlange und mit nicht mehr Geräusch, als diese im weichen Moose verursacht, an mir vorüberschlüpfen, aber ich griff zu und erfaßte einen Arm, einen zarten,, schön geformten Arm, wie mein Gefühl mir sagte. Sie stieß einen schrillen Schreckensschrei aus, den du doch gehört haben mußt, und versuchte, mit einer wilden, überraschend kräftigen Bewegung sich los zu reißen. Vergeblich, ich hielt fest wie eine Eisenklammer den zarten Arm umspannt, obgleich ich mich in acht nahm, ihn nicht zu sehr zu drücken, denn wehe thun wollte ich dem armen, ertappten Gespenste denn doch nicht.

Da fühlte ich plötzlich ein heißes Wehen über meiner Hand, und ein scharfer Schmerz im Daumen ließ mich unwill-

kürlich einen Moment im Drucke nachlassen. Gleichzeitig flog mir eine große Fledermaus gerade ins Gesicht. Während so meine Aufmerksamkeit ein wenig abgelenkt ward, indem ich nach dem Tiere schlug, entwand sie sich meiner Hand mit außerordentlicher Gewandtheit. Zwar folgte ich der Entfliehenden sofort, doch da ich mich der wiederholten Angriffe der Fledermaus, die es durchaus auf mein Gesicht und besonders meine Augen abgesehen zu haben schien, zu erwehren hatte, war ich lange nicht so schnell, wie es notwendig gewesen, um sie zu verhindern, in den Gang zu gelangen, den sie, wie ich richtig vermutete, zu ihrem Entkommen wählte. Ich kam zu spät. Das Gitter schnappte mir vor der Nase zu. Ich hörte ein leises, melodisches Lachen, gleich einem Silberglöckchen und — alles war still. Das infame Tier, die Fledermaus, schien nur ihren Rückzug gedeckt zu haben, gerade als sei sie dazu abgerichtet, denn sie ließ mich nun völlig in Ruhe. Ich rüttelte wütend an dem Gitter — da kamest du."

„Seltsam, in der That!" bemerkte Robert. „Wo in aller Welt mag das Weib nur stecken? Wer mag sie sein? Wie lange schon und zu welchem Zwecke haust sie hier?"

„Ja, mein lieber Junge, das alles sind Fragen, die ich selbst gern beantwortet hätte!" lachte Chutbert, der mit einem Male all seinen Frohsinn wieder gefunden hatte.

„Aber nur Geduld, Geduld! 's ist das freilich ein bitteres Kraut, das ich gerade nicht sehr liebe, aber da es nun einmal nicht anders ist, so muß ich versuchen, wie es mir schmecken mag. Morgen müssen wir den Gang untersuchen. Ich denke, es muß da noch irgend einen geheimen Eingang zu einem Versteck geben. Die Töne, welche wir damals hörten, können ihr Gesang oder auch ihr Saitenspiel gewesen sein. Das Ueberirdische, Geisterhafte, welches sie hatten, mag die Schallveränderung durch die dazwischen liegenden Mauern ihnen gegeben haben. Weiß ich nur erst, wo sie kampiert, so will ich sie ausgraben, wie einen Dachs aus seinem Baue."

„Du wirst wohl nun auch die Kemnate samt Hof und Garten in Arbeit nehmen lassen?"

„Nein, das nicht. Dort bleibt alles wie bisher. Ich will jenes seltsame Wesen wenigstens vor fremder Belästigung schützen."

„Und du?"

„Na, mit mir ist es etwas anderes. Ich will ihr zwar die Zuflucht, die sie vielleicht braucht, nicht entziehen, aber ich denke doch wohl als Herr des Hauses das Recht zu haben, zu erfahren, wer auf meinem Grund und Boden sich ohne meine Erlaubnis eingenistet hat."

„Das hast du, Chutbert, ohne allen Zweifel, und wer weiß überdies, ob dies Gespenst von Fleisch und Bein nicht noch irgend welchen unliebsamen Anhang hat. Notwendig ist es jedenfalls, der Sache auf den Grund zu gehen, denn es hat trotzdem etwas recht Unheimliches, wenn es im eignen Hause Schlupfwinkel giebt, deren Vorhandensein man zwar ahnt, die man aber partout nicht auffinden kann."

„Da hast du recht. Wir wollen sie jedoch schon finden. Und nun, Gott befohlen! Mit dem Schlafe wird es wohl freilich nichts mehr sein, denn dort ist schon das Morgenrot, die Sonne ist nicht mehr weit. Ich will es aber trotzdem versuchen, damit ich heute Nacht um so muntrer bin."

Robert entfernte sich, und Chutbert, dem der Freund den verwundeten Daumen mit einem Stückchen Leinwand verbunden hatte, streckte sich, ohne die Kleider nochmals abzulegen, auf dem Bett aus, versank auch wider Erwarten alsbald in Schlummer, der allerdings kein erquickender genannt werden konnte, denn im Traume erschien ihm die weiße Frau wieder und lockte ihn fliehend nach, weiter und immer weiter. Ueber Berg und Thal, über Ströme und durch Wälder ging die Hetzjagd, und wenn er ermattet inne halten wollte, hörte er immer wieder jenes leise, harmonische Lachen, und das stachelte ihn von neuem zu den unerhörtesten Anstrengungen, bis er endlich die Fliehende auf einem Berge erreichte. Er erfaßte ihr Gewand, aber es war nur ein Duft, der sie umfloß, denn es zerrann unter seinen Händen, während sie lachend ihm entschwand und er sich hart an einem gähnenden Abgrunde befand. Ihm schwindelte — und taumelnd sank er hinab, tief und immer tiefer, bis er unten, hart auf dem Felsenboden aufschlagend — erwachte und sich, in Schweiß gebadet, mit keuchender Brust, aber im übrigen sehr wohlbehalten, auf dem Wolfsfell vor seinem Bette liegend fand.

Das war der tiefe Fall in den Abgrund. Lachend sprang er empor und begrüßte wohlgemut die schon hoch stehende Sonne.

---

13. Entdeckt.

Junker Chutbert hatte es sich zwar, wie wir wissen, nicht gerade als leicht, aber doch als erreichbar vorgestellt, den Schlupfwinkel jenes rätselhaften weiblichen Wesens zu entdecken, das so geheimnisvoll in seinem Eigentum lebte und webte, mußte aber endlich, selbst nachdem er die Hilfe des Meister Hildebrandt in Anspruch genommen, einsehen, daß er sich mehr vorgenommen, als sich ausführen ließ.

Der Gang ward sorgsam untersucht, die Wände durchgeklopft, aber nichts gefunden, was einer geheimen Thür ähnlich gewesen wäre, oder deren Vorhandensein auch nur vermuten ließ. Ueberall kam der gleiche volle Klang zurück, die durchaus egale Stärke der Mauer bezeugend.

Nun kam der Fußboden daran, der aus fest gestampftem Lehmboden bestand, unter welchem sich Steinplatten befanden. Hier war es nun freilich etwas anderes. Ungefähr an derselben Stelle, wo damals die Freunde jene geheimnisvollen Töne gehört hatten, klang der Boden in der vollen Breite des Ganges und in einer Länge von fünfundzwanzig Schritten hohl, doch war, wie gesagt, nirgends ein Eingang zu dem ohne Zweifel hier befindlichen, darunter liegenden Raume zu entdecken. Meister Hildebrandt meinte naiv, der Eingang müsse anderswo sein.

Wo aber war dieser Eingang? Das war die Frage, worauf auch Meister Hildebrandt schließlich die Antwort schuldig bleiben mußte, denn alle Vermutungen erwiesen sich als trügerisch.

Nun schlug er allerdings ein Radikalmittel vor, welches wohl mit Sicherheit zum Ziele geführt haben würde. Er wollte den Fußboden durchschlagen. Aber davon mochte der junge Freiherr nichts hören und verweigerte dazu die Erlaubnis. Die Gewaltsamkeit dieses Verfahrens, die unvermeidliche Bloßstellung der geheimnisvollen Bewohnerin, die er da drinnen

vermutete, widerstrebten seinem Zartgefühle; er ließ sich daher nochmals das Versprechen des Baumeisters, das dieser schon vorher hatte leisten müssen, über die ganze Angelegenheit gegen jedermann zu schweigen, wiederholen, und alles blieb beim Alten.

Deshalb waren aber die Versuche, dem Versteck auf die Spur zu kommen, keineswegs aufgegeben, sondern die beiden Freunde suchten und suchten, lauschten und lauerten, schliefen viel bei Tage und wachten während des größten Teiles der Nacht, selbst gleich ruhelosen Geistern in der Burg und deren Umgebung umherirrend.

Doch die weiße Frau gehörte zu den Spröden ihres Geschlechtes und ließ sich vergebens suchen. Keine Erscheinung war zu sehen.

So verging abermals ein Monat.

Es war wieder eine wunderschöne, nur etwas kühlere Vollmondsnacht als jene vor einem Monat. Beide Freunde hatten ihre nächtliche Runde wieder einmal beendet und trafen, wie gewöhnlich, im großen Burghofe zusammen, sich gegenseitig die Erfolglosigkeit ihrer, nach verschiedenen Richtungen unternommenen Untersuchung mitzuteilen. Da faßte Chutbert plötzlich krampfhaft des Freundes Hand und flüsterte mit zitternder, vor Bewegung heiserer Stimme: „Sieh doch, um des Heilandes willen! Sieh dort!"

Robert folgte der Richtung, welche des Freundes angstvoll gespannter Blick und dessen deutende Hand ihm wiesen, und sah, vor Schreck erstarrend, auf dem höchsten Punkte des vom Mondlicht förmlich triefenden Turmgerüstes die Gestalt der weißen Frau wandeln, die sich dort oben auf dem gefährlichen Pfade mit einer Sicherheit bewegte, als befinde sie sich auf ebener Erde. Das verschleierte Haupt umschwebte die Fledermaus, und das kluge Tier schien besser die große Gefahr seiner Herrin zu kennen als diese selbst, denn die Kreise, in welchen sie um deren Haupt schwebte, waren weit größer, als damals unten im Garten und kamen ihr niemals näher, es war, als fürchte sie, der Luftdruck ihrer Flügel könne den Schwerpunkt der Nachtwandlerin da oben verrücken und sie hinabstürzen in die furchtbare Tiefe.

Die jungen Männer wagten kaum zu atmen. — „Sie ist mondsüchtig," sagte endlich Robert leise. — „Aengstige dich nicht, Chutbert, sie wird nicht fallen, der Mond hält sie mit zauberischer Gewalt. Am ganzen Himmel ist keine einzige Wolke, es ist daher nicht die mindeste Gefahr vorhanden, daß sie da oben erwacht. — Still! um Gotteswillen keinen Laut!" er preßte gleichzeitig die Hand fest auf Chutberts Mund, und es gelang ihm, den unwillkürlichen Entsetzensschrei im Entstehen zu ersticken, daß er nicht die Höhe erreichen konnte.

Chutbert hatte ihn ausgestoßen, als sie plötzlich einen frei über die Tiefe hinausragenden Balken betrat, an dessen Ende ein Flaschenzug befestigt war, mittelst dessen sich die Bauarbeiter das nötige Material heraufzuziehen pflegten.

Die weiße Frau schritt hinaus bis an des Balkens äußerstes Ende und stand nun, frei schwebend zwischen Himmel und Erde, schlug mit einer anmutsvollen Bewegung den Schleier zurück und hob das geisterbleiche Antlitz, dessen Züge selbst für die scharfe Sehkraft, deren die jungen Männer sich erfreuten, bei der großen Entfernung freilich nicht zu erkennen waren, zu dem Monde empor, der die ganze weiße Gestalt mit seinen Strahlen förmlich einzuspinnen schien, daß sie sich in leuchtender Glorie auf dem Hintergrunde des tiefblauen Firmamentes, gleich einem Boten aus dem Jenseits, strahlend vom Abglanze des Allerhöchsten, abzeichnete.

Die Arme ausbreitend, begann sie einen sanften, lieblichen Gesang, indem sie sich nach dem Takte der Melodie hin und her wiegte. Der Gesang war zu leise, als daß man verstehen konnte, in welcher Sprache sie sang, er glich dem leisen, träumenden Gezwitscher eines schlafenden Vögleins im Neste und schien dem Rhythmus nach eine Art Wiegenlied zu sein.

Chutbert lehnte sich an den Freund. Er schien der Stütze dringend zu bedürfen, denn der starke, junge Körper dieses, keine Gefahr scheuenden, tollkühnen Mannes zitterte und bebte vor tiefster Angst und namenlosem Entsetzen. Er hörte kaum, was Robert ihm tröstend zuflüsterte.

Dieser hatte durch Mitteilungen seiner Mutter, deren jüngere Schwester an derselben geheimnisvollen, früher viel häufiger als heutzutage auftretenden Krankheit gelitten, einige

Erfahrung. Jene Unglückliche war, wie so viele, ein Opfer derselben geworden, indem sie in der schönsten Jugendblüte dadurch den Tod fand, weil eine unvorsichtige Magd sie beim Namen angerufen, als sie gerade auf dem Dache ihres väterlichen Hauses ihre Mondpromenade machte. Sie war erwacht und, vom Schwindel erfaßt, hinabgestürzt in den Hof, wo sie sich das junge Haupt auf den Steinen zerschmetterte.

Leise verhallte da oben der süße Gesang und das Unglaubliche geschah, die Nachtwandlerin wendete sich um auf dem schmalen Balken, der ihren Füßen kaum Raum zum Schreiten bot, und legte mit nicht einen Moment wankender Sicherheit ihren gefahrvollen Weg wieder zurück bis auf die vergleichsweise sicheren Bretter des Gerüstes, wo sie noch eine kurze Zeit hin und her wandelte und dann langsam herabzusteigen begann.

Die wie von schwerer, körperlicher Pein erlöst aufatmenden Freunde verständigten sich rasch über ihre fernere Handlungsweise.

Sie verbargen sich in dem tiefen Schatten des Turmes und ließen die weiße Frau an sich vorüber gehen.

Wie damals im Garten, ehe Robert sie angerufen, schritt sie steif und bewegungslos, gleich einer wandelnden Statue, an ihnen vorüber. Die dunklen, glänzenden Augen blickten starr gerade aus. Die Fledermaus umschwirrte in engen Kreisen das hochgetragene Haupt, dessen schöne, geisterbleiche Züge von hinreißender Lieblichkeit der zurückgeschlagene Schleier nicht mehr verhüllte. Die Arme hingen ihr an beiden Seiten nieder und die Freunde hörten selbst nicht in dem Augenblick, als sie an ihnen vorüber kam, das Geräusch ihrer Schritte.

Vorsichtig, so geräuschlos als nur möglich, folgten sie ihr in geringer Entfernung.

Sie schien noch nicht gewillt, sich zur Ruhe zu begeben, denn sie schlug den Weg nach dem Garten ein.

Am Eingange blieben die Freunde stehen. Hier war sie ihnen sicher, sie mußte, wenn sie in die Burg wollte, diesen wieder passieren.

„Was sollen wir nun machen, Chutbert?“ fragte Robert. — „Ich schlage vor, wir stellen uns zu beiden Seiten hier auf, und im Momente, da sie heraus will, fassen wir zu gleicher Zeit ihre beiden Arme und halten sie fest. Dann mag sie ver-

suchen, uns zu entwischen. Fallen kann sie hier nicht, und so hat es keine Gefahr für sie, wenn sie plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt wird."

„Aber sie wird erschrecken, zum Tode erschrecken! Bedenke doch, welch zartes Wesen sie ist."

„Ja, das ist freilich wahr. Aber wie sonst sollen wir ausfindig machen, wo sie eigentlich haust? Sie selbst muß es sagen und sie wird es thun, wenn sie sich in unserer Gewalt befindet."

„Besser ist es, wir folgen ihr unbemerkt —"

„Damit sie uns wieder entwischt, nicht wahr?"

„Mag sie denn, ich will mich lieber dieser Gefahr aussetzen, als sie irgend erschrecken und kränken. Wir werden —"

„Still! da ist sie! — sie kommt zurück!"

Als Robert dies flüsternd sagte, war sie bereits ganz nahe, und zum Verbergen war es zu spät. Das Geräusch konnte sie erwecken.

Steif, gleich Bildsäulen, ohne sich zu regen, ja kaum zu atmen wagend, blieben die Freunde, welche leise bei ihrem Erscheinen auseinander gewichen waren, stehen.

Sie kam näher. Sie war da — schritt mitten zwischen ihnen hindurch.

Kein Blick fiel auf sie. Automatenhaft, den leeren Blick geradeaus gerichtet, kam sie vorüber. Keine Ahnung der Nähe anderer, durchdrang die tiefe Betäubung ihres Schlummers.

Sie schien zu träumen, denn der schöne, bleiche Mund lächelte, man sah die Doppelreihe der glänzenden, perlengleichen Zähne, und über dem süßen, jungen, blassen Gesicht lag der Schimmer einer traumhaften, schwärmerischen Glückseligkeit, seinen hohen Reiz noch erhöhend.

Leise wie vorher folgten die jungen Männer. Sie schritt geradeswegs über den Hof in die Halle der Kemnate, statt aber, wie jene erwartet hatten, ihre Schritte nach der Seite des geheimen Ganges zu lenken, schritt sie nach der entgegengesetzen Seite, verließ die Halle und stieg die nach der ersten Etage führende Wendeltreppe hinauf, ging durch die Zimmer der Kemnate und geradeswegs auf den Kamin los, der sich in dem Zimmer mit den biblischen Fresken befand, griff mit der Hand an die linke Seite, gerade an der Stelle, wo sich der Kaminmantel in reicher

Stuckarbeit der Wand anschloß, und dieser löste sich gleich einer, sich in den Angeln bewegenden Thür von der Wand. Sie schritt hindurch und langsam fiel der Kaminmantel gleich einer Thür hinter ihr zu.

Doch nicht ganz, denn das verhinderte der rasch dazwischen geschobene Dolchknauf Roberts.

Vorsichtig die Oeffnung wieder erweiternd, lauschten beide auf das leise Schleifen ihrer Gewänder auf den Stufen einer Treppe. Dann hörten sie das Oeffnen und Schließen einer Thür. Darauf trat Grabesstille ein.

Tief aufatmend, sagte Chutbert leise zu Robert: „Endlich!“

„Ja, endlich kennen wir den Ort, wo diese geheimnisvolle Schöne — die übrigens nicht geheimnisvoller ist, als deine Stammburg, die unterwühlter zu sein scheint, als ein Fuchsbau — sich verbirgt. Sollen wir aber nicht, unsere Entdeckung verfolgend, der weißen Frau, schon als Vergeltung, daß sie uns so lange genarrt, einen Besuch in ihrem Palaste da unten abstatten? Wenn wir diese Kaminmantelthüre recht weit öffnen, gewinnen wir wohl Licht genug, um uns die Treppe hinabzufinden, die hier in ihre Klause führen muß.“

„Das ist zweifelhaft. Jedenfalls wäre es nicht angenehm, wenn wir unseren Besuch Kopf über, Kopf unter, bei ihr abstatteten.“

„Du hast recht. So warte ein wenig hier, ich laufe und hole eine Laterne.“

Da Chutbert nichts erwiderte, so hielt Robert das für eine Bejahung und entfernte sich. Als er, mit der Laterne zurückkommend, sich anschickte, dem Freunde vorauf hinabzusteigen, sagte dieser, ihn zurückhaltend:

„Nein, nicht jetzt will ich sie heimsuchen. Nicht unvorbereitet soll das zarte Geschöpf von mir überrascht werden. Sie soll vorher wissen, daß ihre Behausung entdeckt ist und sie meines Besuches gewärtig sein muß. Ich werde jetzt hinabsteigen, die Laterne auf die unterste Stufe setzen und mein Barett daneben legen. Sie wandelt wohl auch während des Tages hier herum; dann wird sie beides entdecken und mein Besuch in einigen Tagen ihr nicht mehr überraschend kommen.“

„Wenn sie aber, sich entdeckt sehend, entflieht, so wirst du nie das Geheimnis erfahren, welches sie umgiebt.“

„Wohin soll sie fliehen? und wann? Am Tage hat sie die Arbeiter zu fürchten und während der Nacht werden wir Wache halten, daß es nicht geschieht, bis ich sie gesprochen. Ueberdies, hätte sie fliehen wollen, so wäre ihr seit der letzten Vollmondsnacht reichlich Zeit und Gelegenheit geblieben.“

Nachdem er seinen Vorsatz ausgeführt hatte und der Kamin nach sorgfältigem Studium seines Mechanismus wieder an seine Stelle gebracht worden war, verließen sie die Kemnate.

Unterwegs sah sich Chutbert die Thüröffnung an, welche den Gang, der von dem großen Burghofe nach dem kleinen führte, ehemals verschlossen hatte, und sagte: „Hier muß mir noch heute eine Thür her. Ich will es der weißen Frau unmöglich machen, noch einmal ihr Leben in solch fürchterliche Gefahr zu bringen. Auch die Gartenmauer soll sofort in Angriff genommen und die zusammengebrochenen Stellen neu aufgeführt werden. Das wird sie nicht nur vor möglicher Belästigung von außen, sondern auch davor schützen, sich selbst Schaden zuzufügen, indem sie etwa nachts schlafend durch die Brüche der Mauer in den Wald gerät.“

„Und der dritte Zweck dieses sehr löblichen Vorsatzes ist der, deinen schönen Geist sicherer an Ort und Stelle zu bannen,“ erwiderte Robert lachend und lief, ohne Chutberts Antwort abzuwarten, den Korridor entlang, seinem eigenen Gemache zu.

Chutbert trat lächelnd in sein Zimmer und nickte gedankenvoll ein paarmal mit dem Kopfe, als wolle er sagen: Ja, ja — so ist es, recht hat er.

Während die Freunde in der folgenden Nacht unten in der Halle Wache hielten, um eine etwaige Flucht der geheimnisvollen Dame zu verhindern, hatte Junker Chutbert ihren Besuch in seinem Zimmer versäumt und damit den Beweis erhalten, daß doch noch irgend eine geheime Verbindung ihrer Klause mit dem Gange oder — wer weiß es, noch ein zweiter Eingang von ihrer Wohnung vielleicht nach seinem Gemache führen müsse.

Als er todmüde und überwacht sein Bett aufsuchen wollte,

fand er auf dem Kissen desselben, mit einer Nadel von selten schöner Arbeit und großem Werte der sie zierenden Steine ein Pergamentblatt befestigt.

Die zierlichen Schriftzüge, welche es bedeckten, zeugten von einer, für die damalige Zeit, wenigstens in Deutschland, seltenen Geschicklichkeit im Schreiben, auch ließ die Gewandtheit, mit der sich die Schreiberin ausdrückte, auf eine überaus sorgfältige Erziehung schließen, die sie genossen. Sie schrieb:

„Die Unglückliche, welche durch schwere Schicksalsschläge genötigt ist, ungeladen noch immer die Gastfreundschaft des Besitzers dieser Burg in Anspruch zu nehmen, dankt ihm auf das innigste für die zarte Weise, mit welcher er ihr die Meldung zukommen ließ, daß ihr Aufenthaltsort von ihm entdeckt ward. Gleichzeitig bittet sie ihn aber um Christi willen, auch noch ferner ihre Zurückgezogenheit zu ehren und ihr zu gestatten, ihm verborgen zu bleiben, wie bisher. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo eine Veränderung eintreten und ihr erlauben wird, dem Hausherrn, der mit so viel zarter Rücksicht jede Störung von ihrer Umgebung durch den lauten Arbeitertroß fern hielt, von ihrer störenden Gegenwart zu befreien. Sie wird jedoch nicht gehen — sie versichert das bei ihrer unbefleckten Ehre — ohne dem gütigen Manne für die Zuflucht, die sie noch von ihm erbittet, zu danken, und den Schleier des Geheimnisses, das sie umgiebt, zu lüften. Jetzt noch zu schweigen, gebieten ihr zwingende Verhältnisse und ein Schwur, den sie geleistet. Die weiße Frau."

14. Gespenster und kein Ende.

Die Köchin und der Kellermeister, beide mit anderem Gesinde von der sorgenden Mutter dem Sohne zu seiner Haushaltung nachgeschickt, sobald er nur gemeldet, daß Unterkunft für sie beschafft sei, wunderten sich nicht wenig, als ihr Herr, der in letzter Zeit so überaus wenig getrunken und fast noch weniger gegessen, mit einem Male, wenigstens bei seinem Abendessen, das er fortan in seinem Zimmer einzunehmen pflegte, einen ganz außerordentlichen Appetit und ganz leidlichen Durst entwickelte.

Zu gleicher Zeit ward das Verbot, den Garten und den kleinen Hof zu betreten, an die Arbeiter sowohl, wie an die Dienerschaft erneuert und die strenge Befolgung desselben dadurch gesichert, daß das Thor, welches die beiden Burghöfe verband, sowie von dem vorderen Teile der Burg nach dem hinteren Teile, der sogenannten Kemnate führte, durch starke Thüren und Schlösser verwahrt wurden, deren Schlüssel der Herr in alleinige Verwahrung nahm.

Damit war die Verwunderung der Leute indessen immer noch nicht erschöpft, sie sollte eine Steigerung dadurch erfahren, daß Frau Brigitte, die Beschließerin, eines schönen Tages entdeckte, daß die beiden, mit allen Bequemlichkeiten und nicht geringem Luxus eingerichteten Gemächer der Frau Gräfin Adelheid von Greifenklau, der gnädigen Mutter des jungen Freiherrn, vollständig ausgeräumt und all die kostbaren Möbel spurlos verschwunden waren.

Sie erhob ein großes Zetergeschrei und lief zu ihrem gnädigen Herrn, die unerhörte Dreistigkeit der Spitzbuben von Arbeitern, denn nur unter diesem frechen Volke könnten die Diebe stecken, anzuklagen.

Allein der Junker lachte sie aus und meinte, sie müsse geschlafen haben, daß sie nicht bemerkt, wie er die ganze Einrichtung, die ihm nicht gefallen, wieder habe fortschaffen lassen.

Frau Brigitte schwieg und entfernte sich.

Wenn aber der Junker geglaubt hatte, mit seinem Spotte, womit er sie freilich zum Schweigen gebracht, ihre Bedenken auch niedergeschlagen zu haben, so irrte er sich gewaltig.

Frau Brigitte fragte und forschte und erwarb damit die Genugthuung, daß niemand mehr wisse, als sie selber; es war allen dasselbe Rätsel wie ihr, wohin die Möbel gekommen waren. Kein Mensch hatte sie fortschaffen sehen, keiner der Arbeiter wollte sie fortgeschafft haben.

Die arme Frau Brigitte zerquälte nun ihren Kopf mit der Lösung des Rätsels, ohne mit all dem Kopfzerbrechen ihr auch nur einen Schritt näher zu kommen.

Dabei ward ihr auch noch von anderer Seite das Leben schwer gemacht und ihr nicht allein, sondern ihrem Alten, dem guten Hans Jochem, mit.

Wie sie die Oberaufsicht über die weibliche, so führte er dieselbe über die männliche Dienerschaft — Robert natürlich ausgenommen, der über allen stand und von allen gleich respektiert wurde, nur im stillen von Frau Brigitte nicht, die ihn mit aufgezogen hatte und sich so manches herausnahm.

Die Dienerschaft machte beiden mit einem Male das Leben sauer, denn sie ward schwierig, steckte die Köpfe zusammen und that nichts, wie es gethan werden sollte und mußte, damit der Freiherr, der, so gütig er war, doch strenge Ordnung liebte und einen regelmäßigen Dienst von seinen Leuten forderte, zufrieden gestellt werden konnte.

Nach einigen heftigen Worten, die sich sowohl von seiten des Burgwarts, als der Beschließerin, auf die Häupter Schuldiger und Unschuldiger entluden, kam als Ursache der Zerstreuung und gelegentlicher kleiner Unglücksfälle eine allgemeine Gespensterseherei zum Vorscheine.

Der und jener, sowie diese und jene, wollten bald eine weiße, bald eine schwarze Frau, bald einen Hund mit glühenden Augen, der aus der Schnauze Feuer sprühte, bald einen Mann ohne Kopf, diesen fein säuberlich unter dem Arme tragend, in irgend einem dunkeln Winkel oder Korridor gesehen haben oder ihm gar begegnet sein.

Endlich sah eine der Dienerinnen im Dunkel eines trüben Tages, Ende Oktober, in der Dämmerstunde, vom Fenster eines oberen Korridors aus, im Garten eine weiße Gestalt wandeln; ihr Zetergeschrei rief andere herzu, und ein jeder sah in der inzwischen vollends eingetretenen Nacht etwas Anderes, Schrecklicheres.

Das Gerede unter den Dienern hatte kein Ende und keiner mehr wollte nach Dunkelwerden die weiten, hallenden Korridore der oberen Stockwerke betreten. Die ärgerlichsten Auftritte fanden fast täglich statt. Frau Brigitte, die mit den Widerspenstigen fast noch weniger anzufangen wußte, als ihr Mann, war in heller Verzweiflung, denn sie sah ihre ganze Herrschaft bedroht. Endlich war ihre Geduld erschöpft und sie faßte den großen Entschluß, die Hilfe ihres jungen Herrn in Anspruch zu nehmen, indem sie ihm zugleich Mitteilung von all den Greueln machte, deren Schauplatz in letzter Zeit die Burg gewesen.

Leider mußte Frau Brigitte den Kummer erleben, daß ihre furchtbare Erzählung all des Spukes keineswegs den davon erwarteten Eindruck auf den Freiherrn machte. Denn dieser lachte nur, und Robert lachte ebenfalls.

Die stille Indignation der Beschließerin war eine gar große. Den einzigen Trost empfing sie dadurch, daß das Resultat ihrer Klage ein besseres war, als deren Eindruck sie zu erwarten berechtigte.

Jenes Fenster — es war das einzige, von dem man den Hof und Garten des Hintergebäudes sehen konnte — ward mittelst eines starken, verschließbaren Ladens undurchsichtig gemacht und der Neugierde der Leute entzogen, die während des Tages und besonders, sobald die Dämmerstunde herannahte, dorthin liefen und auf neue Nahrung für ihre Gespensterseherei und abergläubische Furcht lauerten, statt die ihnen anbefohlene Arbeit zu thun. Ferner ward denjenigen, die sich etwa weigerten, nach Dunkelwerden die Korridore zu passieren, um ihre Obliegenheiten zu erfüllen, mit Einsperrung ins Burgverließ gedroht.

Das half nun freilich zum Gehorsam, aber nicht gegen die Furcht der Leute, und Hans Jochem sowohl wie Frau Brigitte hatten somit nach wie vor ihre liebe Not mit ihnen, und besonders die letztere lag Robert unaufhörlich mit Fragen an, ob denn die gnädige Frau Mutter nicht bald kommen werde, um ihre längst wieder fertig eingerichteten Gemächer in der Burg zu beziehen und die Zügel der Oberherrschaft über das Gesinde wieder in ihre Hände zu nehmen.

Doch Robert zuckte jedesmal die Achseln und meinte, Frau Adelheid werde wohl schwerlich vor gänzlicher Vollendung des Baues, und dann wahrscheinlich mit ihrem ältesten Sohne, dem Grafen, zusammen kommen.

Frau Brigitte ließ es sich nicht träumen — und das war gut für Robert, ihre Neugierde hätte ihn sonst zu Tode geplagt — wie genau er ihr Auskunft über alles, was ihr rätselhaft erschien, hätte geben können.

Hätte sie das gewußt, o, wie würde sie ihn festgehalten, welch energischen Versuch würde sie gemacht, welche List und Schlauheit, welche Schmeichelei und Beharrlichkeit würde sie

ins Treffen geführt haben, um ihm, was er wußte, zu entreißen.

Wie würde sie ihre Augen aufgerissen haben, hätte sie erfahren, welch schöne Bewohnerin der Junker mit seinem Verbote, jenes Bereich zu betreten, das man, wie auf gemeinschaftliches Uebereinkommen, nur noch den Gespensterwinkel nannte, habe sichern wollen.

Sie war mit allen anderen fest in die Meinung verrannt, daß die Absperrung des hinteren Teiles der Burg, sowie die Eile, mit welcher die zum Teil ganz verfallene Mauer um die Gartenwildnis wieder hergestellt wurde, ihre Ursache allein in des Herrn fester Ueberzeugung finde, daß es unmöglich sei, jenes Heer von Gespenstern, welches ihrer Ansicht nach dort sein unheimliches Wesen trieb, zu verjagen.

Wie würde sie erstaunt sein, hätte Robert ihr sagen wollen, daß diese Vorsichtsmaßregeln allein dem Schutze jener schönen Frau, der alleinigen Bewohnerin des vermeintlichen Gespenstertummelplatzes dienen mußten. Sie fanden ihren Grund teils in der ängstlichen Fürsorge des jungen Hausherrn, der weißen Frau jene halsbrechenden Schlummerpromenaden auf dem Turmgerüst unmöglich zu machen, sie vor der Gefahr, schlafend in den Wald zu geraten, zu schützen, und ihr auf einem ihr allein zugänglichen Terrain die freieste Bewegung zn verschaffen, indem sie zugleich vor der Möglichkeit, dabei zu Schaden zu kommen, bewahrt wurde.

Ferner war Chutbert der sehr richtigen Meinung, daß keinem noch so strengen Verbote so sicher zu trauen sei, als verschlossenen Thüren und hohen Mauern.

Robert hätte ferner die bedauernde Verwunderung Frau Brigittens, warum ihr Herr wohl eigentlich trotz überaus großen Appetites, dessen er sich in letzter Zeit erfreute, trotz der überreichlichen Nahrung, die er genoß, völlig beruhigen und ihr das Ueberflüssige ihrer besorgten Gedanken darüber zu Gemüte führen können.

Wie hätte die gute Frau auch auf den Gedanken kommen sollen, daß ein großer Teil der Speisen und des Weines Abend für Abend von Robert sorgfältig in goldene und silberne Gefäße gethan wurde — in Gefäße, welche Frau Brigitte nie

gesehen. — Diese packte er dann sorgsam in einen Korb und trug ihn, durch die behutsam von dem Freiherrn geöffnete Verbindungsthür, bis in die Halle der Kemnate. Hier jedoch nahm der Herr selbst den Korb, um ihn höchst eigenhändig die Treppe hinauf zu tragen, worauf er ihn vor der Thür des Freskenzimmers hinsetzte. Denn dort drüben gab es in den beiden Freskenzimmern, wie in der darunter liegenden Halle jetzt sowohl Thüren als Fenster, welche Meister Hildebrandt auf Befehl schleunigst hatte anfertigen und durch einen vertrauten, verschwiegenen Arbeiter, der dafür glänzend bezahlt wurde, anbringen lassen.

Dort wartete auch der andere leere Korb vom vergangenen Abende bereits auf ihn. Dieser Korb, welchen der Junker zurückbrachte, enthielt zwar gewöhnlich nichts als die kostbaren leeren Gefäße, welche aus dem Schatze stammten und die Robert selbst reinigte und putzte. Manchmal aber war auch ein Pergamentblättchen darin, worauf irgend eine Erwiderung auf ein Schreiben des Junkers an die weiße Frau, einige freundliche Dankesworte, oder in letzter Zeit, nach vielem schriftlichen Drängen des ersteren, wohl auch irgend ein Wunsch, eine Bitte verzeichnet stand. Diese Wünsche waren allerdings stets überaus bescheidene und drehten sich immer nur um Kleinigkeiten, meist um Material zu weiblichen Handarbeiten, oder um neue Saiten für ihre Laute. Zur Beschaffung dieser Dinge lag dann immer gleich ein Goldstück, oder die vom vorigen Kaufe übrig gebliebenen Silbermünzen bei. Ein Beweis, daß, was es auch für Gründe sein mochten, welche die weiße Frau bewogen hatten, sich hier in tiefste Einsamkeit und Verborgenheit zurückzuziehen, Armut wenigstens zu ihnen nicht gehörte.

Ein Gegenstand immerwährenden Grübelns blieb für die beiden Freunde das Rätsel, woher die weiße Frau früher die Nahrungsmittel genommen, ehe Chutbert ihr mit der beigelegten schriftlichen Bitte, ganz sein Gast sein zu wollen, den Korb mit Lebensmitteln und Wein in das Freskenzimmer gestellt, und die Stunde bezeichnet hatte, zu welcher sie stets den von neuem gefüllten Korb vorfinden werde.

Sie hatte das Anerbieten mit Ausdrücken angenommen, welche bewiesen, daß ihres Wirtes Güte, einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegenkommend, ihr eine große Wohlthat sei.

Wie lange war sie eigentlich schon in der Ruine anwesend? War sie im vorigen Winter schon da? Es war undenkbar, denn wie hätte dies zarte Wesen den rauhen Winter im ungeheizten Raume überleben können? Zwar mochte es wohl da unten so empfindlich kalt nicht sein als oben, aber gleichviel, es war undenkbar, obgleich ihre auch jetzt noch weiße Kleidung, da inzwischen der Winter mit Schnee und Eis seinen Einzug gehalten, zu beweisen schien, daß sie viel Kälte ertragen konnte. Wo nahm sie die stets fleckenlosen, weißen Gewänder her? Hatte sie Verbindungen nach außen? Aber wie? wo? wann?

Wöchentlich ein paarmal, an festgesetzten Abenden, schafften beide Freunde mit vereinten Kräften große Spreukörbe voll harten Holzes bis in das vorderste Zimmer mit den Fresken, sie so mit dem nötigen Heizungsmaterial versorgend.

Wo wäre eine Grenze für Frau Brigittens Staunen zu finden gewesen, wenn sie diese Zimmer, die sie, als sie einmal im Anfange hier gewesen, eine Sünde und Schande genannt hatte, so ganz verändert und all die schwer vermißten und bejammerten, schönen Möbel aus Frau Adelheids Gemach in dem Zimmer mit dem Kamin und im Nebenzimmer, welches, als Schlafgemach eingerichtet, von den jungen Männern nie betreten wurde, gesehen hätte.

Diese Heldenthat hatten die Freunde, unterstützt von jenem Arbeiter, in ein paar Nächten ins Werk gesetzt, ohne bei ihrem Werke, das begreiflicherweise bei der Schwere der meisten Gegenstände nicht geräuschlos zu vollbringen war, dank der Gespensterfurcht der Dienerschaft, von irgend einem gestört worden zu sein.

Die Freunde fanden zwar, wenn sie die Holzkörbe brachten, stets das Zimmer leer, aber die umherliegenden Gegenstände, hier eine Missale, dort Pergamentblätter und Griffel, da die Laute, am Fenster auf einem kleinen Tische Seide und Goldfäden, bewiesen, wie oft und gern die weiße Frau sich hier aufhielt. Es hätte ihrer schriftlichen Versicherung, sie fühle sich, seit die Güte ihres großmütigen, zartfühlenden Wirtes ihr eine so freundliche Wohnung geschaffen, wie neu geboren, kaum bedurft.

Was mochte ein zweifellos zart und fein gewöhntes Mädchen gelitten haben, da unten in dem unwirtlichen Zufluchtsorte; welchen Entbehrungen mochte sie unterworfen gewesen sein?

Es war wohl begreiflich, daß sie mit Wonne von gewohnten Bequemlichkeiten und Genüssen Besitz nahm.

Ein Rätsel über alle Rätsel aber blieb den jungen Männern der befremdende Umstand, daß sie die Kanne Malvasier, die ihr Abend für Abend gebracht wurde, niemals zurückwies und das Gefäß am anderen Abende stets geleert war.

Konnte man denn nur glauben, daß eine so zarte Dame eine solche Menge schweren Weines zu sich zu nehmen vermöge, und das nicht nur als Ausnahme, sondern als Regel, Tag für Tag?

Die Speisen wären allerdings für eine einzige Mahlzeit für eine Dame auch viel zu reichlich bemessen gewesen, allein, sie lebte einen ganzen Tag, volle vierundzwanzig Stunden davon. Nun hatte sie zum Trinken des Weines freilich eben so viel Zeit, aber es mußte unmöglich erscheinen, daß sie das zu vollbringen imstande sei. Wie sie sich aber auch den Kopf darüber zerbrechen mochten, sie fanden nichts als Roberts endlichen Einfall, sie sammle den kostbaren Wein zum Bade für sich, da er, wie man sagte, die Schönheit konservieren solle.

Chutbert lachte bis zu Thränen über diesen Einfall, und Robert stimmte bei, da aber etwas Vernünftigeres nicht auszufinden war, so kamen beide überein, die Sache dabei bewenden zu lassen und sich ferneres Kopfzerbrechen zu ersparen.

Wenn nun der Junker auch, den Willen der Dame ehrend, sich persönlich von ihr fern hielt, so verzichtete er darum doch nicht darauf, sie zu beobachten.

Jenes, auf seinen Befehl durch einen Laden verrammelte Korridorfenster hatte ihn auf den Gedanken gebracht, sich in einer über dem Korridor liegenden Kammer, in die Rückwand derselben, ein Fenster brechen zu lassen. Er hatte richtig kalkuliert, er konnte daraus die Fenster der Kemnate, den ganzen Hof und Garten übersehen. Dort stand er denn so manche Stunde und wartete, bis er die weiße Frau hier oder dort erscheinen sah.

Sie ging jetzt, wo sie sich völlig sicher fühlte, zu jeder Stunde des Tages aus den Zimmern in den Hof, um sich Wasser zu holen, doch ließ sie sich in dem Garten nie vor der Dämmerung blicken, wenn die Arbeiter, welche vom Turmbaue aus den letzteren übersehen konnten, den Bau verlassen hatten.

Da, eines Morgens, sah er sie plötzlich von ihrer Arbeit am Fenster aufspringen und eine Minute darauf erschien sie in der Thür der Halle, lief eiligst in den Hof und verschwand im Garten hinter dichtem Gebüsch, das blätterlos, wie es war, ihm dennoch die Aussicht auf den Punkt versperrte, dem sie sich zugewendet hatte.

Doch blieb sie nicht lange. Ein großes, in weißes Leinen eingeschlagenes Paket im Arm, erschien sie wieder und las trotz der Schwere ihrer Last, die sie nur mit Mühe fortzuschleppen schien, eifrig in einem Briefe, dessen großes, rotes Wachssiegel an seinem Faden sich wie ein Pendel hin und her bewegte.

Ihre Hand, die den Brief hielt, zitterte, und einmal setzte sie, stehen bleibend, ihre Last nieder, nicht um sich zu ruhen, sondern um die Hände in heftigster Bewegung zu ringen und mit ihrem Sacktüchlein die Thränen zu trocknen, die sie im Lesen verhinderten. Dann las sie weiter, wobei sie so heftig weinte und schluchzte, daß ihre ganze Gestalt erzitterte. Nachdem sie damit zu Ende gekommen, faltete sie den Brief zusammen und schob ihn in ihr Kleid am Busen, dann sank sie auf die Kniee und schien zu beten. Nach längerer Zeit erhob sie sich und das schwere Paket, das ein paarmal ihren kleinen Händen wieder entglitt, aufraffend, ging sie in die Halle zurück.

Da stand der Junker nun wieder vor einem neuen Rätsel. Wer hatte ihr ein Zeichen gegeben? Denn sie hatte noch eine Minute vorher, ehe sie aufgeblickt, ruhig arbeitend am Fenster gesessen. Wie hatte die Person, welche das Paket gebracht, über die hohe Gartenmauer zu ihr gelangen können?

Von einer fieberhaften Neugierde erregt, ließ Chutbert sein Pferd satteln, und ohne Robert zu benachrichtigen, wollte er fortreiten, da kam dieser bereits, sein Pferd selbst aus dem Stalle führend, heraus und fragte, ob er mitkommen dürfe. Während beide an der Gartenmauer entlang ritten, erfuhr Robert, was geschehen war, und sah sich, als sie endlich bei jener Stelle angekommen waren, welcher die weiße Frau zugeeilt war, mit nicht minderer Spannung als Chutbert selbst, nach den Spuren um, die jene Person, welche der Dame Brief und Paket gebracht, wohl zurückgelassen haben mußte.

Hier war früher eine starke Bresche in der Mauer gewesen und deshalb wahrscheinlich diese Stelle zum Verkehre mit der Außenwelt von der Dame gewählt worden.

Jetzt jedoch war diese Stelle gerade weniger geeignet als jede andere, denn ein großer, starker Baum, welcher ehemals dicht an der Mauer gestanden und seine Aeste weit in den Garten hinein gestreckt hatte, war den Arbeitern im Wege gewesen und deshalb gefällt worden. Somit war ein bequemes Mittel, über die wieder hergestellte, hohe Mauer zu gelangen, in Wegfall gekommen.

Allein, die Person, welche der weißen Frau die bereits genannten Gegenstände gebracht, hatte sich recht gut zu helfen gewußt, da sie zu Pferde war. Dicht an der Mauer war das Moos von Pferdehufen aufgewühlt. Der Reiter war auf das Pferd und von diesem auf die Mauer gestiegen, wie Spuren von Moos und feuchter Erde, die an den unbeworfenen Steinen hängen geblieben waren, bewiesen.

„Der Kerl kann klettern wie eine Katze," bemerkte Robert zu Chutbert, der mit finster zusammengezogener Stirn die Spuren untersucht hatte und eine Beute der heftigsten Aufregung zu sein schien.

Hätte es für Robert, der seinen Herrn und Freund genauer kannte, als dieser sich selbst, noch eines Beweises bedurft, diese allzu verräterische Aufregung hätte ihn geliefert.

Es war kein Zweifel mehr möglich. Der Freiherr von Greifenklau, der schönste Mann am Hofe von Wien, das Ziel zärtlicher Wünsche der schönsten Damen, der Schmetterling, der, von Blume zu Blume flatternd, sich leider von keiner fesseln ließ, wie süß ihr Duft auch war; der lustige Junker, der die Liebe bisher verspottet und verlacht, sie als eine närrische Krankheit erklärt hatte, war gefangen; liebte eine Namenlose, von der er nicht einmal wußte, ob das Geheimnis, welches sie umgab, nicht gar ein schimpfliches sei, das sie der Beachtung und nun gar der Liebe eines Edelmanns unwürdig machte. Freilich, sie selbst hatte in ihrem Briefe von ihrer unbefleckten Ehre gesprochen, hatte sich eine Unglückliche genannt, doch wer bürgte dafür, daß dies Wahrheit und nicht die geschickt berechnete Lüge irgend einer fahrenden Dirne sei, die Um-

stände, Gott weiß, welcher Art, zu zeitweiliger Verborgenheit nötigten?

War Robert mit seinen Grübeleien bis zu dieser Betrachtung gelangt, dann gab ihm sein Gewissen immer einen kleinen, moralischen Stoß, und das liebliche, unschuldvolle Antlitz der weißen Frau erhob sich vor seinem Gedächtnis. Die leuchtenden, schwarzen Augen der Nachwandlerin sahen ihn strafend an.

Sah etwa eine Dirne so aus?

War ihre strenge Zurückgezogenheit, ihr keusches Zurückweichen vor jeder Gemeinschaft mit dem jungen Burgherrn, etwa zusammenzureimen mit dem Thun und Treiben solch verächtlichen Geschöpfes?

Nein — mußte er sich selbst sagen — so weit war sie wohl seines Freundes Neigung würdig. Aber dennoch — wer war sie? Woher kam sie? Warum verbarg sie sich in dem Schoß der Erde? Was in aller Welt sollte daraus werden?

Nicht erst seit heute machte sich Robert solche Gedanken und warf die inhaltsschwere, letzte Frage auf, noch hatte er es an ausgesprochenen Bedenklichkeiten und Warnungen, ja sogar an der Drohung, Frau Adelheid von der geheimnisvollen Insassin der Kemnate Kunde zu geben, fehlen lassen.

Doch war der Erfolg von all dem ein gar kläglicher gewesen.

Bedenklichkeiten verlachte, Warnungen verspottete Chutbert, aber bei jener Drohung war er zum ersten Male in ihrem gemeinschaftlichen, freundschaftsinnigen Leben ernstlich böse auf den Freund geworden, und hatte ihm Absage aller Freundschaft zugeschworen, wenn er sich beikommen lasse, auch nur eine Andeutung vom Vorhandensein der weißen Frau an die alte Gräfin oder seinen Bruder zu geben.

Diese gar ernst gemeinte Drohung hatte allerdings Robert — der überhaupt nur gedroht und nicht mit einem Atemzuge an die Ausführung gedacht hatte — verstummen lassen, aber seine Bedenken, seine Besorgnisse, seine Angst um den Ausgang der Sache nicht gehoben.

---

15. Der neue Diener.

Der Junker hatte auf Roberts Bemerkung, jener Reiter müsse zu klettern verstehen gleich einer Katze, nichts erwidert, sondern, sich kurz abwendend, sein Pferd bestiegen und war fortgeritten, ohne sich darum zu bekümmern, ob jener folge oder nicht.

Kopfschüttelnd folgte Robert seinem Beispiele und ritt hinter ihm drein, ohne sich zu eilen, an seine Seite zu gelangen, indem er abermals sich in jene Gedanken und Besorgnisse vertiefte, die wir vorhin andeuteten.

Auf einer Lichtung trafen sie auf einen Mann, dessen Pferd an einen Baum gebunden stand, während er selbst eine Korbflasche in einer, ein Stück Brot in der anderen Hand, auf einem umgestürzten Baume saß und in aller Ruhe und Gemütlichkeit seinen Morgenimbiß einnahm, als wölbe sich das herrlichste Laubdach über seinem Haupte und das Sommerlüftchen trage ihm den würzig frischen Waldduft zu, während doch ein recht kalter Wind die kahlen Bäume durchsauste und klappernd die dürren Aeste aneinander schlug. Die Kälte, welche vor einigen Wochen geherrscht hatte, war zwar, wie sie viel zu früh selbst für jene Gegenden — Ende Oktober — aufgetreten war, nur ein kurzer Besuch und Vorbote des Winters gewesen und längst milderer Luft gewichen, aber es war bei nur fünf Grad Wärme denn doch zu kalt, um hier im Walde so gar ruhig und behäbig Rast zu halten.

Die Tracht des Mannes war die gewöhnliche eines Handwerkers, aber mit dieser harmonierte weder die soldatische Haltung, noch das martialische Gesicht mit dem schneeweißen Knebelbarte und dem starken, grau gesprenkelten Haupthaare.

Zwar war der Mann nach der demütigen Gewohnheit früherer Zeiten einem durch Tracht und Wesen als Edelmann Gekennzeichneten gegenüber beim Nahen des Junkers und seines Begleiters sofort aufgestanden und stand, seine Kappe in der Hand, in respektvoller Haltung Chutbert, der sein Pferd angehalten hatte, gegenüber, aber weder sein kühner, adlerartiger Blick, noch die Art zu sprechen, harmonierte mit den demütigen Antworten, die er auf des Junkers Fragen gab.

„Aus Finkenstein komme ich, gnädiger Herr“ — das war

eine benachbarte Stadt — „bin ein armer Schreiner meines Zeichens und hatte mich nach dem Greifenstein aufgemacht, hoffte dort bei dem Freiherrn lohnende Arbeit zu finden, ward aber abgewiesen, bin eben zu spät gekommen, sind schon Arbeiter genug da. 's ist eine gar schwere Zeit, gnädigster Herr, für unser einen, nirgends giebt's Arbeit, und man muß doch leben, und hat man dazu noch Weib und Kind zu versorgen, so wird's einem noch viel schwerer, als ehrlicher Kerl durch die Welt zu kommen. Könnte nicht der gnädige Herr vielleicht einen Diener brauchen? Wenn es mit dem Handwerk nichts ist, so geht's vielleicht so. Ich verstehe die Behandlung der Pferde, bin auch ein Stückchen Kurschmied, weiß ferner mit dem Aufwarten bei Tische Bescheid und —"

„Den Kurschmied glaube ich dir aufs Wort, mein Alter. Was aber das Aufwarten bei Tische anbelangt, so möchte ich auf deine Geschicklichkeit darin nicht viel geben, denn dir mag wohl ein Schwert in der Hand gewohnter sein, als ein Bratenteller —" erwiderte Chutbert, den Alten forschend musternd, der vor dem leuchtenden, blauen Auge, das ihn durch und durch zu schauen schien, den kühnen Blick senkte, während eine leichte Röte das tiefgebräunte Gesicht überflog, die man freilich nicht gesehen, wenn er seine Kappe nicht abgenommen hätte, und nun die in scharfem Abstand zu dem übrigen Gesicht stehende weiße Stirn der Verräter dieser inneren Wallung eines ehrlichen Gemütes geworden wäre.

„Der gnädige Herr belieben mit einem armen Manne zu scherzen," erwiderte er, den scheu vor dem forschenden Auge Chutberts gesenkten Blick ein wenig wieder erhebend, „'s ist wahr, hab's wohl auch einmal versucht, Kriegsdienste zu nehmen und das Schwert zu führen. — 's gefiel mir auch nicht schlecht, aber — aber — na, die Liebe machte mir einen Querstrich. Mein Schatz wollte keinen wilden Kriegsmann, und da sagte ich dem Kriegshandwerke Valet und trat bei meinem Schwiegervater als Geselle ein, damit der Schreiner erlange, was der wilde Kriegsgesell nie bekommen hätte."

„Nun — und hast du es nie bereut, das Schwert mit dem Hobel vertauscht zu haben?" fragte Chutbert, dem der Mann, wie seine ganze Art und Weise gefiel.

„Je nun, gnädigster Herr — so eigentlich bereut will ich gerade nicht sagen, denn der Preis, den mir der Wechsel einbrachte, war gerade kein geringer, ein gutes, schönes Weib und ein Geschäft, das seinen Mann ernährte. Freilich'" hier richtete sich der Alte kerzengerade zu seiner ganzen Höhe empor, und frei begegneten die Adleraugen denen des Freiherrn, — „so recht gefallen hat mir das nie so wie das freie, kühne Reiterleben und —" er unterbrach sich, indem er mit sinkender Stimme und urplötzlich in sich zusammenknickender Haltung, wie durch einen raschen Gedanken dazu veranlaßt, hinzusetzte: „Ich bin wohl auch kein recht geschickter Schreiner gewesen, und so —" schloß er mißmutig — „sind wir denn verarmt, und ich bin froh, wenn ich den Bissen Brot für mein Weib und Kind gewinne."

Dabei steckte er, wie sich auf einmal besinnend, die Flasche, welche er noch immer in der Linken hielt, hastig in die Tasche, als wolle er verhüten, daß der Duft ihres Inhaltes sich dem Geruchsinn des zu ihm sich beugenden Herrn bemerklich mache.

Denn der feurige, spanische Wein, der dieselbe noch zur Hälfte füllte, möchte ein schlechter Zeuge für seine behauptete Armut gewesen sein.

Demütig setzte er dann hinzu: „Wenn mich der gnädigste Herr also leider wohl nicht brauchen kann, so will ich unterthänigst bitten, mich zu entlassen. Ich muß mich eilen, anderswo —"

„Das ist nicht nötig, Alter," unterbrach ihn Chutbert. „Zwar habe ich Leute genug, und brauche keinen Diener, aber du gefällst mir, und so mag ich es wohl einige Zeit mit dir versuchen. Dein Lohn soll auch für deine Familie mit reichen. Bin ich mit deinen Diensten zufrieden und behalte dich, wenn der Winter vorbei ist, so mag sich wohl auch irgend ein kleiner Posten für dein Weib in meinem Dienste finden. Geh', nimm Abschied von den Deinen, und melde dich morgen oder übermorgen auf dem Greifenstein, ich bin der Freiherr von Greifenklau."

Robert, der ohne ein Wort zu sprechen, den stillen Beobachter gemacht hatte, sah einen Blitz des Triumphes in den kühnen Augen des Alten aufleuchten, der übrigens aussah, als

überrasche ihn die Nennung des Namens seines neuen Herrn keineswegs, sondern habe von allem Anfang, wissend, wen er vor sich habe, seine Reden wohl berechnet, und nun erreicht, was er gewollt.

Jetzt verbeugte er sich tief, dankte und versicherte, daß der edle Herr immer einen treuen Diener an ihm haben und gewiß allezeit mit ihm zufrieden sein werde, da er sich in seinem Dienste die größte Mühe geben wolle.

Bei dem allen vermochte er doch eine gewisse Verlegenheit, die sich seiner plötzlich bemächtigt hatte, nicht ganz zu verbergen. Er ward unruhig und machte sich, nach Art verlegener Menschen, irgend etwas zu schaffen. Er zupfte sich hier und da an der Kleidung und zog das noch unverzehrte Brotstück, das er vorher auf seiner Brust ins Wams gesteckt, mehrere Male hervor, um es sofort wieder einzustecken.

Als er dies zuletzt that, riß er ein Pergamentblättchen mit heraus, das, ohne von ihm bemerkt zu werden, zu Boden fiel.

Das ganze Gebaren des Alten, dessen Wesen und Manieren, wie seine ganze Redeweise, trotz seiner Erklärung von dem Kriegshandwerk, das er einst getrieben, so wenig zu der Stellung eines Schreiners, der er zu sein vorgab, zu passen schien, hatte das Mißtrauen Roberts in hohem Grade geweckt. Er beschloß deshalb, sich in den Besitz jenes Pergamentstreifens zu setzen, dessen Fall er bemerkt hatte.

Er stieg ab, wie um an dem Riemenzeug seines Pferdes etwas zu verbessern, und wußte dabei das junge, feurige Tier zu einem plötzlichen Seitensprunge zu veranlassen, wobei er den Zügel losließ, und das so freigewordene Pferd sich zur Flucht anschickte.

Der Alte sprang diensteifrig hinzu, um zu helfen, dadurch hatte Robert Zeit, sich nach dem Pergamentstreifen zu bücken und ihn verschwinden zu lassen.

Nun rief er: „Ich danke euch, Alter — gebt Euch keine Mühe, der Wildfang kommt schon von selber wieder.“

Er pfiff, und gehorsam, wie ein Hund, kam das Pferd, welches sich der greifenden Hand des Alten, nachdem es ihn ruhig hatte herankommen lassen, jedesmal durch einen neckischen Seitensprung zu entziehen gewußt, herbei getrabt.

Robert sprang auf und folgte dem Freunde, der, nachdem er noch nach dem Namen des Alten gefragt, und dieser sich Jürgen Wiedemann genannt, voranritt.

Der Alte schaute ihnen mit einer schalkhaft triumphierenden Miene nach, schnippte vergnügt mit den Fingern, und mit dem Rufe: „Das nenne ich Glück haben! Was wird sie dazu sagen!“ holte er die Flasche hervor und nahm einen herzhaften Schluck, schwang sich auf sein Pferd und ritt in entgegengesetzter Richtung von dannen.

Nach einigen hundert Schritten wendete sich Chutbert zu Robert und fragte: „Was hobst du vorhin auf?“

„O, nur dies Blättchen, welches deinem neuen Diener entfiel,“ erwiderte dieser und reichte ihm den bereits vorher verstohlen gelesenen Streifen Pergament.

Noch weit mehr als vorher Robert, der nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens unterdrückt hatte, stutzte Chutbert beim Anblicke dieser wohlbekannten zierlichen Handschrift.

Das Blatt bewegte sich auf- und nieder, so zitterte seine Hand, als er halblaut las: „Morgen Abend, eine Stunde nach Sonnenuntergang.“

„Die Unterschrift fehlt freilich,“ bemerkte Robert, „aber du weißt, so gut wie ich, daß sie lauten müßte: ‚Die weiße Frau‘.“

„Morgen früh wird also dein neuer Diener schwerlich kommen, er muß doch erst morgen abend der Schreiberin dieses Zettels melden, wie glücklich die jedenfalls von ihr beeinflußte Absicht ihres Vertrauten, sich als Diener bei dir einzuschmuggeln, gelungen ist.“

„Unsinn! Wenn du Mißtrauen säen willst, Robert,“ erwiderte finster Chutbert, „so muß der Versuch Sinn und Verstand haben. Kann bei diesem rein zufälligen Begegnen von einer Absicht die Rede sein? Wußte Wiedemann etwa, daß ich gerade jetzt des Weges kommen werde?“

„Wenn auch das nicht gerade, da du aber so oft in den Wald reitest, so konnte —“

„Schweig!“ rief Chutbert gereizt. „Es wird dir nie gelingen, mir Mißtrauen gegen sie einzuflößen. Sie ist viel zu unschuldig und zu reinen, ehrenhaften Sinnes, um zu solcher Hinterlist ihre Zuflucht zu nehmen.“

„Du bist, in Bezug auf die weiße Frau, von einer unbegreiflichen —“

Ein warnender, drohender, gebieterischer Blick des Herrn, den Chutbert dem Freunde so selten zeigte, ließ diesen das, was er sagen wollte, verschlucken, statt dessen bemerkte er: „Erlaube, du kannst doch nach diesem Beweise da —“ er deutete auf den Zettel, den der Junker immer noch in der Hand hielt — „unmöglich noch zweifeln, daß jener Mann —“

„Der weißen Frau Freund, Vertrauter, höherer Diener — was weiß ich, ist! Das ist richtig, aber ich glaube nimmermehr, daß sie, um seine Absicht in meine Dienste zu treten, um ihr nahe zu sein, gewußt, und behaupte entschieden, daß sie dieselbe mißbilligen, ja wenn sie kann, noch jetzt verhindern wird.“

„Dein Vertrauen in sie ist groß, Chutbert,“ erwiderte Robert mit trübem Ernst. „Ich hoffe, du wirst mir, obgleich das deinige in mich in der letzten Zeit schwer gelitten zu haben scheint, die Gerechtigkeit nicht versagen, zu glauben, daß niemand froher und glücklicher sein wird als ich, wenn —“

„Nicht weiter, Robert,“ unterbrach ihn Chutbert beschwörend und reichte ihm die Hand hinüber, „ich bitte dich, mein Freund, mein Bruder, — laß es genug sein. Ich verkenne ja nicht, daß du nur thust, was du für deine Freundespflicht, wie nicht minder meiner Mutter und meinem Bruder gegenüber für deine Dienerpflicht erachtest. Ich zürne dir darüber weder, noch habe ich dir — da sei Gott vor! — mein Vertrauen oder meine Liebe entzogen, beide sind heute wie immer ungeschmälert dein. Doch — laß gehen, was nicht mehr zu ändern ist. Ich glaube an die weiße Frau, ich muß an sie glauben, denn würde ich von ihr getäuscht, dann hätte das Leben keinen Wert mehr für mich, und der Tag wäre verflucht, an dem ich meinen Fuß in die Ruine meines Stammschlosses setzte. Denn ich hätte, indem ich jenen Schatz fand, fast im gleichen Augenblicke den größeren Schatz, die Ruhe, den Frieden meines Herzens, auf immer verloren, und somit das, was allein dem Leben Wert verleiht.“

Er schwieg, und Robert wagte nicht mit einem Worte, auf seine vorigen, noch unbeschwichtigten Zweifel zurück zu kommen.

Doch hatte die Entdeckung, wie tief bereits diese ihm unsäglich unheilvoll erscheinende Liebe zu der weißen Frau in des Freundes Herzen wurzle, ihn mit einer peinlichen Angst und Sorge für die Zukunft erfüllt.

Endlich wagte er doch die Frage: „Willst du nicht wenigstens versuchen, jener morgen abend stattfindenden Zusammenkunft beizuwohnen? Es wäre so leicht, und man würde dabei dem Geheimnis der weißen Frau sicher auf den Grund kommen."

„Leicht wäre es wohl, Robert, aber auch recht und ehrenhaft? Wäre es meiner würdig, den Spion zu machen? Möchtest du mich dort stehen und die Geheimnisse des Mädchens, das ich liebe und ewig lieben werde, belauschen sehen?" fragte Chutbert, mit der Hand auf ein Gebüsch, unweit jener Stelle der Mauer, an der sie eben vorüberkamen, deutend, das zum Versteck für einen Lauscher so geeignet war, daß es wie extra zu diesem Zwecke dorthin gepflanzt zu sein schien.

Robert senkte betroffen den Blick vor dem vorwurfsvollen Ausdruck im Auge des Freundes, doch that er dies weniger, weil er sich beschämt fühlte, ihm etwas Unpassendes, oder gar Unehrenhaftes zugemutet zu haben, als darum, weil er sich bemühte, ihm seine Gedanken zu verbergen. Er dachte bei sich — freilich, er hat recht, es wäre nicht adelige Sitte, obgleich in seiner Lage sich wenig Edelleute Skrupel darüber, und vielmehr ungeniert den Lauscher machen würden. Doch was sich für ihn nicht paßt, schickt sich wohl für mich, ist sogar meine Pflicht, als sein treuer Diener und Freund. Ich werde dort sein zur bestimmten Stunde. Höre ich Schlechtes, dann müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn es mir nicht gelänge, die geheimnisvolle Schöne mit der Unschuldsmiene aus Greifenstein zu vertreiben und Chutbert vor ihren Künsten zu retten.

Mit diesen Gedanken trug er sich den ganzen folgenden Tag, wußte sie indes so gut zu verbergen, daß der Junker gar nicht auf den Einfall kam, Robert könne thun, was er selbst verschmäht, und kein Arg hatte, als er gegen Sonnenuntergang nach ihm fragte und von dem Burgwart den Bescheid erhielt, er sei von einem Ritte nach der Stadt noch nicht zurückgekehrt.

Wohl verborgen im Gebüsch, schon vor der in jenem Zettel bezeichneten Stunde, erwartete Robert den sogenannten Schreiner,

Jürgen Wiedemann. Seine Situation dabei war keine besonders angenehme.

Das Wetter hatte wieder umgeschlagen, es fror stark, und ein eisiger Wind drang trotz der warmen Kleidung, trotz des Pelzes, in den er sich gehüllt hatte, ihm bis auf die Haut.

Endlich verkündeten Hufschläge das Herannahen des Erwarteten und Robert wünschte sich Glück, früh genug gekommen zu sein, denn noch immer war es nicht ganz die bestimmte Stunde.

Jürgen überließ sein Pferd sich selbst und behielt, sich an einen Baumstamm lehnend, die Mauer im Auge.

Es war bereits vollständig Nacht, aber eine klare, helle Nacht. Obschon kein Mondenschein war, funkelten die Sterne so hell, daß Robert den Alten genau sehen konnte.

Er teilte seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und der Höhe der Mauer.

Plötzlich sah er ihn emporfahren und hörte ihn einen leisen Pfiff ausstoßen.

Auf dies Signal kam das Pferd herangetrabt und stellte sich mit einer präzisen Ruhe und Sicherheit an die Mauer, der man es anmerkte, dies sei eine lang geübte Gewohnheit.

Oben über der Mauer flatterte etwas Weißes, und es schien dies das Signal zu sein, daß die Dame zur Stelle gekommen.

Der Alte stieg in den Bügel, gelangte mit der Kunstfertigkeit eines Gauklers stehend auf das vorzüglich Stand haltende Roß, und ehe Robert nur gesehen, wie es eigentlich so schnell möglich gewesen, an der glatten Mauer empor zu gelangen, saß er rittlings oben.

Neben ihm erschien in der nächsten Minute die weiße Frau, die jenseits der Mauer auf einer Leiter stehen mußte.

Robert sah freilich nur ihren wie immer dicht verschleierten Kopf und vermochte keineswegs ihr Gesicht zu unterscheiden, doch sie mußte es ja sein, da der Garten nur ihr allein zugänglich war. Ein Zweifel an ihrer Identität war also von vornherein ausgeschlossen.

Außer dem Pfeifen und Sausen des stoßweise daherfahrenden Nachtwindes, der, in der Richtung der Burg herwehend, dem Lauscher jedes Wort zutrug, herrschte die tiefste Stille.

Nicht der leiseste Laut konnte ihm entgehen, ohne daß er den Gehörsinn besonders anzustrengen brauchte.

Das halblaut geführte Gespräch auf der Mauer begann. Robert horchte und horchte, er vernahm jeden Laut, aber ach! man sprach italienisch, hätte jedoch ebenso gut türkisch oder chinesisch sprechen können, er würde ebensoviel oder vielmehr ebensowenig verstanden haben.

Der gute Robert Heinze war ein sehr kluger, für seinen Stand — besonders in der damaligen Zeit — außerordentlich gebildeter Mann. Jedoch für fremde Sprachen hatte er nicht das mindeste Talent. Das bißchen Latein, welches ihm zum Verständnis der Messe nötig war, hatte ihm so riesiges Kopfzerbrechen gekostet, daß er nicht zu bewegen gewesen, auch die Sprachstunden Chutberts, wie dessen übrigen Unterricht, bei dem gelehrten Präzeptor zu teilen.

Chutbert selbst sprach Lateinisch, Italienisch und Französisch, ja sogar ein wenig Spanisch. Infolge dieser Sprachfertigkeit und seiner sonstigen Bildung galt er denn auch inmitten der vielen ungebildeten Edelleute der damaligen Zeit für ein halbes Wunder an Gelehrsamkeit und hätte am Kaiserhofe gleich seinem Bruder eine gute Carriere machen können.

Doch in seinem starken Unabhängigkeitssinne wußte er allen Anträgen schon von weitem auszuweichen und vorzubeugen, und pflegte zu seiner Familie zu sagen, er wolle lieber als sein eigener Herr trockenes Brot essen, als sich im Dienste eines anderen von lauter Delikatessen mästen.

Robert hätte seinen vergeblichen Lauscherposten gern verlassen, mußte jedoch, um nicht entdeckt zu werden, ausharren bis zum Ende und vertrieb sich die Zeit damit, aus dem Tonfalle der Stimmen den Inhalt des Gespräches zu erraten.

Die weiße Frau sprach weinend, und der Alte antwortete in weichen, beschwichtigenden Lauten.

Allmählich ward sie ruhiger, aber auf einmal schien das Gespräch sich zu erhitzen, sie sprach in zornigem, gebieterischem Tone. Der Alte antwortete ruhig, entschuldigend, beschwichtigend, ward zuletzt energisch, ja sogar trotzig, obgleich sein Ton immer respektvoll blieb. Hierauf begann die Dame wieder in

ängstlichen, flehenden Tönen sanfter Bitte zu sprechen, allein der Alte blieb unbewegt, seine Antwort voll ruhiger Festigkeit.

Die Unterredung hatte bereits eine Stunde gedauert.

Dem armen Lauscher waren von der Kälte und der totalen Unbeweglichkeit, zu welcher er, um sich nicht zu verraten, gezwungen war, alle Glieder wie zu Stein erstarrt. Ihm war zu Mute, als erfriere ihm buchstäblich die Seele im Leibe.

Später pflegte er, wenn man ihn mit diesem verunglückten Lauschversuche neckte, zu sagen: Dieser habe wohl auch sein Gutes gehabt, denn seitdem wisse er ganz genau, daß es ein Irrtum sein müsse, sich die Hölle als Ort ewigen Feuers zu denken. Er sei in jener Stunde vom Gegenteil überzeugt worden.

Dieser Ort der Qual und des Entsetzens müsse aus Eis bestehen, und der Nordwind tosend ihn durchbrausen. Denn die Qual, so fürchterlich zu frieren, sei gewiß größer und sicher nachhaltiger, als die, gebraten zu werden.

Doch wie hienieden nichts ewig dauert, hatte zu Roberts Troste endlich auch das Märtyrertum dieser ihm eine Ewigkeit lang dünkenden Unterredung ein Ende.

Der Kopf der weißen Frau verschwand hinter der Mauer. Der Alte rief ihr sein felicissima notte nach und stieg herab.

Als er außer Hörweite war, wollte Robert sich schleunigst entfernen.

Allein das ging so rasch nicht, wie er geglaubt. Die erstarrten Glieder versagten fast den Dienst. Nur humpelnd vermochte er sich fort und heim zu bewegen. Das war jedoch nicht das, was ihn am meisten ärgerte, er hätte darüber nicht einem Gedanken des Mißvergnügens Raum gegeben, denn was er gethan, war ja im Interesse des Freundes geschehen, für den ihm nichts zu schwer erschien. Aber daß er sich umsonst gequält hatte und nun so klug war wie vorher, darüber konnte er nicht so rasch sich beruhigen.

Chutbert bemerkte bei dem gemeinschaftlichen Abendessen wohl, daß der Freund nicht so heiter war als sonst, machte jedoch, tief verstimmt, wie er war, darüber keine Bemerkung. Ihm erschien im Augenblicke alles gleichgültig, er war innerlich zu sehr beschäftigt.

Das Rendezvous der weißen Frau mit jenem Alten, den er in seinen Dienst genommen, hatte ihm den ganzen Tag nicht aus dem Kopfe gewollt.

Wie Robert sich gegen Abend auf seinem Lauscherposten vorbereitete, so war er zu seinem Observatorium hinaufgestiegen und hatte trotz der Dunkelheit mit seinem Nachtglase die weiße Frau in den Garten gehen und in jener Richtung hinter den Sträuchern verschwinden, sie erst nach länger als einer vollen Stunde, sehr raschen Ganges, wieder erscheinen gesehen.

Sollte es denn möglich sein, daß sie solche Täuschung billige, daß sie, wenn auch dieselbe vielleicht von ihr nicht geradezu veranlaßt worden, dennoch durch ihr Schweigen gegen ihn daran teil nehme?

Nein, es konnte ja nicht sein, es war unmöglich, sagte er sich selbst, wußte sie überhaupt darum, so würde sie es nicht dulden.

Trotz alledem war er nicht ruhig, immer und immer wieder erhob, trotz seines Glaubens an sie, der häßliche Zweifel sein Haupt und verhinderte ihn, ruhig zu werden.

Er glaubte — er fürchtete — er zweifelte und glaubte wieder, er wußte selbst nicht, welches Gefühl das stärkere in seiner Seele war.

Als er von dem Gange zu ihr mit dem leeren Korbe zurückkehrte, riß er in größter Hast die kostbaren Gefäße heraus, suchte und suchte.

Vergebens, keine Zeile, keine Warnung vor der Täuschung, die jener Hinterlistige sich mit ihm erlauben wollte, war vorhanden.

Einen Augenblick stand er ganz betroffen und niedergeschlagen, im nächsten jedoch schon hatte die erfinderische Liebe einen Ausweg entdeckt.

Was wollte er denn? — war es denn bereits so gewiß, daß jener wirklich kam? Sie würde, sobald sie seine Absicht vernommen, es ihm ohne Zweifel verboten haben und damit gut.

---

17. Das Billet.

Erfüllt von diesem tröstlichen Gedanken, der ihn ein wenig aus der Niedergeschlagenheit emporrichtete, in die ihn die Furcht, sie falsch zu finden, versetzt, ging der Junker zur Ruhe und

fand auch, nachdem er sich freilich lange ruhelos umhergeworfen, endlich Schlaf.

Doch er war kaum eine Viertelstunde eingeschlafen, als er wieder erwachend emporfuhr.

Ein leises, schüchternes Klopfen an der Thür des geheimen Ganges hatte, so zaghaft es klang, dennoch Eingang in seinen Schlummer gefunden und ihn geweckt.

Schon steckte er den Fuß aus dem Bett, um herauszuspringen, doch zog er ihn, sich besinnend, ebenso schnell wieder zurück und fragte:

„Wer ist hier? Seid Ihr es, weiße Dame?“

„Ja, edler Herr, ich bin es —“ antwortete eine zarte Silberstimme.

„Verzeiht einen Augenblick, ich bitte, ich komme sogleich —“

„O nein, nein! Ich bitte Euch, bleibt —“ rief sie ängstlich. — „Nehmt dies, leset und handelt, aber — seid nicht hart, ich bitte Euch, edler Herr.“

Die Thür öffnete sich zu einem ganz schmalen Spalt. Eine kleine, weiße Hand schlüpfte hindurch, warf ein Pergamentblatt in das Gemach und verschwand sogleich wieder. Die Thür schnappte ins Schloß.

Wie der Habicht auf die Taube, stürzte sich der Junker, hastig aus dem Bett springend, auf das Blatt, drückte es wiederholt an die Lippen und dann erst entzündete er die Lampe, um es zu lesen, da das sanfte Licht des Sternenhimmels, das durch keine vorgezogene Gardine verhindert ward, das Zimmer zu erhellen — er liebte das nicht — zwar wohl hinreichend war, jeden Gegenstand darinnen deutlich zu unterscheiden, doch selbst Augen wie den seinen nicht zu lesen erlaubte.

Er las:

„Verzeiht, edler Herr, daß Euer Gast diesmal freiwillig und mit vollem Bedacht Eure Nachtruhe stören muß. Doch vermöchte ich es nicht, auch nur eine Nacht über an der Täuschung teil zu nehmen, die gut gemeinter Eifer für mein Wohl Euch, mein edler, großmütiger Gastfreund, zugedacht hat, und die zu verhindern ich machtlos bin.

Ihr habt gütig, wie immer, einen Menschen in Euren Dienst genommen, der das nicht ist, wofür er sich ausgiebt.

Der vorgebliche Jürgen Wiedemann ist mein treuer Diener, nein, mehr als mein Diener, mein Vertrauter, mein Freund, meine einzige Stütze inmitten meiner Verlassenheit, ehe Gottes Gnade mir in Euch den Freund erweckte, der mein schweres Los, unter dem ich dem Zusammenbrechen nahe war, mit so viel Zartheit zu erleichtern wußte.

Dieser treue Freund nun hält es, im Hinblick auf ein — möglicherweise bald eintretendes, mir mit noch schwererem Kummer drohendes Ereignis, für notwendig, in meiner unmittelbaren Nähe zu sein, und glaubt sich deshalb gerechtfertigt, wenn er sich eine Hinterlist erlaubt und, Euch über seine Person täuschend, in Euren Dienst tritt. Ich habe ihn gebeten, das zu unterlassen, habe ihm sein Unrecht vorgestellt, habe gezürnt, alles vergebens. Zum ersten Male gehorcht er selbst dem ausgesprochenen Befehle nicht und besteht auf seinem Rechte, mir wider meinen eigenen Willen in dieser Weise zu Diensten zu sein, welche, wie er behauptet, die Umstände rechtfertigten und nötig machten.

So sagte er und blieb dabei, was ich auch dagegen sagen mochte. Ich konnte sonach die Täuschung nicht anders verhindern, als, indem ich sie dadurch, daß ich Euch davon unterrichte, wie es mir Ehre und Pflicht gebieten, unmöglich mache.

Der, von dem ich spreche, ist nicht arm, bedarf weder für sich noch die Seinen irgend eines Geldverdienstes, noch glaube ich seines Schutzes so dringend zu bedürfen, wie er meint, erfreue ich mich ja doch des Schutzes eines so edlen, großmütigen Mannes, wie Ihr es seid.

Wenn Ihr Jürgen Wiedemann fortsendet — ich nenne ihn so, weil ich, das bitte ich zu glauben, selbst Euch seinen wahren Namen nicht nennen darf, so gern ich Euch auch in allen Stücken vertrauen möchte — so seid, ich flehe Euch an, gütig gegen ihn und bedenkt, daß die Lüge, deren er sich gegen Euch schuldig machte, allein aus seiner makellosen Treue gegen mich und mein Haus hervorging, und verzeiht sie ihm um derer Willen, die sich nennt Eure dankbare Maria."

Strahlend vor Freude, drückte Chutbert seine Lippen auf den Namen der Geliebten.

Endlich wußte er doch, mit welchem Namen er sie zu

nennen hatte, sie, der sein ganzes Herz gehörte. Er hatte recht gehabt, sie war keiner Hinterlist fähig, war seiner vollen Liebe würdig.

Was es auch sein mochte, das sie zu dieser Verborgenheit nötigte, etwas Schimpfliches war es nicht, das fühlte er in diesem Augenblicke mehr als je, mit unumstößlicher Gewißheit.

Nur halb bekleidet wie er war, lief er, einen Pelz überwerfend, mitten in der Nacht zu dem Freunde, um diesem jubelnd die ihn beglückende Neuigkeit zu melden.

Robert freute sich von Herzen mit ihm darüber, denn der vollendeten Thatsache der Liebe seines Freundes und Herrn zu Donna Maria gegenüber konnte ihm ja nichts willkommener sein, als eine solche Bestätigung seines innigsten Wunsches, daß die, der Chutberts Herz nun zu eigen geworden, dieses Herzens würdig sein möge. Was konnte ihm sicherere Hoffnung darauf machen, als dieser zarte Zug makelloser Ehren- und Gewissenhaftigkeit? —

In seiner Freude darüber plauderte er, dem es allezeit schwer geworden, längere Zeit vor dem Freunde etwas zu verbergen, seinen heutigen vergeblichen Spionierversuch aus.

Chutbert schalt zwar ein wenig, war aber zu glücklich und mußte zu sehr über die klägliche Schilderung dieses kalten Vergnügens lachen, um ernstlich zürnen zu können.

Schon am frühen Morgen ward dem Junker der neue Diener von dem bereits unterrichteten Hans Jochem gemeldet und zugeführt.

Der Junker saß mit großer Grandezza auf einem Lehnstuhle in seinem Arbeitszimmer. Robert stand hinter ihm, leicht auf die hohe Lehne des Stuhles, in dem sein Herr saß, gestützt.

„Tritt näher, Alter,“ sagte Chutbert kopfnickend, die tiefe Referenz des neuen Dieners erwidernd. „Bist früh zu meinem Dienste, das gefällt mir. Ich liebe solchen Eifer an meinen Leuten. Es mag dir gerade heute wohl etwas sehr sauer geworden sein, sobald wieder den weiten Weg von Finkenberg nach hier zurückzulegen. Kannst ja kaum zwei Stunden geschlafen haben und mußt scharf geritten sein noch dazu, gelt — Jürgen Wiedemann?“

Ueberrascht hob der Alte den Kopf und blickte scharf in des Freiherrn offenes Gesicht, denn der Ton, in dem jener den falschen Namen aussprach, die kleine Pause vorher und die ganze Bemerkung, die den Nagel so geradezu auf den Kopf traf, befremdete ihn höchlich und wollte ihm keineswegs gefallen.

Allein der Freiherr verzog keine Miene und fuhr fort: „Gestern abend zwei Meilen her und zwei zurück, heute morgen wieder zwei her, machen sechs Meilen in einer Nacht, das ist mit dem besten Pferde keine geringe Anstrengung in deinen Jahren und giebt mir einen recht sicheren Beweis von deiner Tüchtigkeit, mein Alter."

Mitten in seiner Rede hätte Chutbert beinahe laut aufgelacht über die Miene vollkommenster Verblüfftheit und Bestürzung in Jürgens braunem, wetterhartem Gesicht. Er bezwang sich jedoch und sprach ruhig zu Ende.

„Ich verstehe Euer Gnaden nicht," stammelte der Alte endlich. „Wie meint der gnädige Herr das? Ich war doch —" diesmal ging die Lüge nicht so geläufig über seine Lippen, denn er war bereits unsicher geworden. „Ich war ja doch gestern abend gar nicht hier."

„Nein, hier gerade nicht, da hast du wohl recht, aber doch in Greifenstein. Heh! — Jürgen Wiedemann? Warst du etwa nicht auf der Gartenmauer, um mit Donna Maria — die vergeblich versuchte, dich von der Täuschung, die du mir zugedacht, zu —"

Er konnte nicht vollenden, denn ein wilder, obschon im Entstehen noch unterdrückter, aber doch halb verstandener, halb erratener Fluch entschlüpfte des Alten Munde.

Hoch auf reckte sich die martialische Gestalt, und der Alte schmetterte eine Eisenfaust auf den Tisch nieder, neben dem er stand, daß die Pergamente und Stifte, die darauf lagen, in die Höhe sprangen, und mit einer Stimme, die wie rollender Donner durch das Gemach dröhnte, rief er: „Donna Maria hätte etwas Besseres thun können, als mich zu verraten und so ihren alten, treuen Diener bloßzustellen, daß er, wie ein beim Lügen ertappter Schulknabe vor Euch steht! 's ist mir eine ungewohnte Lage das! — Na — man ist nie zu alt, um neue

Erfahrungen zu machen. Hätte es nicht gedacht von ihr —. O, die Weiber! die Weiber! Ja, wenn es gilt, ihren Kopf durchzusetzen, da hat auch die beste dieses eigensinnigen Geschlechtes ihre Tücken! — Na, da ist es denn nun freilich mit dem Dienste nichts und ich kann wieder gehen. — Nichts für ungut, Herr Freiherr von Greifenklau, glaubt mir, 's ist mir leid, daß Ihr, der Ihr ein Ehrenmann seid, den alten —" er biß sich auf die Lippen und verschluckte rasch den Namen, der ihm in seinem Aerger beinahe entschlüpft wäre. „Nu den — den alten Sohn meines Vaters so vor Euch gesehen habt. Denkt deshalb, wenn Ihr könnt, nicht schlimm von mir, und nun, gnädiger Herr, verzeiht, und — gehabt Euch wohl." Er verbeugte sich mit feinem Anstand und einer Würde, die augenblicklich den höheren wohlgeachteten Diener eines vornehmen Hauses verriet, und wollte das Gemach verlassen.

Chutbert that nichts, ihn daran zu hindern, aber er blickte sich nach Robert um, diesem einen Augenwink gebend.

Darauf vertrat Robert dem Alten den Weg und sagte: „Halt, Halt! Nicht so vorschnell, Meister Wiedemann. Der gnädige Herr hat Euch in seine Dienste genommen und Ihr habt noch nicht gehört, daß er sein Wort zurückgezogen. Möget Ihr auch nicht der sein, für den Ihr Euch ausgegeben, so seid Ihr doch als der vertraute Diener der Donna Maria, als ihr treuer Freund, wie sie dem gnädigen Herrn geschrieben, seines Vertrauens würdig, und gerade das, was er braucht, ja sozusagen dringend bedarf."

Nicht ohne Absicht hatte Robert es erwähnt, wie die weiße Frau ihren Diener als ihren treuen Freund bezeichnet, denn die finstere Miene des im tiefsten Mißmut und innerlichem Groll über die erlittene Bloßstellung und Beschämung verzogenen Gesichts des Alten hatte ihm ein solches Pflaster für dessen Selbstachtung ratsam erscheinen lassen.

Die freundliche Absicht ward auch erreicht. Die verehrte, geliebte Herrin hatte ihn als ihren Freund erkannt, dies glich alles aus und nahm jede Spur von Groll und Mißmut aus seiner Seele, verklärte gleich einem darauf fallenden Sonnenstrahl die finstere Miene.

„Ihr wißt vielleicht durch Donna Maria," fuhr Robert

fort, „so weit wenigstens als sie selbst davon Kenntnis hat, daß mein gnädiger Herr ihr, um das Geheimnis ihres Hierseins gegen jedermann zu wahren, Dienste leistet, die er zwar, als einer Dame und unter so zwingenden Umständen geleistet, keineswegs als erniedrigend für sich betrachtet, die ihm aber doch nicht gar leicht werden, auch nicht für ihn passen.

„Ihr werdet also begreifen, daß Ihr gerade, in Eurer Eigenschaft als vertrauter Diener der Donna Maria, ein wahres Kleinod für ihn, wie für die Dame selbst eine große Freude, ein rechter Trost sein werdet."

„Wer weiß!" brummte Jürgen, dessen Gesicht, das eine wahre Stufenleiter wechselnder Gefühle und verschiedener Grade von Freude durchlaufen hatte, als ihm die hochwillkommene Kunde geworden, er dürfe bleiben, sich jetzt plötzlich wieder verdunkelte.

„Sie scheint doch nicht mehr so viel von mir zu halten als früher," brummte er weiter. — „Der neue vornehme Freund gilt ihr wohl mehr als der alte, der sie auf seinen Armen getragen, sie gewiegt und ihre ersten Schritte geleitet hat, sonst würde sie nicht sogar von gestern abend —"

„Das that sie nicht, das nicht, darüber dürft Ihr Euch beruhigen," fiel Robert schnell und beschwichtigend ein. „Ich war es, der dies dem gnädigen Herrn mitteilte. Ich sah, ich belauschte — nein, nein! erschreckt nur nicht so," beruhigte er den plötzlich erbleichenden, vor tödlichem Erschrecken fast wankenden Mann. „Euer und der Dame Geheimnis ist noch sicher bewahrt. — Ich verstehe kein Wort italienisch."

Der Alte atmete tief auf, wie von einer schweren Last befreit. Die Röte kehrte in das braune Gesicht, der Glanz in die kühnen Augen zurück, ja, ein launiges Lächeln umschwebte seinen Mund, als er, Robert von der Seite betrachtend, erwiderte: „Das war Euch wohl recht fatal? Habt Euch schwer darüber geärgert, gelt, junger Herr?"

Robert errötete, erwiderte aber ruhig, ihm offen und frei in das Gesicht schauend: „Ja, in der That, das ist wahr. Doch war es nicht Neugierde, die mich zu dem Versuche, den Lauscher zu spielen, veranlaßte. Was ich that, ich that es ohne Wissen meines gnädigen Herrn und zu desseu nachträglicher,

ernster Mißbilligung, doch bereue ich es weder, noch habe ich mich dessen zu schämen. Ein treuer Diener ist für die Ehre und das Wohl seines Herrn besorgter, als für sein eigenes, und wacht über beides, wenn er auch dazu nicht aufgefordert wird und sich zu Schritten bequemen muß, die er für sich selbst nicht gethan hätte. Ihr werdet es verstehen, warum ich, erfüllt von diesem Gefühl meiner Pflicht, es versuchte, einen Zipfel des Geheimnisses zu lüften, der Donna Maria umgiebt. Ich fürchtete —"

„Doch nicht etwa, daß dies Geheimnis eines sei, das Unehre bringe? —" ward er ungestüm von dem plötzlich auffahrenden Alten unterbrochen, dessen braunes Gesicht plötzlich wie in Blut getaucht erglühte. Einen Schritt näher zu Robert tretend, fuhr er nachdrücklich fort: „Sagt das nicht, junger Mann, hütet Euch selbst, es nur zu denken, sonst schlage ich Euch nieder, so wahr —" er hielt inne, schluckte heftig und fuhr fort: „So wahr ich ein alter — Esel bin! Verzeiht! gnädiger Herr, ich vergaß mich — betrug mich in Eurer Gegenwart, wie es sich nicht ziemt — es soll nicht wieder vorkommen."

„Nun, laßt es gut sein, Alter," erwiderte der Junker gütig, ein Lächeln über das drollige Umschlagen des Grimms in Verlegenheit und Aerger unterdrückend. „Ihr wollt mir also dienen?"

„Ja, gnädiger Herr," erwiderte er, sich verbeugend.

„Nun, wohlan. — So nehme ich dich denn in meinen Dienst, Jürgen Wiedemann, oder wie du sonst heißen magst, und nun versöhne dich rasch mit Meister Robert Heinze, meinem Schreiber. Was du für Donna Maria bist, ist er mir, ja, er steht mir durch Gleichheit der Jahre und Neigungen, durch gemeinschaftliche Erziehung noch weit näher, ist mein lieber Jugendgefährte und Freund. Was ich ehre, das ehrt er, und wem ich meinen Schutz versprochen, den wird er verteidigen, und sei es mit Gefahr seines Lebens. Ich bin überzeugt, ihr beide werdet, trotz dem großen Abstand der Jahre zwischen euch, noch gute Freunde werden."

„Das ist mein Wunsch, Meister Robert," sagte der Alte und bot dem Angeredeten, mit einem guten Lächeln auf dem kühnen Gesicht, die Hand — „vergebt mir meinen vorigen Ungestüm."

„Von ganzem Herzen, Meister Jürgen," erwiderte Robert freundlich, kräftig in die dargebotene Rechte einschlageud. — „Ich verstehe und ehre ihn, würde es auch nicht gelinder machen, träte jemand meinem gnädigen Herrn zu nahe."

„So, das sehe ich gern," ergriff der Junker wieder das Wort. — „Wir sind also einig. Geh' jetzt mit Robert, er wird dir deine Kammer anweisen und dich von den Diensten unterrichten, die ich von dir erwarte."

Damit reichte er dem Alten die Hand, die dieser kräftig drückte und dann mit seinen bärtigen Lippen berührte. Man sah, dies war ihm eine ungewohnte Huldigung einem Manne gegenüber, aber sie kam ihm von Herzen und war ein beredter Ausdruck seiner Dankbarkeit.

Diesen Abend trug Jürgen den Speisekorb für seine junge Herrin, während der Junker ihn nur begleitete, um ihm den Weg zu zeigen und die Thür aufzuschließen, deren Schlüssel er auch in der Folge nicht aus den Händen ließ, oder den vielmehr Jürgen, der fortan allein ging, nach jedesmaliger Benutzung wieder an ihn abliefern mußte.

Wenn sich aber der Junker auch dem kleinen Hofe von jenem Abende gänzlich fern hielt, war er doch weit entfernt, auch auf seinen Beobachtungsposten oben auf dem Boden zu verzichten, benutzte ihn vielmehr immer eifriger, je seltener er die weiße Frau im Freien erscheinen sah. Auch an ihrem Fenster, wo sie zu sitzen und zu lesen oder zu sticken pflegte in den Morgenstunden, zeigte sie sich seltener, sie schien trauriger als früher und oftmals sah er sie weinen.

Wie sehr er sich darüber auch beunruhigte, wagte er doch nicht nach der Ursache dieser Traurigkeit und dieser Thränen bei Jürgen zu forschen, sein Zartgefühl verbot ihm jede Frage, außer der nach ihrem Befinden.

Als Jürgen an jenem Abende von seiner Gebieterin zurückgekehrt war, hatte er dem Freiherrn einen Zettel gebracht, worauf die Dame ihm ihren Dank sendete.

Er las den Zettel mit strahlendem Blicke und barg ihn dann auf der Brust in seinem Wamse.

„War Donna Maria sehr erfreut?" fragte er.

„O, und wie, gnädiger Herr!“ rief der Alte mit bewegter Stimme. — „Ihr hättet sie sehen sollen. Es wäre ein schöner Lohn für Eure Güte und Großmut gewesen. — Sie lachte, sie weinte und fiel mir um den Hals, ja —“ hier lächelte der Alte schelmisch — „sie hat wahrhaftig mit ihren Rosenlippen meine bärtige Wange berührt! Ich wußte gar nicht, wie mir wurde, solch Glück, solche Ehre ist mir in meinem Leben nicht widerfahren.“

Der Junker war blutrot geworden und zum erstenmal in seinem Leben empfand er einen Augenblick das häßliche Gefühl bittern Neides. Wie gern wäre er an des Alten Stelle gewesen!

Dessen Stimme unterbrach seine Gedanken.

„Donna Maria läßt Euch sagen, gnädiger Herr, daß sie nach diesem neuen Beweis schrankenloser Großmut und Vertrauens von Eurer Seite es auf das Lebhafteste bedaure, Euch nicht durch Mitteilung ihres Geheimnisses ihrerseits beweisen zu können, daß ihr Vertrauen zu Euch nicht geringer sei. Doch, da es nicht von ihrem Willen abhänge, so —“

„Genug davon, Jürgen — sage der Dame, ich sei nicht neugierig und von ihrem guten Willen völlig überzeugt, sie solle sich jeder Sorge in dieser Beziehung entschlagen. Ich werde, wie sehr ich auch wünschte, mit ihr persönlich zu verkehren, ihr mindestens zuweilen einen Besuch abstatten zu dürfen, doch nicht ungeduldig sein, wenn sie es für unthunlich hält, und dauerte das auch noch Jahre.“

„Das wird es nicht, gnädiger Herr, sie wird bald frei sein, zu gehen, wohin sie will, und dann nicht zögern, Euch schleunigst von der Last zu befreien, die ihre Gegenwart ohne Zweifel für —“

„Last!“ schrie der Junker auf, dem der Gedanke, sie könne vielleicht den Greifenstein bald verlassen, gleich einem zweischneidigen Schwert durch die Seele ging.

„Sie eine Last für mich?! Sie, die —“

Er hielt inne, sich erinnernd, daß es ihm kaum zieme, die Gefühle seines Herzens für sie dem Diener zu verraten.

„Du bist ein Narr, mein guter Jürgen, mit deinen Voraussetzungen,“ setzte er, sich gewaltsam fassend, anscheinend sehr

ruhig hinzu. „Kommt jene Zeit, die du angedeutet, so wird Donna Maria mich empfangen und dann wird sich alles finden. Ich bedarf deiner nicht mehr, geh' und lege dich auf's Ohr."

18. Der geheime Gang.

Der Gewinn Jürgens wies sich nachgerade als ganz unschätzbar für den Freiherrn, denn er gewährte ihm die Möglichkeit, sich für einige Zeit Roberts zu entäußern, indem er ihn mit seinen Weihnachtsgeschenken aus dem Schatze für die Mutter, den Bruder und die Schwägerin nach Wien sendete.

Es war nicht der große Wert der Geschenke, der ihn etwa veranlaßte, gerade Robert mit der Sendung zu betrauen, die der treue Burgwart, Hans Jochem, mit den dreien der Sicherheit halber ihm als Geleit und Bedeckung mitgegebenen Knechten eben so sicher an ihre Bestimmung gebracht haben würde, wie jener, sondern die Ueberzeugung, daß des guten Alten diplomatische Geschicklichkeit der Neben- oder eigentlich Hauptaufgabe dabei nicht gewachsen sein werde.

Dieser Ueberzeugung brachte er das Opfer, sich von dem Freunde zu trennen, was ihm keineswegs leicht wurde; seine Gegenwart, seine treue Anhänglichkeit und anmutige Plauderei war ihm mehr als je in diesem Augenblick zum Bedürfnis geworden.

Das A und O ihrer Gespräche war vor allem natürlich Donna Maria, denn seit einmal jener Augenblick das Siegel von Chutberts Lippen genommen, war er ganz und gar zur alten vertrauten Gewohnheit, alles mit ihm zu teilen — seinen Schmerz, wie seine Freude — zurückgekehrt und schüttete gar oft sein volles Herz, den überreichen Strom seiner Gefühle in des treuen Freundes Busen aus.

Diesen bittersüßen Trost mußte er nun für längere Zeit entbehren und alle seine Gefühle in sich verschließen.

Man begreift, daß ihm dies nicht leicht wurde. Doch das Opfer wurde gebracht, weil es gebracht werden mußte.

Es war nämlich als gewiß anzunehmen, daß die alte Gräfin den Wunsch hegen werde, die Gelegenheit zu benutzen, um im sicheren Geleite des Boten und der Knechte die Reise

nach Greifenstein anzutreten und ihren Lieblingssohn mit ihre Ankunft zu überraschen. Diesen Wunsch der Mutter im Entstehen zu ersticken, war nun Roberts diplomatische Aufgabe. Er sollte zu diesem Zwecke eine möglichst abschreckende Schilderung des rauhen Klimas der Gegend entwerfen und dazu die Klagen gesellen, daß es mit dem Baue nicht so recht vom Flecke wolle, da das überaus frühe Hereinbrechen des Winters allzu rasch die Einstellung der Arbeiten nötig gemacht und sich dadurch die Burg noch in einem so unfertigen Zustande befinde, daß außer der Wohnung des Herrn noch kein einziges der herrschaftlichen Gemächer sich in bewohnbarem Zustande befinde.

Einmal war die alte Dame überaus empfindlich gegen die Unbilden der Witterung und dann haßte sie nichts mehr als die Unordnung eines Baues und den Lärm der Arbeiter. Es war daher tausend gegen eins zu wetten, daß sie augenblicklich jeden Gedanken, jetzt nach Greifenstein zu kommen, aufgeben werde, wenn ihr solche Kunde recht zu Gemüte geführt und gehörig beleuchtet würde.

Frau Adelheid sollte und durfte nun einmal nicht jetzt nach Greifenstein kommen. Ihr, das durfte der Sohn als gewiß betrachten, würde weder seine eigene Veränderung, deren er sich vollauf, oft zu eigener Verwunderung, bewußt war, noch das Vorhandensein jener geheimnisvollen Bewohnerin der Kemnate lange verborgen geblieben sein. Wieviel Delikatesse und Zartgefühl Frau Adelheid auch besaß, so traute er doch der weiblichen Neugier nicht recht und fürchtete im eben angedeuteten Falle schwere Belästigungen für Donna Maria.

Auf Roberts Verschwiegenheit konnte er sich in jeder Beziehung so verlassen, wie auf seinen guten Willen, alles so zu ordnen, wie er es wünschte; denn billigte dieser auch, wie er oft offen gesagt, das Verschweigen der delikaten Situation gegen die alte Gräfin nicht, bangte ihm auch schwer vor dem endlichen Ausgange und hegte er trotz allem auch noch immer ein leises Mißtrauen gegen die weiße Frau, das heißt, nicht gerade gegen sie selbst, aber gegen ihre ganze Situation, so würde er doch nie das Vertrauen des Freundes verraten, vielmehr, wenn es galt, gegen seine eigene Ueberzeugung allezeit treu zu ihm halten.

Zwar hatte sich Robert in letzter Zeit, seitdem er wußte, wie tief der Freund die weiße Frau liebte, nie mehr über seine eigenen Gefühle und Befürchtungen in betreff dieser ihm verhängnisvoll erscheinenden Neigung ausgesprochen. Doch Chutbert, der ihn so genau kannte, der in seiner Seele las, wie in einem offenen Buche, bedurfte des gesprochenen Wortes nicht, um zu wissen, was Robert dachte.

Trotzdem wußte er, daß sein Geheimnis sicher bei ihm war und er alles thun werde, um die Gräfin, seine Mutter, fernzuhalten.

So zog denn Robert fort, und Chutbert blieb allein zurück, um zum ersten Male in seinem Leben ein Weihnachtsfest ohne den Jugendgefährten zu verleben. Es sollte zugleich das ereignis- und folgenreichste für ihn werden.

Am Weihnachtsabende brachte Jürgen, der außer einem ganz besonders festlichen Mahle das Weihnachtsgeschenk des Freiherrn für die weiße Frau, ein in Samt gebundenes, an den goldbeschlagenen Ecken und der Schließe mit Juwelen besetztes, innen mit den herrlichsten Medaillons, von Meister Ritters Hand geschmücktes Missale, in die Kemnate hinüber getragen, ihm als Gegengeschenk einen Schwertgurt von rubinrotem, reich in Gold gesticktem Samt, dessen Schloß ein großer Rubin zierte, zurück.

Der Junker betrachtete mit staunendem Entzücken das schöne Geschenk und bewunderte die Zartheit und Kunstfertigkeit der Arbeit, die er, unwissend, daß sie für ihn bestimmt, gar oft in ihren geschickten Händen gesehen und den Stoff beneidet hatte, auf dem ihre schönen Augen so unverwandt ruhten.

In der Freude seines Herzens schenkte er dem Alten eine Summe, daß dieser staunend die Augen aufriß, und beteuerte, solch ein buon mano habe er in seinem ganzen Leben noch niemals erhalten.

Chutbert hieß ihn lachend gehen. Er wollte allein sein, um sich ungestört seinem Entzücken hingeben und die herrliche Arbeit jener teuren Hände an sein Herz, an seine Lippen drücken zu können.

Das hatte sie für ihn gearbeitet und ohne Zweifel freundlich seiner dabei gedacht, wenn sie — er wagte den Gedanken

nicht auszudenken, es wäre ja zuviel des Glückes auf einmal für ihn gewesen.

Ach nein, das durfte er wohl nicht hoffen. Aber wer weiß, was noch nicht war, konnte werden. — Wenn sie nur erst dieses lästigen Geheimnisses entledigt, frei war, ihn zu empfangen und mit ihm zu verkehren, dann möchte wohl vielleicht seine ehrfurchtsvolle Werbung ihre Gegenliebe erwecken.

Zwar stand sie so hoch über allen Frauen, war so viel schöner als alle, die er je gesehen, mit denen er je verkehrt — ihm schien es wenigstens so — und er fühlte sich in der Bescheidenheit der echten Liebe ihrer kaum würdig, er war ihr vielleicht nicht einmal ebenbürtig, aber er zagte dennoch nicht, er hoffte — hoffte sie zu gewinnen, sie einst sein zu nennen.

Bei alledem fehlte ihm doch der Freund gar sehr, er hätte so gern mit ihm seine Freude, seine Hoffnungen besprochen. Nie fühlte er tiefer die Wahrheit des alten Spruches: „Geteilte Freude ist doppelte Freude —“ und sehnend suchten seine Wünsche den Freund in der Ferne auf.

Am zweiten Weihnachtstage kam Jürgen sichtlich bestürzt und bewegt von seiner Sendung zurück und bat, der Freiherr möge ihm gestatten, daß er die Nacht unter der Wohnung Donna Marias in der Halle zubringe, da sie möglicherweise in dieser Nacht seiner bedürfe.

„Sie ist doch nicht krank?“ rief Chutbert erschrocken aufspringend.

„Nein, bewahre, das nicht, Gott sei Dank! Aber — ach! fraget mich nicht, gnädiger Herr, ich kann Euch ja nichts sagen. Gestatten mir Euer Gnaden vielmehr, rasch zu ihr zurückzukehren.“

Chutbert war dem Alten ganz nahe getreten und seine leuchtenden, blauen Augen bohrten sich mit einem seelenerforschenden Blicke in die Züge des Mannes, der bleich und angegriffen aussah.

„Jürgen —“ begann er dann, und legte seine Hand auf dessen Schulter: „Donna Maria will mich doch nicht etwa verlassen?“ In seinem Tone zitterte die ganze bange Seelenangst, welche der grausame, plötzlich in ihm aufsteigende Gedanke erweckt hatte.

„Gott bewahre mich! Was denkt Ihr, gnädiger Herr?“ fuhr der Alte auf. — „Haltet Ihr Donna Maria für eine so niedrige, undankbare Seele? Könnt Ihr glauben, daß sie sich ohne Abschied, ohne Dank, heimlich von hier wegstehlen sollte?“

„Nun nein, beruhige dich nur. Ich that es nicht, es war nur ein Gedanke des Augenblicks, er ist bereits vorüber. Du selbst bist an dem bösen Gedankenblitze schuld, der mir einen Augenblick so viel Schmerz gemacht. Warum drohtest du mir vor kurzem damit, daß Donna Maria den Greifenstein verlassen werde?“

„Aber, gnädiger Herr — einmal muß sie doch gehen, wenn — doch dazu ist noch nicht die Zeit, und wenn sie geht, wird es nicht geschehen, ohne daß Ihr davon wißt und ihren persönlichen Dank empfangen habt.“

„Dank? Dessen bedarf es nicht, mir genügt, daß ich sie spreche, ehe sie geht. Das weitere wird sich finden. Hier ist der Schlüssel zurück, sollte dich Donna Maria brauchen, so bleib', so lange du willst, bei ihr, nur vergiß nicht, daß du nie während des Tages jene Thür öffnen und durch sie hierher zurückkehren darfst. Niemand darf das sehen, sonst hätte das Spionieren kein Ende. Willst, oder mußt du dennoch während des Tages zu mir kommen, so laß dir von Donna Maria den geheimen Weg zeigen, den ich selbst nicht kenne, mittelst seiner gelangst du dort durch jene Thür direkt hierher.“

Jürgen kam nicht zurück, sondern blieb den ganzen folgenden Tag abwesend, doch stellte er sich abends zur gewohnten Stunde ein. Er war sehr bleich und sichtlich erschöpft und bat wieder für die ganze Nacht um Urlaub, sobald er sich nur erst unten in der Küche selbst gestärkt haben würde.

Der Junker gewährte ihm das, schalt ihn aber, daß er nicht wenigstens, um etwas zu essen, durch den geheimen Gang herübergekommen sei.

Jürgen beteuerte darauf, keine Minute zum Essen Zeit gehabt zu haben.

Der Junker schüttelte den Kopf, sprach aber seine Verwunderung nicht aus, sondern fragte nur, als Jürgen sich an-

schickte, mit seinem wohlgefüllten Korbe und einer diesmal, wie der Freiherr sehr wohl bemerkt, viel größeren Weinkanne als sonst in die Kemnate abzugehen, ob das Wohlbefinden von Donna Maria noch ungestört sei.

„O ja, ohne Sorge, gnädiger Herr,“ erwiderte er, „sie ist ganz wohl, aber auch sehr — sehr betrübt, und sollte doch eigentlich Gott danken, daß — na! — es wird ja nun nicht mehr lange dauern, bis Ihr alles hört, gnädiger Herr — 's geht zu Ende mit dem Geheimnis.“ Er verbeugte sich und ging.

Chutbert blieb sehr unruhig zurück. Was ging drüben vor? Wozu brauchte Maria ihren Diener Tag und Nacht? Sie hatte sich den ganzen Tag nicht einmal blicken lassen, so oft er auch in sein vorgebliches Studierzimmer hinaufgestiegen war und nach ihr gespäht hatte. Er konnte nicht einmal einen Zipfel ihres Schleiers im Hofe oder im Garten erblicken, und ebenso wenig am Fenster ihres Gemaches.

War sie wirklich nicht krank? Warum war sie so betrübt, wie Jürgen sagte? Es sollte also mit dem Geheimnisse zu Ende gehen? Darüber war er im Grunde nicht böse, denn war er auch nicht neugierig in der gemeinen Bedeutung des Wortes, so war er doch gespannt auf die Aufklärung so vieler Rätsel. Aber damit kam auch die Stunde des Abschiedes für ihn. Würde sie wirklich gehen und ihn verlassen, vielleicht auf — Nimmerwiederkehr? Nein, nein, das konnte, das sollte, das durfte nicht geschehen, mehr als sein Leben, sein ganzes zeitliches Glück, die Ruhe, der Frieden des ganzen langen Lebens, das noch vor ihm liegen mochte, war an ihr Bleiben oder an ihre Wiederkehr geknüpft.

Voll peinigender Unruhe, hin- und hergeworfen zwischen Hoffen und Zagen, verbrachte der Freiherr die qualvollste Nacht seines Lebens im unaufhörlichen Umherwandeln in seinem Zimmer. Erst als sich der Himmel im Osten bereits zu röten begann, warf er sich vollkommen erschöpft auf sein Bett, ohne sich auszukleiden, und versuchte den Schlummer herbeizurufen, den er bisher geflohen.

Vergebens, das innere Fieber, die Gedankenjagd, die in ihm tobte, ließ der Ruhe nicht Raum und verscheuchte den

Schlaf, wenn er sich erbarmend über den müden Geist niedersenken wollte.

Nachdem er sich eine Stunde ruhelos von einer Seite auf die andere geworfen, erhob er sich mißmutig in dem Augenblicke wieder, als es draußen laut und vernehmlich an die geheime Thür klopfte.

„Wer da?“

„Ich bin es, gnädiger Herr, darf ich hereinkommen?“

Chutbert sprang hin, um die Thüre zu öffnen.

Noch blässer und angegriffener als gestern abend trat Jürgen ein.

„Ach! Ihr seid schon angekleidet, gnädiger Herr?“ rief er befriedigt; „das ist gut, denn es ist keine Minute zu verlieren! Donna Maria läßt sofort um Euren Besuch bitten.“

Chutbert erbebte und eine helle Glut färbte sein edelschönes Antlitz. Da war er ja endlich, der so heiß ersehnte Augenblick. Barg er Glück oder Unglück in seinem Schoße?

Mit gehaltener Würde, welche die zitternde, mit Angst gemischte Freude, die sein Herz erfüllte, nicht ahnen ließ, erwiderte er, sein Barett ergreifend: „Ich stehe zu der Dame Befehl bereit.“

Jürgen verneigte sich mit einer Grandezza, welche den gut geschulten Diener eines hohen Hauses mehr als je verriet und schritt voran.

Draußen ergriff er eine Laterne, welche er auf den Boden gestellt hatte und schloß, indem er den Freiherrn an sich vorüber gehen ließ, hinter ihm die Thür. Nun bemerkte dieser staunend, daß sich dicht neben seiner Thür im rechten Winkel, in dem Gange, eine andere schmale, jetzt bereits offenstehende Thür befand, die sich, wie die seine, nach dem Gange zu, in den sie führte, öffnete.

Der Umstand, daß die Thür in seinem Zimmer, sobald sie geöffnet ward, sich gegen die innere Wand des Ganges legte, und die Stelle jener anderen Thür vollständig bedeckte, hatte verhindert, daß sie bei seiner eigenen Untersuchung des Ganges, sowie bei der späteren durch Meister Hildebrandt, wahrgenommen worden war. Das Durchklopfen der Wände war seiner eigenen Ansicht nach, weil er den vermuteten Eingang viel weiter nach dem Ende des Ganges hin befindlich geglaubt, auch erst in einiger Entfernung von seinem Zimmer begonnen worden.

Er war eben der bestimmten Meinung gewesen, daß er zu jenem Raume unter dem Gange führen müsse, von wo aus er und Robert die Geistermusik gehört hatten.

Darin irrte er jedoch. Die Thür führte keineswegs zu einem abwärts führenden Gange oder einer Treppe, sondern der Gang, den sie verschloß, der fast noch schmäler als der andere, lief ganz ebenso zwischen zwei Mauern hin, und führte direkt in das Freskenzimmer mit dem Kamine.

Um jene Fresken waren barock genug Rahmen gemalt, wahrscheinlich ausdrücklich zu dem Zwecke, den Anschluß der vorzüglich in ihren Rahmen passenden geheimen Thür zu verbergen.

Es war das Bild von Simson und Delila, durch welches Chutbert, von Jürgen geführt, das Zimmer der weißen Frau betrat. Das Bild schloß sich geräuschlos von selbst wieder in seinen Rahmen ein, und der Freiherr stand erbebend vor der weißen Frau. (Fortsetzung folgt.)





Das Germanische Museum in Nürnberg.

Von Dr. **Julian Marcuse.**

(Nachdruck verboten.)

In Nürnberg, der alten Reichsstadt, konnte in diesem Jahre ein Fest gefeiert werden, das einer nationalen Schöpfung so ureigenster Art galt, wie keine zweite wohl im deutschen Vaterlande zu finden ist, der fünfzigste Geburtstag des Germanischen Museums. Kein loser Zufall fügt es, daß dieses Schmuckkästchen in der Umfriedung der alten Noris steht, dem Städtebild längst vergangener Zeiten! In dieser engen Gasse und aus diesem verwitterten Hause tönte einst Hans Sachsens Lied, und nicht fern davon in seinem alten, übereinander geschobenen Eckhause lebte Albrecht Dürer selbst, kurzum überall weht uns der heilige Schauer der Geschichte an bis zur altehrwürdigen Burg, die in ihren Mauern die glänzendsten Träger der deutschen Kaiserkrone sah. Enge, winklige Straßen, mit einer Fülle von Romantik ausgestattet, durchziehen noch heute die Stadt, kostbare Säulen und Brunnen aus alter Zeit bannen den Schritt, Mauer und Graben umschließen sie. Wahrlich, zu dieser Umgebung fehlen die einstens so stolz einherziehenden Ratsherren, mit Halskrause und Barett geschmückt, es fehlen die lustigen Gesellen in hellem Wams, die züchtigen Frauengestalten in altdeutschem Gewande. So steht das alte Nürnberg noch immer vor unseren Augen, indes Nürnberger

Lebkuchen und Nürnberger Spielzeug von neuem den Ruhm der Stadt in alle Winde getragen haben.

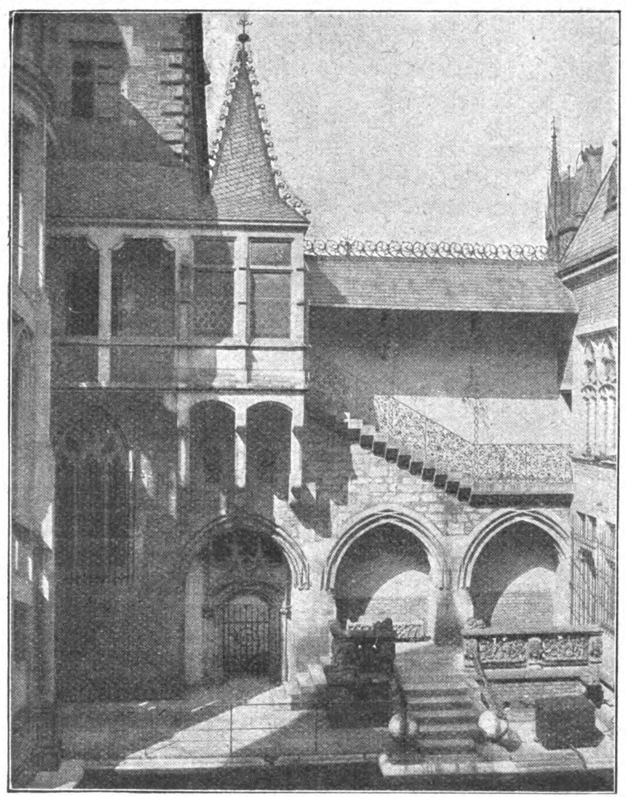
In diesem Rahmen nun ist aus kleinen Anfängen eine Schöpfung erstanden, die in ihrem eigenartigen Gepräge und



Hof der Karthause mit der Klosterkirche und dem Ziehbrunnen.

ihrer nationalen Bedeutung eins der interessantesten Bauwerke der modernen Zeit darstellt, das Germanische Museum. Ein fränkischer Edelmann, Freiherr Hans von und zu Aufseß, war es, der anfangs der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts von der Idee getragen wurde, einen nationalen

Mittelpunkt für alle Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichts- und Altertumsforschung zu begründen. Reiche Sammlungen aller Art, die er sein eigen nannte, ein glühend patriotischer Sinn waren die Hebel seines Ideenganges. Ein

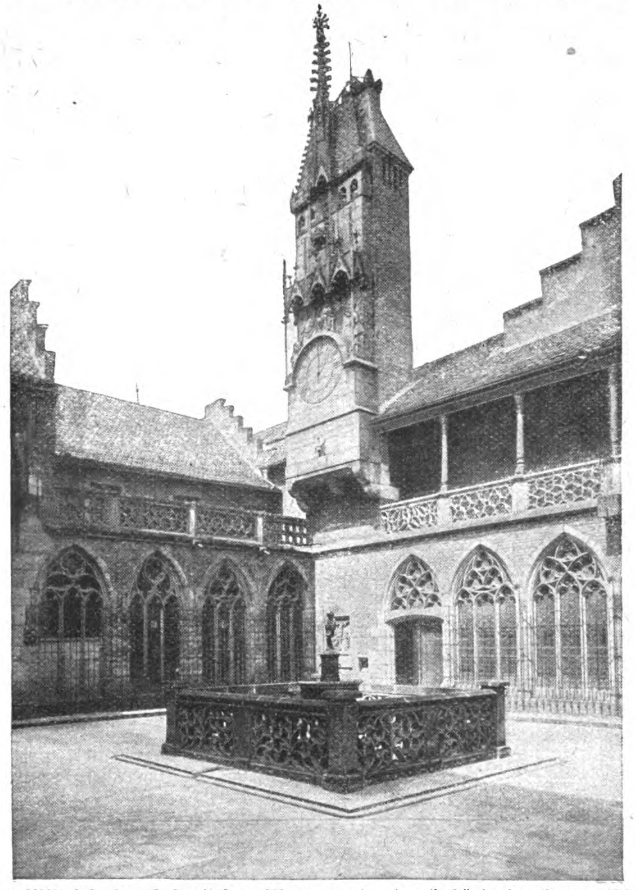


Der Wasserhof mit dem großen Treppenturm.

fürstlicher Protektor, der damalige Prinz Johann, der spätere König von Sachsen, erstand ihm, und unter dessen Aegide wurde im Jahre 1852 der Grundstein zum Germanischen Museum gelegt, das wenige Monate später, am 15. Juni, in kleinen, bescheidenen Räumen dem Publikum übergeben wurde. Die

Sammlungen, die zum größten Teil nur aus den Schätzen des Freiherrn von Aufseß bestanden, waren so wenig umfangreich, daß sie in dem Turme des sogenannten Tiergärtnerthores Raum fanden, bis durch die Munificenz König Ludwigs I. von Bayern das ehemalige Kartäuserkloster angekauft und zu einem Museum umgestaltet werden konnte. Doch die politische Zerrissenheit Deutschlands schwebte wie ein Unstern über des fränkischen Edelmannes kultureller That, und erst die Entscheidung des Krieges 1866 sollte auch über diese Schöpfung reinigend wirken. Das lose Band, welches der deutsche Bund um die Staaten geschlossen, war zerrissen, aber der deutsche Einheitsgedanke war nicht erstorben. Das Interesse an der Anstalt wuchs, und durch die 1867 erfolgte Uebernahme des Protektorats seitens des Bayernkönigs erhielt sie äußerlich ein Ansehen, das sie mehr fördern mußte, als die schwache Autorität des Bundestages. Deutschlands Fürsten, allen voran die Kaiser von Deutschland und Oesterreich, betrachteten es als eine Ehrenpflicht, dieses nationale Werk auszubauen, und so entstand ein edler Wettstreit der Regierungen und Städte, Korporationen und Verbände, ihr Scherflein zu den Sammlungen beizutragen. Unübersehbare Schätze flossen zu und legten den Grund zur Erfüllung der vornehmsten Satzung jener Gründung, die da lautet: „Das Germanische Museum, eine Nationalanstalt für alle Deutschen, hat den Zweck, die Kenntnisse der deutschen Vorzeit zu erhalten und zu mehren, namentlich die bedeutsamen Denkmale der deutschen Geschichte, Kunst und Litteratur vor der Vergessenheit zu bewahren und ihr Verständnis auf alle Weise zu fördern.“ Um diesem Zwecke gerecht zu werden, war es nötig, alle Zeichen und Zeugen der Vergangenheit zu sammeln, alle Werke der Kunst, alle Gegenstände des kulturellen Lebens früherer Zeiten zu erwerben. Was ein Mensch, und sei er auch der mächtigste, nicht vermag, das vermag die gemeinsame Arbeit vieler, die von derselben befruchtenden Idee getragen sind. Und so waren es Fürsten und historische Adelsfamilien, Städte und Korporationen, die aus dem reichen Born ihrer historischen Besitztümer das ihrige beitrugen. So stifteten die deutschen Standesherren eine kostbare Waffensammlung, die deutschen Städte Ansichten und Pläne, Porträts und Bücher, Skulpturen aller Art, die

deutschen Herrscherhäuser Urkunden und Medaillen, Münzen und Siegel, zahlreiche Patrizierfamilien Familienwappen und



Der Wittelsbacher Hof mit dem Uhrturm, eins der Gebäude des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

andere wertvolle Einzelstücke. Das deutsche Reich selbst unterstützt die Bestrebungen durch einen namhaften Zuschuß. Dank dieser universellen Förderung ist aus der kleinen, ursprünglichen

Kartause heute eine große Stadt geworden mit Mauern und Türmen, Zwinger und Gräben, Haus an Haus ist erstanden, jedes Jahrzehnt hat wenigstens einen Anbau erstehen helfen, und sie alle bewahren den Charakter und Stil ihrer Zeit, sie alle schmiegen sich eng an Nürnbergs ehrwürdige Bauart an. In weit über hundert Räumen sind die Sammlungen untergebracht, die das umfassendste Bild der kulturellen Entwickelung des germanischen Volksstammes darstellen. Mit den Pfahlbaubewohnern beginnend und die Anfänge der ersten Kultur vor Augen führend, durchstreifen wir bei einem Rundgang alle Perioden des Völkerlebens. Wir erblicken die Fundstücke der Bronzezeit, wir gehen über zu den Denkmälern der römischen Kultur und zu den unter dem Einfluß der römischen Herrschaft stehenden ersten Jahrhunderten des Germanentums, die schon reiche Goldschmied- und Filigranarbeiten aufweisen. Das zweite Jahrtausend mit seiner christlich-abendländischen Kultur führt uns die Grabsteine der großen Männer und hervorragenden Geschlechter jener Zeit, die auf Deutschlands Geschicke Einfluß hatten, vor Augen und weiterhin Skulpturdenkmäler, wie Domthüren, kostbar geschnitzte Altarbilder und Taufbecken, bronzene Kruzifixe und Figuren. Die herrlichen Skulpturen des vierzehnten Jahrhunderts folgen; als eine der hervorragendsten sei die heilige Maria genannt, zahlreiche Grabdenkmäler und Kapellen. Das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert läßt uns den Glanz des Rittertums erkennen: Turnierwaffen und Rüstungen von edelster Arbeit, Silber- und Goldgeschirre. Und nun in überschwenglicher Fülle die Sammlungen zur Geschichte des häuslichen Lebens im Mittelalter, zunächst das Haus selbst mit seinen festen, konstruktiven und dekorativen Teilen: Fußböden, Decken, Wandtäfelungen, Oefen, Schränken und Sesseln, Truhen und Tischen, dann die kleinen Gerätschaften in jeder Form und Art. Zierlichste Holzschnitzereien, kostbare Gewebe und Nadelarbeiten, prunkvolle Silber- und Goldarbeiten zeugen von der hohen Wertschätzung des Kunstgewerbes und der trefflichen Ausführung zur damaligen Zeit. Die Geschichte der Kostüme zeigt Trachten und Gewänder in bunter Zahl, die Wissenschaften sind durch geometrische und astronomische Apparate, durch eine reiche chemisch-pharmazeutische Sammlung, die Musik

durch die eigenartigsten Instrumente, die in Aussehen und Form wahren Ungetümen gleichen, repräsentiert. Eine Bibliothek von weit über 150000 Bänden, eine der seltensten Siegel- und Münzensammlungen, ein Kupferstichkabinett, welches das Entzücken jedes Fachkenners hervorruft, und noch vieles andere mehr, das bei einer flüchtigen Betrachtung, wie der vorliegenden, kaum gestreift werden kann, ergänzen die hier skizzierten Sammlungen. Das Germanische Museum bildet außer den aufgespeicherten Schätzen der Vergangenheit einen außerordentlich fruchtbaren Boden für wissenschaftlichen Gedankenaustausch: hat es doch die weitere, durch die Satzungen ausdrücklich niedergelegte Aufgabe, zur Verbreitung der Kenntnisse der historischen Denkmale und zur Vermittelung ihres Verständnisses wissenschaftliche und populäre Veröffentlichungen herauszugeben, welche sich über alle Teile der deutschen Geschichte, Litteratur und Kunst erstrecken. Und weiterhin soll es sich — auch dies ist niedergelegt — mit allen wissenschaftlichen und künstlerischen

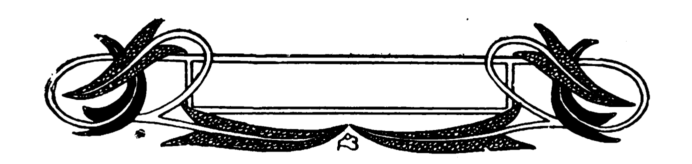


Die sogenannte „Nürnberger Madonna“,
das Hauptwerk der Nürnberger figürlichen Renaissanceskulptur,
im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Instituten und Vereinen, welche verwandte Bestrebungen verfolgen, sowie mit allen hervorragenden Gelehrten, welche sich mit der deutschen Vergangenheit beschäftigen, in Verbindung setzen, um so einen lebendigen Zusammenhang zwischen allen die Vorzeit des deutschen Volkes betreffenden Studien herzustellen.

Daß es diesen Aufgaben, die seinen Begründern vorschwebten, treu geworden, das wissen alle, welche die Entwickelung des Germanischen Museums verfolgt haben: Möge es daher als wahres Nationalmuseum des deutschen Volkes für alle Zeiten wachsen, blühen und gedeihen.





Märchen auf der Wanderung.

Vom Ursprung und Wesen der Volksmärchen.

Von Dr. **Adolf Heilborn.**

(Nachdruck verboten.)



Es war einmal!“ Mit diesen drei Worten taucht das ganze Paradies unserer Kindheit vor uns auf, dämmernde Winterabende, knisterndes Kaminfeuer, jener heimliche Zauber, der uns alle mit hinausbegleitet ins Leben. Damals freilich ließen wir es uns nicht träumen, daß hoch im Norden, in Eis und Schnee, die Eskimomutter, in den Prairien Amerikas die Indianermutter ihren Kleinen dem wesentlichen Inhalte nach dieselben Märchen erzählt, wie wir sie hören, in denen das Gute über das Böse siegt und die das Gerechtigkeitsgefühl des kleinen Erdenbürgers befriedigen.

In einer Märchensammlung des Neapolitaners Basile, die aus dem Jahre 1600 stammt, findet sich ein Märchen, das etwa folgendes erzählt: „Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Töchter: eine brave, fleißige Stieftochter, die sie aber nicht leiden mochte, und eine böse, faule rechte Tochter, die von ihr sehr verhätschelt wurde. Eines Tages ging die fleißige Stieftochter mit ihrem Korbe aus, Futter zu holen. Da rollte ihr plötzlich der Korb aus den Händen und fiel in eine tiefe Höhle. Aus Furcht vor der Stiefmutter stieg das arme Mädchen nun in die dunkle Höhle hinab. Da kam sie zu einem schimmernden Palaste, darin drei wunderschöne Feen walteten. Diesen diente

sie treulich, und als die Zeit um war und sie heimzukehren begehrte, fiel ihr, als sie durch das Thor des Schlosses schritt, zum Lohne ein goldener Stern auf die Stirn. Als das die böse Stiefschwester daheim sah, trachtete sie auch nach solchem Schmuck. So stieg sie denn gleichfalls durch die dunkle Höhle zu den Feen hinab, aber der Lohn für ihr unwirsches Wesen und ihre Faulheit war nur ein Schandmal auf der Stirn..."

Als der bekannte Germanist Wilhelm Grimm am 13. Oktober 1811 aus dem Munde Dortchen Wilds, seiner nachmaligen Gattin, im Apothekersgarten zu Kassel das schöne Märchen von der „Frau Holle" vernahm und aufzeichnete, hatte er gewiß keine Ahnung davon, daß dieses kerndeutsche Märchen schon 200 Jahre vor ihm ein Italiener zu Papier gebracht, und daß etwa ein Jahrhundert später der Franzose Charles Perrault ein ganz ähnliches Märchen mitgeteilt hatte. Nun, Dortchen Wild stammt aus einer Genfer Familie, und die Vermutung liegt so nahe, unsere „Frau Holle" sei ursprünglich ein französisches Phantasiegebilde.

Allein die moderne Märchenforschung hat uns gelehrt, daß das „Holle-Motiv" (wenn wir so sagen dürfen) fast durch die ganze Welt verbreitet ist. In einem irischen Märchen wird das brave Mädchen von der Stiefmutter in den Brunnen geworfen und kehrt mit einem Kästchen voll Schätze heim, „wie sie kein König auf Erden besitzt". In dem Kasten des faulen Mädchens dagegen finden sich nur Kröten und Schlangen. Das schottische Märchen von der Frau Holle weiß von einer Königstochter zu erzählen, die goldbehangen wieder heimkehrt, während die Stiefschwester mit Schmutz beworfen wird.

In den Denkschriften der Petersburger Akademie vom Jahre 1872 lautet das Holle-Märchen der Turkmenen östlich vom Kaspischen Meere folgendermaßen: „Eine Frau hatte einmal zwei Töchter, eine fleißige und eine faule. Eines Tages fiel dem fleißigen Mädchen der Eimer in den tiefen Brunnen. Aus Furcht, zu Hause gestraft zu werden, springt das Mädchen dem Eimer nach und kommt auf dem Grunde des Brunnens zum Frostriesen, der es in seine Dienste nimmt. Zur Belohnung für ihren treuen Fleiß schenkt ihr der Frostriese einen Eimer voll Goldstücke. Und als sie daheim ankommt, kräht der Hahn:

„Kikeriki, in dem Eimer der Fleißigen sind Goldstücke!“ Da gelüstet's auch die Faule nach dem Golde. Ihr aber giebt der Frostriese nur einen Eimer voll Eisstücke, und der Haushahn kräht: „Kikeriki, in dem Eimer der Faulen sind Eisstücke!“ Das armenische Holle-Märchen berichtet von der „alten Frau“, zu der die Stieftochter kommt, und die ihr zur Belohnung Haar und Kleid in Gold verwandelt. Die rechte Tochter aber „wird so verwandelt, daß sie wie eine Vogelscheuche aussah“. Ja, selbst in Birma und Japan ist man der „Frau Holle“ wieder begegnet, wenn auch in fremdartig anmutendem Gewande, und es sei uns gestattet, auch diese beiden Fassungen kurz zu erzählen.

„Eines Tages,“ so lautet die birmanische Fassung, „ging ein Mädchen zum Bache, um Wasser zu schöpfen. Da entglitt der hölzerne Eimer seinen Händen und wurde von der Strömung fortgeführt. Es eilte ihm nach, da kam es zu einem Wehr, das einem Riesen gehörte. Wie dieser nun fischen ging und das Mädchen erblickte, wollte er es fressen. Sie aber erzählte ihm weinend ihr Elend, so daß der Riese von Mitleid ergriffen ward und sie mit sich nach Hause nahm, wo sie ihm und der Riesin den Haushalt führen mußte. Sie war treu und fleißig, und als sie nach einiger Zeit, Heimweh fühlend, die Riesen bat, sie heimzusenden, willigten diese auch ein. Nur sollte sie vorher der Riesin noch einmal den Kopf krauen. Der war aber voller grüner Schlangen und großer Tausendfüße. Da holte das Mädchen eine Axt und erschlug die Ungetüme. Erfreut führte die Riesin das Mädchen in ein Gemach, darin zwei Körbe standen, und forderte es auf, einen davon zu wählen. Es nahm den unscheinbaren, alten Korb, und siehe da, als es daheim anlangte, war er bis zum Rande gefüllt mit köstlichen Edelsteinen und Gold. Das Glück des Mädchens erregte Staunen und Neid, und ein junger Mann, der davon erfuhr, machte sich auf den Weg, sein Heil bei den Riesen gleichfalls zu versuchen. Es ging ihm zunächst alles nach Wunsch. Aber er ist zu den beiden unfreundlich und widerspenstig, und als sie ihn von dannen schicken, wählt er den neuen, größeren Korb. Als er aber damit nach Hause kam, waren lauter Menschenschädel darin.“

Noch verschleierter, aber trotzdem unverkennbar ist das „Holle-Motiv“ in dem erwähnten japanischen Märchen, das in jenen kleinen, auch bei uns bekannten, reich illustrierten Büchern steht, die die Eltern den Kindern zur Unterhaltung und Belehrung in die Hand geben.

„Ein alter Mann,“ so erzählt es, „besaß einen Sperling, den er sehr liebte. Als er eines Tages nach Hause kam, war der Sperling fort. Die Frau hatte ihm die Zunge ausgeschnitten und ihn aus dem Hause gejagt, weil der Vogel ihr das Reismehl aufgefressen hatte. Da war der Mann sehr betrübt und machte sich auf den Weg, seinen Sperling zu suchen. Endlich fand er ihn, und der Sperling führte ihn in seine Familie ein, wo er sehr gut aufgenommen wurde. Er blieb eine Weile da, und als er heimkehren will, fordert ihn der Sperling auf, von zwei Körben einen mitzunehmen. Der Mann, der alt und schwach war, wählte den leichteren; aber als er zu Hause ankam, war der Korb voll Gold und Edelsteine. Als die habgierige Frau das sah, ging sie ebenfalls zur Sperlingsfamilie. Als sie endlich anlangte, bat sie den Sperling gleich um ein Geschenk. Da führte sie der gastfreundliche Sperling zu den beiden Körben. Sie aber wählte den größeren. Keuchend kam sie daheim wieder an. Doch als sie den Korb öffnete, sprangen lauter böse Kobolde heraus, die sie arg zurichteten.“

Entkleiden wir alle diese Holle-Märchenvarianten ihres jeweilig verschiedenartigen Aufputzes, so bleibt uns als nacktes Motiv, gewissermaßen als ethischer Grundgehalt, die Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen durch ein zauberhaftes Wesen. Dieses Motiv ist aber bei all den verschiedenen Völkern das gleiche. Haben nun diese verschiedenen Völker dies Motiv eines vom andern entlehnt, oder sind sie unabhängig voneinander darauf gekommen? Das ist die Frage, die uns im folgenden beschäftigen soll, und die zu beantworten die moderne Märchenforschung seit langem bemüht ist.

Zunächst sei betont, daß, was von der Verbreitung des Holle-Motivs gilt, auch für eine große Anzahl anderer Märchentypen zutreffend ist. Hat doch die Engländerin Miß M. Cox allein 345 Varianten des Aschenbrödel-Märchens aus aller

Herren Länder zusammengestellt! Nun, für die merkwürdige Thatsache, daß die alte hessische Bauersfrau den Brüdern Grimm die gleichen Märchen erzählte, die der Kaffer im Kraal, der Eskimo in der Schneehütte, der Indianer am Zeltfeuer seinen Kindern noch heut erzählt, war jene Beobachtung von größter Tragweite, daß die schier unerschöpfliche Fülle der Volksmärchen sich doch auf wenige Typen zurückführen läßt, die immer, wenn auch in mancherlei Verkleidung, wiederkehren, und die meist nur in verschiedenartiger Weise miteinander verschmolzen sind, so daß sich schließlich Tausende von Varianten ergeben. Solcher Urtypen kennt man etwa hundert.

Der berühmte Sanskritforscher Benfey war es nun, der als erster nachwies, daß die Mehrzahl der Urtypen unserer heutigen Märchen uraltindischen Ursprungs ist. In dem ältesten indischen Geschichtenbuch finden sich bereits fünfhundert derartige Märchen und Sagen. Da aber die Indier damals schon ein hochentwickeltes Kulturvolk waren, nimmt Benfey an, daß sie auch die eigentlichen Schöpfer der Märchen sind und daß mit ihrer Kultur auch die Märchen zu den übrigen Völkern des Morgen- und Abendlandes kamen. Die indischen Märchensammlungen wurden später ins Syrische, Arabische und andere orientalische Sprachen übersetzt. Aus ihnen haben u. a. das arabische „Tausend und eine Nacht", das persische „Papageienbuch" u. s. f. geschöpft, und die Araber waren es dann in erster Linie, die jene Märchen zu uns gebracht. Die Einfälle der Mongolen und die Kreuzzüge trugen desgleichen zur Verbreitung der orientalischen Märchen wesentlich bei.

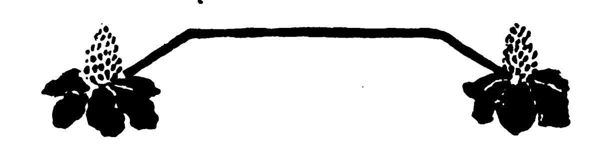
Allein die geistreiche Hypothese Benfeys vermag gleichwohl das Rätsel des Ursprungs unserer Märchen nicht völlig zu lösen. Mag auch seine Annahme für alle jene Märchentypen, denen ein indogermanischer Mythus (wie etwa im Dornröschen und Sneewittchen) zu Grunde liegt, unbedingte Gültigkeit haben, so dürfte sie doch für jene zahlreichen Märchen, die ein ethischer Grundgedanke gebar (wie die „Frau Holle"), nicht zutreffend sein. Dafür spricht u. a. auch der Umstand, daß die alten Aegypter, die gewißlich zu der späteren indischen Kultur keinerlei Beziehungen hatten, bereits gleichfalls ganz ähnliche Märchen erzählten.

So hat uns z. B. Georg Ebers aus dem hieratischen Papyrus „Harris 500" ein „Märchen vom verwunschenen Prinzen" erzählt, das eine überraschende Aehnlichkeit mit unserm Märchen vom gläsernen Berg verrät. In der Abhandlung zu diesem merkwürdigen Papyrus, der aus dem letzten Jahrtausend vor Christo stammt, betont Ebers nun mit vollem Recht, daß die eben erwähnte Aehnlichkeit „auf keine Entlehnung, sondern auf die Aehnlichkeit des menschlichen Denkens in allen Zeiten und Breiten zurückzuführen" sei. Und die gleiche Art des Märchenerzählens aller Völker, die wörtlichen Wiederholungen der Reden im Märchen charakterisierend, fügt er hinzu: „Unterzieht man die poetischen Leistungen der Völker einem Vergleich, so will es erscheinen, als wäre auch der (naive) episch erzählende Mensch, so verschiedene Flügel auch seinem Geiste gewachsen sein mögen, gewissen ihm angeborenen Gesetzen unterworfen."

Diese Eberssche Hypothese, daß die Märchenähnlichkeit auf die Aehnlichkeit des Denkens zurückzuführen sei, hat viel Bestechendes für sich. Auch eine ganze Reihe englischer Märchenforscher neigt ihr zu, so namentlich Andrew Lang, der die Gleichartigkeit der Märchen im Osten und Westen aus der Gleichartigkeit der primitiven geistigen Veranlagung aller Menschen erklärt.

Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Wie wir schon betonten, sind jedenfalls alle die Märchen, die auf nationale Stammmythen zurückgehen, über den Erdkreis mit der Kultur gewandert — und es ist eine feinsinnige Bemerkung Reuleaux', wenn er an die innige Verwandtschaft des deutschen „Wandern" und „Wandeln" erinnert — alle diejenigen Märchen aber, deren Gehalt vorwiegend ethisch ist, autochthon, dem gleichartigen Denken der einzelnen Völker entsprossen.





Weiße Haare.

Novelle von J. Ottmer.

(Nachdruck verboten.)

Warum nicht, Lola?“ — „Weil ich ihn nicht liebe, Mama!“ rief das schöne Mädchen und warf den Kopf zurück, daß die braunen Locken flogen. „Ist das nicht Grund genug? Soll ich ihn nehmen, weil er jung und reich, oder weil er hübsch und vornehm ist, oder weil er mich liebt?“

„Aber Lola,“ sagte die Mutter ernst, „da zählst du selbst alle Eigenschaften auf, die Werner zum begehrenswertesten Ehemann machen, und sagst dann, du liebest ihn nicht. Warum aber liebst du ihn nicht?“

„Bedarf es dazu eines Grundes?“ fragte die Tochter leise. Dabei errötete sie tief, was der kurzsichtigen Mutter entging.

Frau Albers lehnte sich mit bekümmerter Miene in ihren Lehnstuhl zurück und sagte: „Höre, mein Kind, so geht es nicht weiter. Das ist nun der fünfte, den du ablehnst, und immer, weil du ihn nicht liebst. Es waren lauter gute Partien. Wer weiß, ob sich noch einer findet, wenn du auch Werner heimschickst. Es spricht sich leicht herum, wenn ein Mädchen Körbe austeilt, und bald wagt sich keiner mehr heran, denn sie muß doch einen Grund dazu haben, — entweder ist's Hochmut, oder man glaubt, ihr Herz sei nicht frei; ich weiß freilich, daß keins von beiden zutrifft . . . Es ist mir ein Rätsel, was dich bewegt!“

„Muß ich denn heiraten, Mama?“ fragte Lola, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Kind, Kind, was soll das heißen! Du weißt, ich bin krank, und wenn ich einmal sterbe, hast du niemand auf der Welt, der dir nahe stünde.“

Es war, als wollte das junge Mädchen etwas erwidern, doch schwieg es.

„Ueberlege es dir. Bedenke, daß sich dir schwerlich ein zweites Mal eine solche Gelegenheit zum Glück bieten wird.“

„Zum Glück, Mama?“ sagte Lola träumerisch. „Glück denk' ich mir anders. Zum Glück gehört Liebe.“

„Ach, Kind,“ erwiderte die Mutter, „zu einer glücklichen Ehe gehören Achtung, Sympathie höchstens und eine sorgenlose Existenz. Glaub' mir, die aus Leidenschaft geschlossenen Bündnisse werden selten glücklich. Der Rausch verfliegt, und dann sieht man mit nüchternen Augen die mangelhaften Verhältnisse, für die man früher im Taumel blind war oder sein wollte. Und bei Werner findest du alles, was die sichere Gewähr eines wolkenlosen Lebens giebt. Und dazu betet er dich ja an!“

„Aber ich ihn nicht!“

„Das findet sich,“ meinte Frau Albers. „Neigung erweckt Gegenneigung. Nimm ihn, Lola! Gieb mir diese Beruhigung, dich wohlgeborgen im Hafen zu wissen, geschützt vor aller Unbill des Schicksals. Dann kann ich ruhig sterben. Thu's — thu's mir zu Liebe.“

„Ich kann nicht!“ Es klang wie ein Wehruf. Schmerz und Trotz flogen über die schönen Züge des Mädchens.

Dann erhob sie sich und verließ das Zimmer.

In ihrer Stube angelangt, setzte sie sich auf das kleine Sofa, verbarg das Gesicht in die Hände und schien tief nachzusinnen. So verbrachte sie eine Weile, dann ließ sie die Hände sinken, und ihr Blick streifte durch den kleinen Raum. Ein echtes Mädchenstübchen: elegant und traulich, mit hundert unnützen Dingen geschmückt: Vasen und Schälchen, Ballerinnerungen und Blumen und einer Anzahl von Photographien. An einer derselben blieb ihr Auge hängen. Sie stand auf, nahm den Rahmen in die Hand und sah das Bild unverwandt an. Es war ein schöner, ausdrucksvoller Männerkopf, nicht in der

ersten Blüte der Jugend, vierzig vielleicht — ein frisches, kraftvolles Gesicht.

„Du weißt, daß ich nicht kann," murmelte sie. „Franz —".

Es pochte an ihre Thür. Blitzschnell stellte sie das Bild weg und wendete sich um. Auf ihr „Herein" trat ihr der entgegen, mit dem sie eben geheime Zwiesprache gepflogen hatte. Ein Leuchten ging durch ihre Augen, eine Glutwelle über ihr Gesicht; lächelnd trat sie ihm entgegen.

„Du, Onkel Franz?"

Doch auf seiner Stirn lag eine dunkle Wolke, und seine Stimme hatte einen ungewohnt rauhen Klang, als er sagte:

„Deine Mutter schickt mich. Ich soll dir Vernunft predigen."

Sie war blaß geworden bis in die Lippen, und alles Licht erlosch in ihren Augen. Er setzte sich, sie blieb gesenkten Hauptes vor ihm stehen, wie ein Kind, das Schelte erwartet.

Eine lange Pause trat ein. Endlich fragte er mühsam:

„Warum giebst du Werner einen Korb?"

„Ich habe es Mama ja gesagt: weil ich ihn nicht liebe," antwortete sie leise.

„Lola, sprich die Wahrheit zu mir, wie du es immer gethan hast. Ich glaube nicht, daß dies dein einziger Grund ist. Du bist umschwärmt und umworben wie selten ein Mädchen, und so oft ein Freier kommt, weisest du ihn ab — das ist nicht natürlich. Sag' mir, warum du das thust." Die tiefe, weiche Männerstimme zitterte vor innerer Bewegung.

Sie wich seiner Frage aus.

„Soll ich einen nehmen, den ich nicht liebe?"

„Warum aber liebst du ihn nicht?" fragte Franz. „Er ist schön, reich und vornehm — und jung," fügte er hinzu; es klang wie ein Seufzer. „Wie muß denn der sein, den du lieben könntest?"

Sekundenlang schlug sie die Augen zu ihm empor, dann senkte sie wieder die Lider.

Abermals stockte das Gespräch; dann sagte sie kaum hörbar: „Ich werde überhaupt nicht heiraten."

Sein Blick umschloß liebevoll ihre zarte Gestalt, dann rief er:

„Du nicht heiraten! Das ist ja unmöglich! Und warum nicht, warum nicht?"

Sie gab keine Antwort.

„Onkel Franz," fragte sie plötzlich, „warum heiratest denn du nicht?"

Schier fassungslos starrte er sie an.

„Ich — warum ich nicht?"

„Ja, Onkel Franz, du?"

Er schien sich zu besinnen. Doch sagte er dann nur:

„Von mir ist ja nicht die Rede! was kann dich das kümmern."

„Nein," drängte sie, „sag', warum du nicht."

„Laß doch!" wehrte er.

Doch sie ließ nicht ab.

„Wenn du es denn durchaus wissen willst," murmelte er endlich und sah dabei starr an ihr vorbei. „Die einzige, die ich je geliebt habe, ist mir unerreichbar."

„Ist sie verheiratet?"

„Nein!"

„Was denn?"

„Sie ist jung und schön und ich — bin ein älterer Mann, Lola."

„Du, Onkel Franz! Und du liebst sie?"

„Unsagbar!" flüsterte er vor sich hin, als spräche er zu sich selbst.

„Und weiß sie es?" fragte das Mädchen.

„Wie sollte sie anders!" erwiderte er.

Ein lange Pause trat ein. In sich selbst versunken, stand sie von ihm abgewendet, das schöne Gesicht wie versteint in Schmerz. Von ihr ungesehen, ruhte sein Blick auf ihr in namenloser Zärtlichkeit, in versengender Glut.

Endlich erhob er sich.

„Ueberlege dir's, Lola, und denke daran, daß es deiner Mutter sehnlichster Wunsch ist."

* *
*

Als Onkel Franz gegangen war, brach ein Sturm der Leidenschaft über Lola herein. Sie sank in die Kniee und

preßte ihr glühendes Gesicht in die Kissen des Sofas. Ihr war's, als läge die Welt in Trümmern. Ins tiefste Herz hatte sie es getroffen, daß Franz liebte, eine liebte, die ihn verschmähte. Es war ihr unfaßbar, wie ein Mädchen ihn verschmähen konnte; ihr war er der Inbegriff alles Guten und Edlen. Zum ersten Male legte sie sich die Frage vor, ob sie denn gehofft habe, daß er sie zu seinem Weibe machen würde, sie, die sich so klein fühlte neben ihm, die zu ihm aufblickte in grenzenloser Verehrung. Sie wußte es nicht, sie wußte nur, daß er, seitdem sie denken konnte, der Stern ihres Lebens gewesen war, der Herr über all ihr Denken und Fühlen, der Abgott ihrer jungen Seele. Sie kannte keinen Willen als den seinen und kein Glück als seinen Beifall. Sie hatte nichts geträumt als ihn und nichts ersehnt als seine Nähe — sie fühlte sich als sein Geschöpf, und nun warf er sie achtlos von sich! Mit einem Schlage vernichtete er ihren Traum von Glück. Daß er wußte, wie glühend sie ihn liebe, daran zweifelte sie keinen Augenblick; wie hätte es ihm auch verborgen geblieben sein können! Er aber liebte eine andere, die würde er heimführen, denn wer könnte ihm auf die Dauer widerstehen! Was lag nun daran, was aus ihr würde! Nun konnte sie den Wunsch ihrer Mutter erfüllen und Karl Werner heiraten. Franz hatte ihr doch selbst dazu geraten. Er verstand ja nicht, wie man seine eigenen Wünsche und Hoffnungen nicht denen anderer unterordnen konnte, er lebte und mühte sich ja nur für andere und hatte zuerst ihrem Vater, dann ihrer Mutter und ihr seine Neigungen und seine Bequemlichkeit geopfert — nicht aus Schwäche, sondern aus jeglichem Mangel an Egoismus, aus geläutertster Güte. Sie, seine getreue Schülerin, mußte nun auch das Opfer bringen und mit Werner fortziehen. Ein Schauer durchrieselte sie. Fort! Franz nicht einmal mehr sehen? So weit ihr Erinnern reichte, war er ihr stets zur Seite gewesen, der beste, der treuste Freund, und nun sollte alles, alles aus sein? —

Als ihr Vater starb, war sie ein zehnjähriges Kind; damals trat Franz in ihr Leben ein als dessen Mittelpunkt. Er war der Compagnon ihres Vaters gewesen, nun wurde er ihr Vormund. Und was für ein Vormund! Wie er ihr und ihrer

Mutter Vermögen in rastloser Arbeit zu mehren suchte, so beschäftigte er sich unermüdlich mit der Erziehung der kleinen Lola. Täglich kam er, beaufsichtigte ihren Unterricht und kümmerte sich um das Kleinste, was sie betraf. Der schöne, dreißigjährige Mann widmete dem fremden Kinde einen großen Teil seiner Muße und lenkte und leitete es in allem. In seiner Hand war das unbändige Ding weich wie Wachs. Wenn die Mutter und die alte, treue Marie nicht mit ihr auskommen konnten, nicht mit Bitten und nicht mit Drohungen, bedurfte es nur eines mahnenden Wortes von „Onkel" Franz, wie sie ihn nannte, obgleich keinerlei verwandtschaftliche Bande sie verknüpften, und ihr Trotz war gebrochen. Einer von ihm diktierten Strafe beugte sie sich ohne Widerrede und küßte wohl noch die Hand, die sie eben gezüchtigt hatte.

Auch die Jahre änderten nicht viel an ihrem Verhältnis. Mit der Zeit lernte sie teilnehmen an seinen geistigen Interessen. Obwohl er Kaufmann war, hatte er sich doch eine vielseitige Bildung erworben und betrieb mit besonderer Vorliebe botanische Studien. Dies hätte eigentlich sein Beruf werden sollen, doch entsagte er auf Wunsch seines Vaters seiner Neigung und pflegte sie nur als Liebhaberei weiter. In diesem Fache unterrichtete er Lola selbst; auch sonst las er mit ihr und überwachte ihre Lektüre noch auf das Genaueste, nachdem sie längst der Schule entwachsen war. Sie hatte grenzenloses Vertrauen zu ihm, alle ihre Gedanken breitete sie vor ihm aus, sodaß er meinte, auf den Grund ihrer Seele sehen zu können. Sie hingegen wußte nicht viel von seinem Leben, wenn er ihr fern war. Nur selten traf sie ihn außerhalb ihres Hauses, denn während sie in den Patrizierfamilien der Stadt verkehrte, suchte er mit Vorliebe Gelehrtenkreise auf. Und da er zu den Menschen gehörte, die nur ungern von sich selbst reden, so kannte sie seine Beziehungen und Freundschaften kaum. Sprachen andere von ihm, so geschah es immer in den Ausdrücken der größten Hochachtung vor seinem Edelsinn, seiner stillen Wohlthätigkeit, seiner ritterlichen Großmut. Jedes solche Wort war ein Geschenk für sie, mit dem sie das Idol auf dem Altar ihres Herzens schmückte.

So war es geblieben bisher.

Wohl warf sie sich ihm nicht mehr stürmisch an den Hals

und küßte ihm nicht mehr die Hände, aber jeder seiner Wünsche war für die erwachsene junge Dame ebenso ein Gebot wie einst für das wilde Kind.

Und nun sollte alles aus sein — sie würde mit Werner nach der großen deutschen Metropole ziehen, und Franz würde seine Liebe heiraten. Wer sie sein könnte, darüber dachte sie nicht nach; sie würde es ja nicht erraten können, da sie seine Beziehungen nicht kannte.

„Aus und vorbei!“ stöhnte Lola in ihrem einsamen Mädchenstübchen. „Leb' wohl, Franz!“

* * *

Das Hochzeitsdiner war beendet. In zwanglosen Gruppen standen die Gäste zusammen, die Kaffeetassen in der Hand, und plauderten. Mitten unter ihnen die junge Braut und der Bräutigam, der vor Glück und Seligkeit nicht wußte, was er sprach, und wie viel er sprach. Lola sah wunderschön aus unter der Myrtenkrone, von der der Schleier bis über die lange Schleppe wallte. Etwas blaß zwar, aber wunderschön, darüber waren alle einig. Sie schien jemand zu suchen. Ihr Auge glitt von einer Gruppe zur andern. Nun bewegte sie sich langsam der Thür zu und durchschritt dann die Räume bis zum letzten, ihrem Mädchenstübchen, in dem heute die Geschenke aufgestellt waren. Dort fand sie Franz. Er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster und starrte in die Lichter der kleinen Krone. Als sie eintrat, richtete er sich mit einem Ruck empor. Sie trat dicht an ihn hinan.

„Franz,“ sagte sie — zum ersten Male nannte sie ihn nicht Onkel —, „ich wollte dir noch Lebewohl sagen und dir danken, dir tausendmal danken, Franz, für alles, was du mir warst, für deine Güte, Treue und Geduld — für alles, alles.“ Ihre Stimme zitterte. Stockend fügte sie hinzu: „Und wünschen wollt' ich dir, daß sie noch dein werde, die du liebst, und dich so beglücke, wie du es verdienst.“

Er war sehr blaß geworden.

Nun nahm er ihr Gesicht in beide Hände, wie er es so oft gethan, da sie noch ein Kind war, und küßte sie auf Stirn und Augen innig und lange.

„Gott segne dich, geliebtes Kind!“ war alles, was er hervorbrachte.

Plötzlich beugte sie sich hinab und zog seine Hand an ihre Lippen; heiß fielen ihre Thränen darauf, dann war sie verschwunden.

* * *

Wir Menschen wissen alle nicht, was Glück ist, und was zum Glücke führt. Wir langen und haschen nach der goldenen Frucht, und führen wir sie an den Mund, so hat ein Wurm ihr Inneres zerfressen. Wir jagen der schillernden Seifenblase nach, und haben wir sie endlich erreicht, zerplatzt sie und spritzt uns ihren herben Schaum in die Augen. Frau Albers sollte dies schmerzlich erfahren. Ihre Tochter wurde in der Ehe, die sie so heiß für sie erwünscht hatte, namenlos elend.

Anfangs freilich glaubte die Mutter, für ihr Kind das Beste erreicht zu haben, Lola lebte in den glänzendsten Verhältnissen, im vollen Treiben üppiger Geselligkeit, ihr Mann betete sie an, und die Welt huldigte ihr. Wie ihr selbst dabei zu Mute war, davon sprach sie nie. Sie that alles, was ihr Gatte wünschte und führte ohne Widerrede das Leben, das ihm behagte, nur seine glühende Liebe erwiderte sie nicht; eine liebenswürdige Gattin war sie ihm, doch keine zärtliche. Innerlich litt sie an unsäglichem Heimweh. Im Wachen und im Schlafe stieg die Vaterstadt mit ihren gegen den Himmel ragenden Türmen, umgeben von einem Kranze bewaldeter Berge, vor ihr auf. Träumend saß sie oft stundenlang und dachte zurück an die Zeit, da sie durch die engen Gassen gewandelt war, und dann sah sie wieder ihr kleines Stübchen, in dem sie so fröhlich gewesen war. Franz schritt durch diese Phantasien; er und die Stadt verwoben sich untrennbar ineinander, sodaß sie selbst nicht wußte, nach wem von beiden ihr Herz sich sehnte, daß es fast brach vor unnennbarem Weh. Sie korrespondierte mit ihrer Mutter, nicht mit Franz. Wohl hatte sie ihm geschrieben, doch hatte er ihr nicht geantwortet. Sie machte ihm keinen Vorwurf daraus, aber sein Schweigen kränkte sie, und von Tag zu Tag erwartete sie die Kunde seiner Verlobung. Indes blieb es still davon.

So verging ein Jahr. Dann brach ein furchtbares Schicksal über sie herein. Ihr Mann wurde von einem unheilbaren



Leiden befallen. Auf die erste Schreckenskunde hin eilte ihre Mutter zu ihr und beschwor sie, ihn einer Heilanstalt zu übergeben. Auch die Freunde und Bekannten redeten ihr zu, es zu thun; es wäre ein unmenschliches Ansinnen, daß sie ihre Jugend an seiner Seite vertrauern sollte. Doch sie konnte sich nicht dazu entschließen. Der arme Kranke war für seine Umgebung ganz ungefährlich und hatte seine Liebe zu ihr mit in seine Umnachtung hinübergenommen. Er war nur ruhig in ihrer Nähe und hing sich an sie wie ein hilfloses Kind. Ohne Klage nahm sie ihr schweres Kreuz auf sich und trug es mit stiller Ergebung. Der Gedanke an Franz, daran, was er recht finden würde, leitete sie in all ihrem Thun. Sie zog sich ganz von der Welt zurück und lebte nur dem großen Kinde, das ihrer zu jeder Stunde bedurfte. Der gebrochene Mann und die junge Frau wohnten in dem weiten Hause mitten in der wogenden Stadt wie auf einer einsamen Insel. Nur wenn sie mit ihm ausfuhr, sah sie fremde Menschen, und mancher frühere Bekannte zog bei ihrem Anblick tiefer den Hut in Ehrerbietung vor ihrem Opfermut. Ihre Mutter hatte sie längst wieder verlassen und lebte ihrer zarten Gesundheit wegen an der Riviera, doch ließ sie nicht nach mit Drängen, Lola solle den unheilbar Kranken einer Anstalt überantworten. Da schrieb diese endlich an Franz, ihm die Entscheidung anheimgebend.

Was er litt, können keine Worte sagen. Die bittersten Vorwürfe machte er sich, daß auch er ihr zu dieser Heirat geraten hatte. In namenloser Sehnsucht streckte er oft die Arme nach ihr aus, als müsse er sie an sich reißen als sein Eigentum für alle Ewigkeit. Als aber ihr Brief kam, schwankte er keinen Augenblick. Wie er sie erzogen hatte zu strengster Pflichterfüllung, selbst mit dem Beispiel vorangehend, so schrieb er auch jetzt: „Du mußt bei ihm bleiben; dort ist dein Platz.“ Sie hatte es nicht anders erwartet und küßte seine Zeilen in demütiger Liebe.

So verstrichen drei bleierne Jahre. Endlich brachte der Tod Erlösung. Sie jubelte nicht auf, denn sie hatte den armen Kranken vor unendlichem Mitleid liebgewonnen, und die Freiheit bot ihr das Glück nicht, auf das sie nicht mehr hoffte, an das sie nicht mehr glaubte.

All die Zeit war Franz nicht bei ihr gewesen; die Mutter hatte oft wochenlang mit ihr in ihrem düstern Heim gelebt, er war nicht gekommen. Sie beklagte sich nicht darüber, aber es that ihr weh. Hatte er sie ganz vergessen und verstoßen? Er aber kam nicht, weil er den Mut nicht dazu fand, weil er fühlte, alle langbewahrte Fassung würde zusammenbrechen vor ihrem Anblick.

Auch jetzt sollten sie sich nicht gleich wiedersehen. Sie verbrachte mit der leidenden Mutter den Winter im Süden. Dort lebten sie still und zurückgezogen, doch schien Lola wunschlos zu sein. Mit Franz stand sie nun in eifrigem Briefwechsel. Er hatte ihr nach ihres Mannes Tod so treu und herzlich geschrieben wie in ihrer Mädchenzeit, wenn sie mit der Mutter auf Reisen war, daß sich, ihr selbst unbewußt, der alte Ton des Vertrauens und der Verehrung in ihre Antwort eingeschlichen hatte. Er erwiderte schnell darauf, und bald waren sie in die frühere Art und Weise zurückgefallen; er erzählte ihr von allem, was sie anregen und erheitern konnte, sie breitete ihr Thun und Denken vor ihm aus und schilderte die Jahre, die seit ihrer Entfernung verflossen waren. Aus diesen Briefen trat ihm nicht mehr das fröhliche, verwöhnte Mädchen von ehedem entgegen, sondern ein ernstes, gereiftes Weib, das das Leid nicht verbittert, nur geläutert hatte. Er meinte wieder auf den Grund ihrer Seele sehen zu können, die ihm krystallhell zu sein schien, und doch verstand er nicht, was ihr die Kraft zum Tragen, Mut und Ausdauer gegeben hatte, was sie bewahrt hatte vor jeder schlimmen Regung, daß sie rein geblieben war wie ein Kind — die namenlose Liebe zu ihm. Er lag vor dieser Seele auf den Knieen, und er sah nicht, daß sie sein Bild spiegelte in ihren Tiefen, wo es ruhte seit langer Zeit: er begriff nicht, daß er sie zu dem gemacht hatte, was sie war.

Allmählich verging der Winter.

Als der Sommer nahte, beschlossen sie und die Mutter, in die oberösterreichischen Berge zu gehen, Franz sollte sie dort besuchen.

Frau Albers und Lola wählten zu ihrem Aufenthalt einen kleinen, einfachen Ort, der an einem der großen Seen gelegen war. Das Häuschen, das sie mieteten, stand etwas erhöht an

der Landstraße, die es von der Wasserfläche trennte. Der Blick konnte frei auf den blauen Wogen ruhen und ans jenseitige Ufer schweifen, welches in nicht allzu großer Entfernung grün bewaldet emporstieg. Nach Osten aber, wo der See sich schier endlos breitete, war die Aussicht nicht frei, da eine eigensinnige Landzunge in nächster Nähe des Dorfes hervorsprang. Da noch keinerlei moderner Komfort in diesen entlegenen Winkel gedrungen war, hatten nur wenige Familien außer Albers ihre Zelte hier aufgeschlagen, und auch mit diesen kamen die beiden Frauen in keine Berührung, da sie eigene Wirtschaft und ihr still vornehmes Leben wie zu Hause führten.

Alle Gedanken Lolas waren auf Franzens Kommen gerichtet. Sie hoffte, sie wollte ja nichts, als ihn nur wiedersehen, wieder seine Hand berühren und seine Stimme hören. Doch vergingen noch viele Wochen, ohne daß er sich angemeldet hätte, und sie sagte sich, daß das Wiedersehen ihm eben nichts bedeute.

Endlich kam er.

An einem grauen Nachmittag stand sie auf dem Landungssteg und harrte des Dampfschiffes. Ihr Herz pochte, und ihr Auge schaute unablässig in die Ferne — die Vergangenheit war versunken und vergessen, sie wußte nur, daß er in wenigen Minuten da sein würde. Nun keuchte das Boot heran, legte an, daß das morsche Holz der Brücke knarrte, und Franz sprang als erster über das schmale Brett. Keines Wortes fähig, streckte sie ihm beide Hände entgegen, die er in die seinen nahm, sie immer näher an sich ziehend, als wollte er sie in die Arme pressen. Doch ließ er sie plötzlich fahren, und jetzt schritten sie nebeneinander her. Er hatte sich wenig verändert, die schlanke, kräftige Mannesgestalt machte einen frischen, gefesteten Eindruck. Sie in ihrem schwarzen Gewande, das braune Haar, das sie sonst immer in flatternden Locken getragen hatte, zu einem schlichten Knoten zusammengesteckt, sah mädchenhaft zart aus, und ihr Gesicht, das schmaler und blasser geworden war, erschien fast noch jünger als damals unter dem Brautkranz. Kein herber Zug lag auf ihm, nur wie ein Schleier wunschlose Ergebung. Wie sie so an seiner Seite dahinging, reichte sie ihm kaum bis zur Schulter, und unwillkürlich neigte er das Haupt, wenn er zu ihr sprach. Sie führte ihn ihrer Mutter zu; er

sollte für die Dauer seines Aufenthalts mit in ihrem Häuschen wohnen.

Diesem ersten Wiedersehen folgte eine Reihe schöner, sonniger Tage. Wie ein leichter Schimmer von Röte dämmerte es in Lolas Wangen auf, und in ihren Augen strahlte stille Zufriedenheit. Alles Ungestüm früherer Jahre war von ihr gewichen, eine vornehme Gelassenheit und wohlthuende Sanftmut über ihr ganzes Wesen gebreitet, nur eins quälte sie; er könne bald wieder abreisen. Denn eine eigentümliche Unruhe schien sich seiner zuweilen zu bemächtigen. Sie verbrachten viele Stunden ganz allein miteinander; wenn die Mutter noch lange schlief, zogen sie des Morgens aus. Am liebsten schritten sie nach Westen, wo die Straße vom See ab in ein schmales Thal einbog und zu einem andern, kleinern See führte. Dort nahmen sie wohl ein einfaches Frühmahl, und die Zeit verflog ihnen in heiter-ernsten Gesprächen. Manchmal verstummte er aber plötzlich und verabschiedete sich, zu Hause angelangt, von ihr, um sich den ganzen Tag nicht mehr blicken zu lassen. Er botanisiere, hieß es dann, doch nie sah sie, daß er etwas heimbrachte.

So waren sie auch eines Vormittags wieder hinübergewandert. Die Sonne hatte aber so heiß gebrannt, daß Lola davon abgespannt und ermüdet war und Franzens Vorschlag, zur Heimfahrt einen Bauernwagen zu mieten, gern annahm. Schon saß sie auf dem hohen Bänkchen, als Franz ihr einen Strauß blauer Gentianen reichte, den er eben gekauft hatte. Sie beugte sich zu ihm herab, so daß ihre Wange seine Hand streifte, und sagte im alten Kinderton: „Ich danke dir, du guter Onkel Franz!“ Da schlug ihm eine dunkle Blutwelle über das Antlitz bis an sein blondes Haar hinauf, und mit den Worten: „Fahre allein, Lola, ich komme nach,“ wendete er sich ab und schritt davon. Erst zur späten Essensstunde sah sie ihn wieder.

Ein andermal hatte er sie des Abends auf den See hinausgerudert. Der Vollmond stand am Himmel. Sie saß am Steuer und wiegte sich leicht im Takte der Wellen, daß die braunen Locken, die sie auf seinen Wunsch wieder gelöst trug, leise mittanzten. Eine träumerische Stimmung hatte sich beider bemächtigt; sie sprachen kaum ein Wort. So fuhren sie langsam hin und her. Da sagte sie wie zu sich selbst: „Wie selig, wer hier die Liebe

fände!“ Ihn durchfuhr's wie ein Schlag. Sofort trieb er den Kahn ans Ufer, geleitete sie heim und verschwand in die helle Nacht. So oft sie ihn dann auch fragte, was ihn so jählings gepackt habe, nie erhielt sie eine Antwort.

Der September war herangekommen. Die Natur der Berge glänzte wohl noch in vollster Frische, doch schon lagen des Morgens die Nebel länger im Thal, und das Alpenveilchen blühte allüberall als erster holder Bote des Herbstes. Hochsommerlich aber muteten noch die schweren Gewitter an, die sich fast an jedem Nachmittag entluden.

So war es auch heute. Draußen stürmte und tobte es. Sie hatten sich in Frau Albers' Stube versammelt. Franz las vor; Lola saß ihm gegenüber und lauschte der ach! so geliebten Stimme. Als er emporblickte, trafen sich ihre Augen. Da stand er auf und sagte, er müsse noch ins Freie. Sie folgte ihm.

„Wohin, Franz, doch nicht auf den See?“

Er beruhigte sie und eilte hinab.

Sie blickte ihm durch das Fenster nach. Trotz seines Versprechens sah sie ihn dem Ufer zuschreiten, seinen Kahn losbinden und abstoßen. Das Gewitter hatte nachgelassen, es regnete nur noch in großen Tropfen, und die Wellen hatten weiße Kämme. Lola lief hinab, um ihn zu beschwören, er solle umkehren, doch schon war er um die nächste Landenge verschwunden. Seufzend schlich sie zurück. Eine eigentümliche Beklemmung bemächtigte sich ihrer. Alle Vorstellungen der Mutter, daß Franz ein Wasser- und Wetterkundiger sei, fruchteten nichts. Bald sollte sie ernsten Grund zur Besorgnis haben.

Nachdem sich der Himmel etwas aufgeheitert hatte, brach mit unglaublicher Schnelligkeit ein neues Gewitter los. Die Plötzlichkeit und Wucht, mit denen sich Orkan, Donner und Blitz in ihnen erhebt und die Natur in gewaltsamen Aufruhr bringt, ist eine Eigentümlichkeit dieser Berge. Schäumend und brausend schlugen die weißköpfigen Wellen gegen das Ufer, der See, der zuerst dunkelviolett ausgesehen hatte, nahm eine graugrüne Färbung an, dann hüllte sich alles in einen dichten Schleier, der Himmel und Wasser zu vereinen schien. Aechzend wiegten sich die Fichten. Von Minute zu Minute zerriß ein greller Blitz die Wolkenwand, dem krachender Donner folgte, welchen das Echo verhundertfachte.

Grausig schön war es anzusehen, doch Lola sah die Schönheit nicht, Angst und Entsetzen preßte ihr das Herz zusammen, schnürte ihr die Kehle zu. Die Hände ringend, stand sie am Fenster und sah brennenden Auges in den wilden Taumel hinein. Die Mutter sprach von ihrem Diwan aus unaufhörlich auf sie ein, sie vernahm es nicht, sie hörte nur das Toben da draußen und den Schrei ihrer gequälten Seele. So verging die Zeit. Endlich hielt sie es nicht länger. Sie mußte hinaus. Mit Mühe rang sie sich bis zum Stege durch; dort fand sie ein paar Schiffer und Sommergäste versammelt; es hatte sich schon die Kunde verbreitet, daß ein Boot auf dem Wasser sei. Auf Lolas Frage, ob sie nicht ausfahren wollten, ihn zu suchen, wiesen sie stumm auf den tobenden See. Sie bot ein kleines Vermögen, wenn sie es dennoch wagten — keiner entschloß sich; was würde es auch nützen? wo sollten sie ihn suchen auf der weiten Wasserfläche, auf der man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte? Ihre Aufregung wuchs von Minute zu Minute — da schien es ihr, als habe sie Hilferufe gehört. Die anderen hatten nichts vernommen. Sinnlos vor Angst, rannte sie zum nächsten Kahn, um ihn loszumachen, doch mühte sie sich vergebens; die Wogen trieben sie zurück, und triefend vor Nässe, mit blutigen Fingern mußte sie davon abstehen. So brach der Abend herein, und mit ihm wurde es still. Pechschwarz war die Nacht, kein Stern am Himmel; die Natur, die eben noch so wild gerast hatte, lag lautlos da. Lola war zu ihrer Mutter zurückgekehrt, sie saß wieder am Fenster und starrte ins Dunkel in völliger Hoffnungslosigkeit. Die Stunden vergingen. Die alte Frau war vor Müdigkeit auf dem Diwan eingeschlafen, die Lichter waren erloschen. Lola saß regungslos.

Als der Morgen aufdämmerte, schlich sie hinunter. Draußen kein Mensch. Sie ging zum See hinab, dann die Straße entlang, die an seinem Ufer hinführte, ziellos, planlos, immer weiter und weiter — dem Sonnenaufgang entgegen, in den herrlichen Tag hinein. Golden färbten sich Firmament und See, sie sah es nicht, sie fühlte nicht, daß sie sich vorwärts bewegte, sie dachte nicht mehr, in ihr schrie es nur: „Franz, Franz!“ So wanderte sie wohl eine Stunde oder zwei. Die ersten blutigroten Strahlen der Sonne glühten ihr eben ins Gesicht, da plötzlich, bei einer

Wendung des Weges, trat er ihr entgegen. Ihre Augen öffneten sich weit, dann breitete sie die Arme aus und sank lautlos zu Boden.

Als sie erwachte, kniete Franz vor ihr. Helle Thränen liefen ihm über die Wangen, und er preßte ihre Locken an seinen Mund, dabei murmelte er immer wieder: „Weiße Haare, weiße Haare!“ Zuerst verstand sie ihn nicht, doch als sie sich aufrichtete, fiel ihr Blick auf ihre Locken, die ihr nun über die Brust wallten — da sah sie im roten Morgenlicht schneeweiße Strähne in ihr dunkles Haar sich mischen. Was das Elend vieler Jahre nicht vermocht hatte, das hatte diese eine Nacht bewirkt, in der sie an Franzens Leben verzweifelt war.

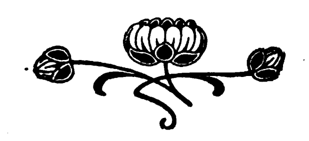
Nun war er aufgestanden und hatte auch ihr emporgeholfen. Beseligt lag sie an seiner Brust, doch er rang noch immer vergeblich nach Fassung. Endlich brachte er nur wieder die Worte hervor: „Weiße Haare — um mich, um mich!“

„Franz,“ sagte sie, „hat es erst dessen bedurft? Wußtest du nicht, daß ich dich liebe, seitdem ich denken kann?“

„Hätt' ich's gewußt, ich hätte dich nicht fortgelassen, während mir das Herz in Stücke brach. Ich gestand dir ja meine Liebe, als Antwort verlobtest du dich mit Werner, und erst deine Abschiedsworte sagten mir, daß du mich nicht verstanden hattest.“

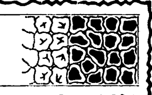
„Ich war's — die Unerreichbare — ich?“

„Wer sonst als du! Mein Kind, mein Weib!“ stammelte er, und zum ersten Male küßte er ihre Lippen.





Deutsche Dichtergrüße.



Gabe.

Betty Paoli.

Alles hinzugeben
Ist der Liebe Brauch;
Nimm denn hin mein Leben
Und mein Sterben auch!

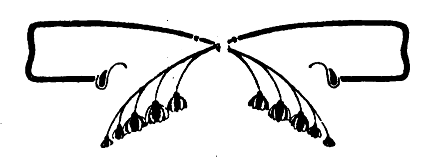
Aller meiner Lieder
Sanften Schmeichellaut,
Die ein Eden wieder
Sich aus Schutt erbaut.

Alle Lichtgedanken,
Die an Glück und Leid
Kühn sich aufwärts ranken
In die Ewigkeit.

All mein stilles Sehnen,
Innig dir vertraut,
Das in sel'gen Thränen
Auf dich niedertaut!

Nimm, daß nichts dir fehle,
Wenn die Stunde ruft,
Meine ganze Seele
Hin als Opferduft!





Wildbad Gastein.

Von Wolfgang Engel.

(Nachdruck verboten.)

Ein Weltluxusbad wie Karlsbad oder Ostende, wie Wiesbaden oder Trouville ist das Wildbad Gastein nicht. Wohl wird der Zudrang zu seinen heilkräftigen Quellen von Jahr zu Jahr stärker, und auch die Zahl der Gesunden, die vorübergehend dort Aufenthalt nehmen, um die wildromantische Schönheit der Natur zu genießen, hat in den letzten Jahren eine beträchtliche Steigerung erfahren. Aber jenes blendende, buntschillernde Leben, das die Kasinos und Wandelgänge der ausgesprochenen Luxusbäder erfüllt, jene teils wirkliche, teils gemachte Eleganz, die dort zur Entfaltung gelangt und sich äußerlich in einem durch alles Raffinement der Mode ausgezeichneten Glanz und Reichtum der Toiletten kundgiebt, jene rauschenden Vergnügungen, ohne die die Luxusbäder gar nicht mehr denkbar sind und die nicht zum wenigsten den Kitt bilden, durch den die einzelnen Kreise der Badegesellschaft einander näher geführt und zusammengehalten werden — das alles fehlt Gastein oder bewegt sich doch in so bescheidenen Grenzen, daß es nicht imstande ist, dem Kurort seinen Stempel aufzudrücken.

Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß Gastein kein vornehmes Bad ist. Eine überraschende Fülle glänzender Namen findet man dort alljährlich vereinigt. Besonders stark

vertreten ist der österreichische Adel; aber auch zahlreiche Glieder der deutschen, der italienischen und der französischen Aristokratie geben sich hier alljährlich ein Stelldichein. Schon im Jahre 1436 weilte Erzherzog Friedrich III. von Oesterreich, der nachmalige Kaiser Friedrich IV., mit einem glänzenden Gefolge in Gastein als Badegast, und nach ihm haben viele hoch- und höchstgestellte Persönlichkeiten die wunderbaren Quellen aufgesucht. Kaiser Wilhelm I. fuhr zwei volle Jahrzehnte hindurch allsommerlich nach Gastein, und die belebende Wirkung, die die Bäder daselbst auf den greisen Herrscher ausübten, hat wohl nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den Ruf der Gasteiner Quellen in alle Welt zu tragen. Ebenso begab sich Kaiser Franz Josef wiederholt dorthin, nachdem er im Jahre 1886 das Badeschloß, die Thermalquellen und das Dunstbad durch Kauf in seinen Privatbesitz gebracht hatte. Auch seine unglückliche Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth, ging gern nach Gastein, dessen pittoreske Naturscenerie ihrem schönheitsdurstigen Sinn besonders zusagen mochte.

Leopold II., der König der Belgier, ist seit Jahren ständiger Sommergast in Gastein, ebenso der regierende Fürst Heinrich XIV. Reuß j. L., Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg, Herzog Georg von Sachsen-Meinigen, der regierende Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg. Bis zu seinem Tode zählte auch Fürst Günther von Schwarzburg-Sondershausen zu den regelmäßigen Besuchern des Wildbades, und eine Unmenge von Anekdoten sind noch heute über sein Badeleben im Umlauf. „Wissen Sie,“ sagte der Fürst einmal zu einem Kurgaste, „wie ich es anfange, um mit einer fremden Dame ein Gespräch anzuknüpfen?“ — „Das ist sehr einfach, Durchlaucht lassen sich ihr vorstellen.“ — „Fehlgeschossen, mein Lieber! Ich gehe nahe, aber ohne sie zu berühren, an der Dame vorüber und frage, ob ich sie gestoßen hätte. Natürlich antwortet sie freundlich mit Nein. Nun, erwidere ich, das kann ich ja nachholen. Damit gebe ich ihr einen Stoß mit dem Ellenbogen, und die Bekanntschaft ist gemacht.“

Ich muß natürlich die Verantwortung für die Glaubwürdigkeit dieses Geschichtchens ablehnen. Aber ob wahr, ob erfunden, auf alle Fälle scheint es mir ungemein charakteristisch



Wildbad Gastein.

zu sein, nicht nur für den Fürsten Günther, sondern namentlich auch für die Ungezwungenheit des Verkehrs, die zwischen den Gasteiner Badegästen besteht. Diese Ungezwungenheit hat ihren tieferen Grund. Die weitaus große Mehrheit derjenigen, die das Wildbad aufsuchen, umschließt ein gemeinsames Band: das Band der Krankheit. Mag das Leiden bei dem einfachen Beamten, der da mühsam am Stocke sich fortbewegt, weiter vorgeschritten sein als bei dem ordengeschmückten Staatspensionär, der noch verhältnismäßig elastisch an ihm vorüberschreitet, diesen wie jenen hat der gleiche Grund nach Gastein geführt, und diese Gemeinsamkeit des Leidens veranlaßt naturgemäß eher, als es sonst der Fall zu sein pflegt, zur Aussprache, zu teilnehmenden Fragen und freundlichen Trostesworten.

Das Wildbad Gastein blickt auf eine lange Geschichte zurück. Im Jahre 680 nämlich sollen in dem damals noch ganz im Urzustande befindlichen Hochgebirge, das Herzog Theodor von Bayern dem ersten Bischof von Salzburg, dem heiligen Rupertus, geschenkt hatte und das zur Stadt Juvavia gehörte, drei Jäger von Goldegg einen Hirsch angeschossen haben, bei dessen Verfolgung sie, wie die Sage erzählt, zuerst ins Gasteiner Thal eingedrungen seien. Hier hätten sie den Hirsch gefunden, wie er an der Quelle seine Wunde badete. Es soll dies die Stelle gewesen sein, wo jetzt die Hauptquelle ihren Ausfluß hat, und der Name Wildbad mag ebenso von dem „Bade des Wildes" als von der wilden oder vielmehr wildschönen Gegend abgeleitet worden sein.

Wenn aber die Sage auch die Entdeckung der Heilquelle erst an das Ende des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verlegt, bekannt war das Gasteiner Thal bereits bedeutend früher. Denn es steht historisch fest, daß schon die Römer dort ausgedehnte Bergwerke angelegt hatten, um nach Gold und Silber zu graben. Diese von ihnen verlassenen Bauten wurden von 790 an von den Erzbischöfen wieder fortgesetzt. Aber trotz des regen Lebens, das sich nun entwickelte, beschränkte sich dieses mehr auf den Bergbau und Handel, als auf den Besuch der Heilquellen, da der Zugang bei den meist höchst gefährlichen, schmalen Wegen nur auf Saumtieren möglich war. Das Wildbad bestand damals nur aus vier oder



Wildbad Gastein: Der obere Wasserfall der Ache.

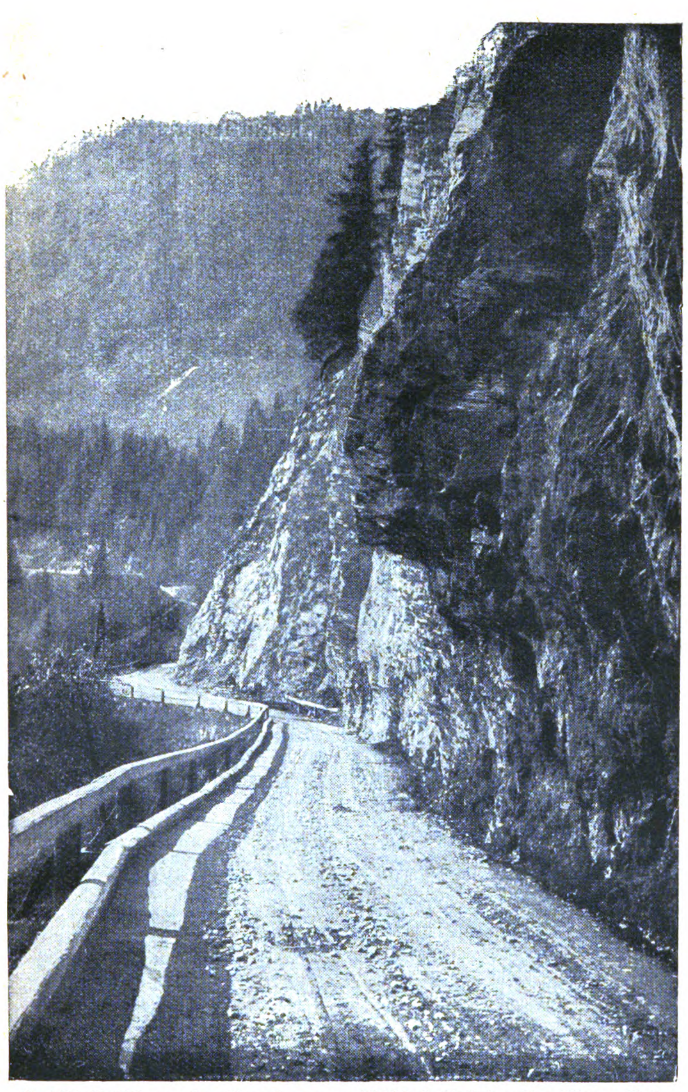
fünf elenden Hütten mit kleinen Verschlägen als Bäder, die man in jenen Zeiten nur gegen Wunden und Geschwüre brauchte.

Erst als im Jahre 1436 Erzherzog Friedrich III. mit zahlreichem Gefolge das Wildbad aufsuchte und wegen einer Schenkelwunde sieben Wochen lang dort badete, wurde die Aufmerksamkeit mehr auf dieses selbst gelenkt. Die Wege wurden verbessert, die Badeeinrichtungen erweitert, so daß einem zahlreicheren Besuche der Quelle nichts mehr entgegenstand. Und dieser Besuch ließ nicht auf sich warten. Während der Gold- und Silberbergbau, wie der Handel mit Italien und Deutschland ihre Blütezeit erreichten, wurde das Wildbad von zahlreichen Kranken aus den höchsten wie aus den niedersten Ständen aufgesucht, und immer weiter verbreitete sich der Ruf des segenspendenden Wassers. In jene Periode fällt die Gründung des Armenbadspitals durch den reichen Wechsler Strochner in Salzburg und eines Gasthofes durch einen gewissen Straubinger, dessen Nachkommen noch heute die Besitzer des „Straubinger Hotels“ sind.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aber begann eine trübe Zeit für das Wildbad. Das Thal wurde durch ein schweres Erdbeben heimgesucht, und diesem elementaren Naturereignis folgten Feuersbrünste, verheerende Ueberschwemmungen und Seuchen. Der Bergbau und der einst so lebhafte Handel schritten unaufhaltsam dem Verfall entgegen, doch auf die Entwickelung des Badeortes hatten die mannigfachen Unglücksfälle auf die Dauer keinen Einfluß. Schon im Jahre 1753 war der Fremdenstrom, der sich nach Wildbad Gastein ergoß, so gewaltig, daß man sich zur Anlage eines Filialkurortes entschließen mußte. Herrliche Kunststraßen wurden angelegt, und an die Stelle der hölzernen Hütten traten die ersten Häuser von Stein. Auch die Begründung einer eigenartigen Chronik von Bad Gastein fällt in diese Zeitperiode. Sie wird seit dem Jahre 1680 von den Kurgästen selbst geschrieben und ist niedergelegt in den noch von jenem Jahre an im Pfarrhause aufbewahrten „Ehrungsbüchern“. Diese Chronik wird bis zum heutigen Tage fortgesetzt und ist schon aus dem Grunde von hohem Interesse, weil man darin in allen Sprachen, in Poesie und Prosa, die individuellen Eindrücke der Badegäste ausgesprochen findet.

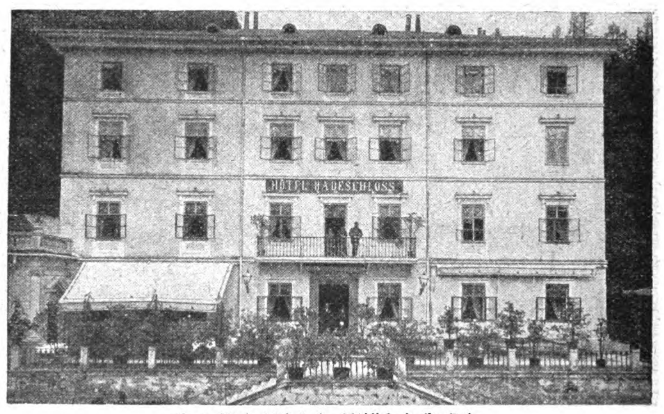
Viele dieser Inschriften preisen die wunderthätige Heilkraft





Landschaftsbild aus der Umgebung von Wildbad Gastein: Der Klamm-Paß.

der Quellen, deren man heutzutage sechzehn zählt. Von ihnen werden die Fürsten-, die Doktors-, die Kaiser-Franzens-, die Spital- und die Grabenbäckerquelle am meisten benutzt. Sämtliche Quellen scheinen einen gemeinschaftlichen Ursprung im Gestein des 2491 Meter hohen Graukogels zu haben, an dessen Fuße, 1012 Meter über dem Meeresspiegel, das Wildbad liegt. Die Quellen haben eine Temperatur von 45 bis 47° C. und geben zusammen täglich gegen 43 000 Hektoliter Wasser, das, in Form von Bädern angewendet, ungemein belebend und anregend auf

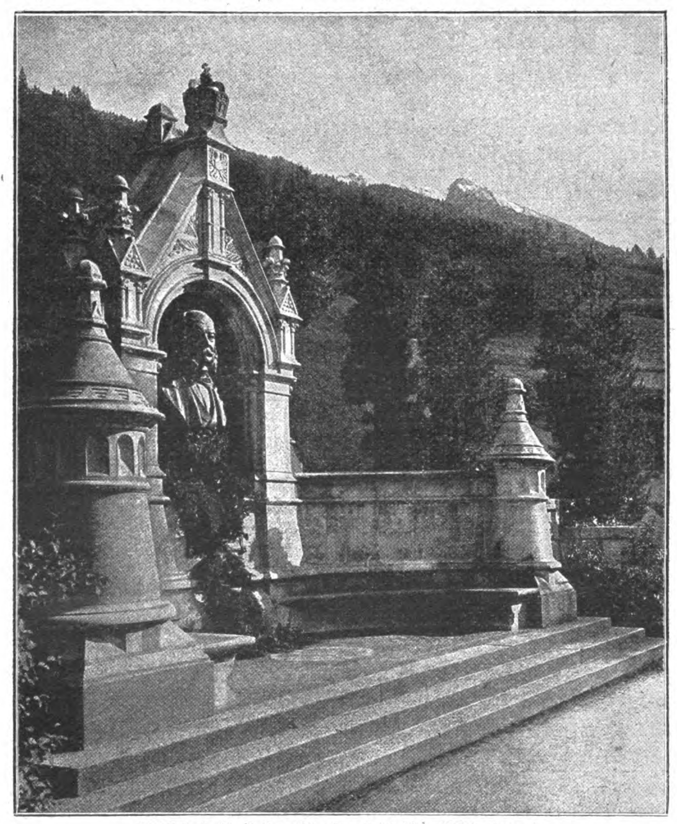


Das Badeschloß in Wildbad Gastein,
regelmäßiger Aufenthaltsort des verstorbenen Kaisers Wilhelm I.

das Nerven-, Gefäß- und Muskelsystem wirkt. Man benutzt es bei Nervenkrankheiten, bei gichtischen und rheumatischen Leiden, bei chronischen Hautkrankheiten, bei Folgen von Verwundungen und anderen Leiden.

Die Art all dieser Krankheiten bedingt es, daß in Bezug auf gesellschaftliche Zerstreuungen soviel als möglich Maß gehalten wird. Immerhin sorgt die Badeverwaltung mit anerkennenswertem Eifer für die Unterhaltung der Kurgäste. Als eine besondere Sehenswürdigkeit gilt mit Recht die elektrische Beleuchtung des großartigen Wasserfalles der Ache, die während der Saison jeden Mittwoch und Sonntag nach eingetretener Dunkelheit und bei halbwegs günstigem Wetter stattfindet.

Dieser Wasserfall bildet die vornehmlichste Schönheit des an Naturschönheiten reichen Wildbades. Aus wilden Schluchten, umsäumt von reichen Fichtenwaldungen, bricht die Ache hervor,



Wildbad Gastein: Denkmal Kaiser Wilhelms I.

um sich sofort in zwei mächtigen Fällen, deren oberer 63 Meter hoch ist, während der untere gar eine Höhe von 85 Metern erreicht, ins Thal herabzustürzen. In ununterbrochenem Tosen, Schäumen und Zischen streut der Doppelfall den Wasserstaub umher, der durch hölzerne Schutzwände von den tiefer gelegenen

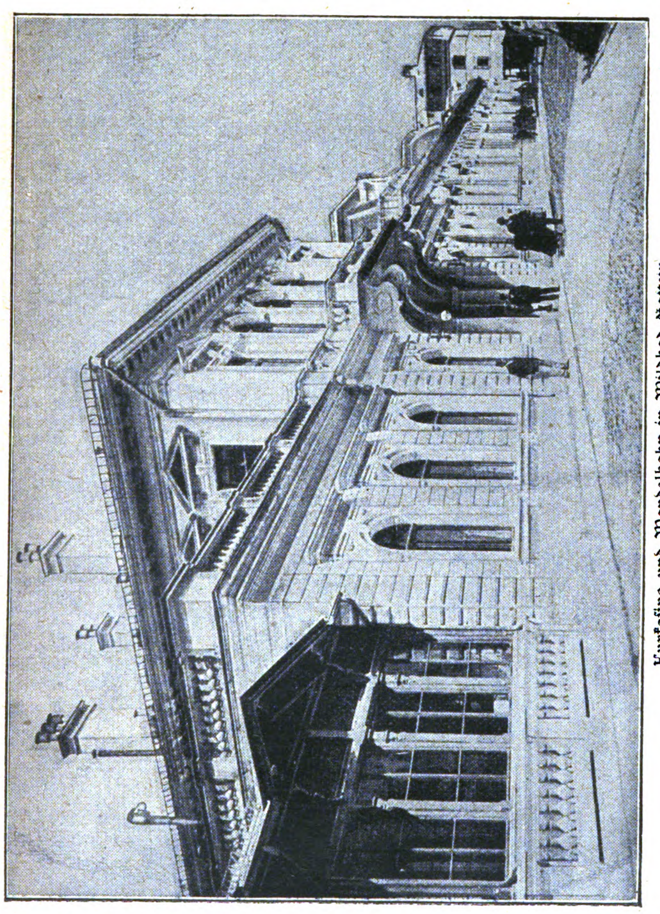
Häusern abgehalten wird. Den prächtigsten Anblick des oberen Falles gewinnt man von der Reichsstraßenbrücke, den des unteren von einer Terrasse beim Unterkrämer.

Den Hauptsammelplatz der Gasteiner Badewelt bildet der Straubingerplatz, zwischen dem Hotel Straubinger und dem dem Kaiser von Oesterreich gehörigen Badeschloß. Letzteres wurde 1794 vom Erzbischof Hieronymus von Salzburg erbaut und diente alljährlich Kaiser Wilhelm I. zum Wohnsitz. Unweit des Straubingerplatzes, auf dem die Kurkapelle zweimal täglich konzertiert, beginnt die prächtige, mit dem Denkmal Kaiser Wilhelms I. geschmückte Kaiserpromenade, die in das schöne Kötschachthal führt. Vielleicht noch lohnender aber ist ein Spaziergang auf der Poststraße nach Hof-Gastein, an der Wandelbahn, dem Kurkasino und einer Reihe von Villen vorüber, deren helle Türmchen und Giebel freundlich aus dem dunklen Nadelgrün hervorlugen und fast durchweg einen herrlichen Ausblick gewähren. Unter ihnen ist architektonisch von besonderem Reiz die dem Grafen Lehndorf gehörige Solitude, in deren Nähe sich die kleine protestantische Kirche, Eigentum des Deutschen Kaisers, befindet. Hier beginnen zur Rechten der Poststraße die Schwarzenbergschen Anlagen, die sich anderthalb Kilometer weit bis zu dem aussichtreichen König Otto-Belvedere hinziehen. Auch die Pyrkerhöhe, dem Andenken des im Jahre 1847 verstorbenen Erzbischofs Ladislaus Pyrker von Erlau gewidmet, gewährt eine prächtige Aussicht. Nicht weit davon befindet sich ein Echo, welches das Brausen der Ache trefflich wiedergiebt.

Von den weiteren Ausflügen darf man den in das zwei und eine halbe Stunde entfernte Naßfeld als eine der schönsten und lohnendsten Partien des Gasteiner Thals bezeichnen. Die kleine Ortschaft liegt in einem eine Stunde langen, von drei Bächen, die vereint die Ache bilden, durchflossenen Thal und ist rings von riesigen, vielfach vergletscherten Bergen eingeschlossen. Das Thal hat echten Hochgebirgscharakter. Von besonderem Interesse ist auf dem Wege nach Naßfeld der sogenannte „Aufzug“. Es war dies eine jäh aufsteigende, 530 Meter lange, hölzerne Schienenbahn, auf der ein fünfzehn Meter hohes Wasserrad einen Rollwagen zur Beförderung der Bergknappen und Erze in wenigen Minuten zum Knappenhaus hinaufzog.



Die unübertrefflichen Thermalquellen Gasteins mit ihrem seltenen Wasserreichtum und ihrer Heilkraft, die wundervolle

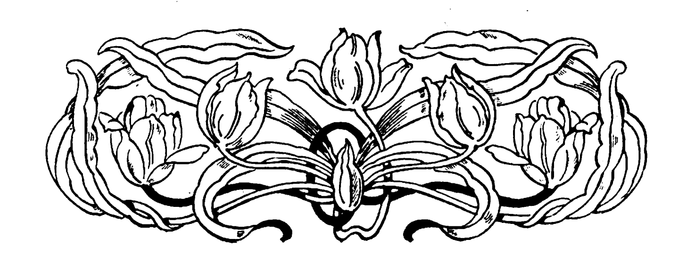


Kurkasino und Wandelbahn in Wildbad Gastein.

Lage inmitten der erhabenen Bergwelt, die Pracht der Alpenflora und der Reiz der geschichtlichen Erinnerungen bilden vereint die Anziehungsmittel, die von Jahr zu Jahr mehr Fremde

nach dem Gasteiner Thale führen. Die Besuchsziffer hat sich in den letzten sechzig Jahren verzehnfacht; im Jahre 1842 betrug sie 857, während sie im vorigen Jahre auf 8725 gestiegen war. Entsprechend diesem Anschwellen der Fremdenzahl hat sich naturgemäß auch das äußere Bild des Wildbades verändert. Modern gebaute Villen tauchen überall aus dem Grün der Tannen und Fichten hervor, reizvolle Anlagen, in denen sich Natur und Kunst geschwisterlich die Hand reichen, schmücken die bequem hergerichteten Promenaden, und die Baderäume sind mit allen Erfordernissen der neueren Hygiene ausgestattet. So reiht sich Wildbad Gastein würdig den besuchtesten Kur- und Badeorten an, unter denen es durch seine landschaftliche Schönheit und durch die Heilkraft seiner Quellen einen der ersten Plätze einnimmt. Kein Wunder, daß mancher Badegast, der alljährlich nach Gastein zu gehen genötigt ist, den Wunsch hat, dort ein eigenes Besitztum zu erweben. Durch die räumlichen Verhältnisse und die gebirgige Umgebung des Wildbades sind jedoch der vermehrten Ansiedelung natürliche Grenzen gezogen.





Der letzte Besuch.

Von **Johannes Bernhard.**

(Nachdruck verboten.)

Es war eine prachtvolle September-Nacht. Die Luft war klar, und so hell leuchteten die Strahlen des Mondes, daß man selbst die entferntesten Gegenstände so deutlich wie bei Tage sah. Als ich aus einem der Fenster meines kleinen, etwa eine Stunde von Newyork entfernten Landsitzes schaute, ergriff mich ein außerordentliches Wohlbehagen bei dem Gedanken, daß ich hier draußen, fern von dem Dunst und der Hitze der Großstadt, weilen und den herrlichen Abend in stiller, ländlicher Ruhe verleben durfte.

Ich hatte meinen beiden Kleinen gute Nacht gewünscht, und eine Stunde später hatte auch meine Frau sich zur Ruhe begeben. Die Nacht war so mild und die Landschaft so zauberhaft schön, daß ich mir einen Stuhl herausholte, eine Cigarre anzündete und mich setzte, um hier auf der Terrasse die köstliche Luft und das glitzernde Mondlicht zu genießen. Plötzlich blieben meine Gedanken bei meinem teuersten Jugendfreund Jack Wilton hängen. Als wir das Gymnasium verließen, hatten wir beide, Jack und ich, uns ewige Freundschaft geschworen. Das Schicksal hatte uns dann getrennt, und in den folgenden

Jahren sahen wir uns nur selten. Daß meine Gedanken in dieser ungewöhnlichen Stunde bei Jack weilten, kann ich mir nur dadurch erklären, daß mein Blick über die Wiesen vor mir auf eine Anhöhe fiel, auf der Jack und ich uns in früheren Jahren oft genug im Mondschein getummelt hatten.

Wir stammten beide aus demselben Orte. Später besuchten wir gemeinschaftlich das Gymnasium, und dann ging es in die weite Welt hinaus. Beide hatten wir von Hause aus Geld, doch war das Vermögen meines Freundes erheblich größer als meines. Fünf Jahre vor der Nacht, von der ich spreche, kurz vor meiner Hochzeit, ging Jack nach Europa. Er war Junggeselle und durchstreifte schon seit Jahren den ganzen Erdball. Heute war er hier, morgen dort. Gelegentlich schrieb er mir auch, und von Zeit zu Zeit hörte ich von dem einen oder anderen heimkehrenden Touristen, daß er sich in London oder Paris, in Rußland oder Stockholm aufhalte. Stets lauteten die Nachrichten gut. Jack genoß sein Leben und seine Freiheit.

Plötzlich, während ich so träumend da saß, hörte ich das scharfe Zuschlagen der Gartenthür und sah einen Mann sich durch den Garten dem Hause nähern. Indessen hatte die Gestalt etwas eigenartig Unbestimmtes, obgleich sie vom Mondlicht hell beleuchtet war. Ich muß gestehen, daß ich bei diesem blitzschnellen Auftauchen einer menschlichen Erscheinung stutzig wurde. Die Landstraße, die allein zu meinem Besitz führte, lag auf weite Entfernung klar und deutlich vor mir, und ich hatte auf ihr niemanden kommen sehen. Ich hatte das Gefühl, als habe sich die Gestalt eben aus dem Erdboden erhoben, so plötzlich war sie da. Als sie sich aber näherte, erkannte ich in ihr Jack Wilton. Ich fuhr aus meinem Sessel auf, sprang die Treppe hinab und ergriff, freudig bewegt, seine Hand.

„Hallo, Jack, alter Junge!“ rief ich, „wie merkwürdig! Soeben dachte ich noch an dich!“

„Lieber, alter Freund,“ sagte er, und seine Stimme klang so hohl, als käme sie aus dem Grabe, „es war sehr liebenswürdig von dir, daß du deine Gedanken bei mir weilen ließest.“

Jack machte einen müden Eindruck. Sein Antlitz war gespensterhaft bleich. Seine Hand war kalt und steif, ein matter,



toter Blick lag in seinen Augen, und seine Lippen zuckten nervös. Indessen achtete ich nicht so sehr darauf. Das Wiedersehen mit dem alten Freunde machte mich so glücklich, daß ich auf derartige Kleinigkeiten in diesem Augenblick kein Gewicht legte.

„Komm, alter Junge," sagte ich, „setz' dich und mach' es dir bequem. Das nenne ich eine Ueberraschung! Eben noch wähne ich dich hunderte von Meilen entfernt, und jetzt stehst du vor mir!"

Ich rückte einen Stuhl an den meinen, und Jack sank mit einem tiefen Seufzer darauf nieder, als ich sagte: „Du hast heute wohl schon einen tüchtigen Weg gemacht."

„Ja," antwortete er matt. „Ich habe seit heute morgen schon eine große Reise gemacht," und die müden, glanzlosen Augen wandten sich mir zu, während ein eigenartiges, beinahe listiges Lächeln über sein bleiches Antlitz zog.

„Du kommst von Newyork?" fragte ich.

„Viel weiter her," entgegnete er, während er seine müden Augen auf mir ruhen ließ. „Ich komme von London."

Seine sonderbare Antwort ergriff mich eigenartig, aber doch nicht so sehr, als sein ununterbrochenes fremdes Starren. Dann fiel mir ein, daß er, der Weitgereiste, mich meiner etwas kleinlichen Neugierde wegen wohl aufziehen wollte. Ich antwortete denn auch scherzend: „Das ist allerdings eine großartige Leistung, die dir so leicht kein anderer nachmachen wird."

So saßen wir etwa eine Stunde bei einander, die Kosten der Unterhaltung bestritt ich indessen fast allein. Jack beantwortete nur einige wenige Fragen, und dies geschah mit leiser, dumpfer Stimme. Ich hatte das Gefühl, als kämpfe er mit einem großen, seelischen Schmerz. Während unserer Unterhaltung sah ich James, mein Faktotum, der seitwärts an der Ecke des Hauses stand und mir zuwinkte.

„Entschuldige mich für einen Augenblick, Jack," sagte ich, „mein Verwalter scheint etwas auf dem Herzen zu haben."

Ich ging zu James hinüber und fragte ihn nach seinem Begehr.

„Entschuldigen Sie, Sir," erwiderte er, „daß ich Sie in Ihrer Unterhaltung störe. Die braune Stute hat ein Eisen verloren, weshalb ich fragen wollte, ob ich morgen mit ihr ins Dorf reiten und sie beschlagen lassen soll."

„Nein, ich werde sie morgen selbst hinüberbringen. Ich habe die Stute lange nicht geritten und muß im Dorfe auch noch einige Geschäfte besorgen.“

„Sehr wohl,“ entgegnete James und entschuldigte sich nochmals, daß er mein Gespräch mit dem Herrn oben auf der Terrasse unterbrochen habe. Dann wünschte er mir eine gute Nacht, steckte seine Pfeife wieder in den Mund und verschwand in der Richtung nach dem Stalle. Als ich wieder auf meinen Platz zurückkehrte, erschrack ich noch mehr als vorher über die auffallende Blässe in Jacks Antlitz.

„Komm' jetzt, alter Freund,“ sagte ich, „du bist abgespannt. Ich will dich auf dein Zimmer bringen. Schlaf' nur ordentlich aus, und morgen werde ich dir Gelegenheit geben, deine Lungen zu stählen und dich der frischen, kräftigen Landluft zu erfreuen. Ich wette darauf, daß du schön schlafen wirst.“

„Ja,“ erwiderte mein Freund in müdem Ton und mit einem eigenartigen Klang in der Stimme. „Ich werde schön schlafen.“

Wir betraten den Flur, und ich leuchtete ihm mit einer Lampe, die ich vom Tische nahm, die Treppe hinauf. Auf halbem Wege machte ich plötzlich Halt. Es fiel mir auf, daß ich seine Schritte nicht hörte, obgleich er unmittelbar hinter mir ging.

„Dies ist unser Fremdenzimmer,“ sagte ich, als wir oben waren. „Es ist allerdings nur ein bescheidenes Stübchen. Sind wir erst wieder in der Stadt, und du besuchst mich dann, so werden wir dir ein besseres Quartier geben.“

Als er neben mir stand, bemerkte ich, daß die Lampe, die ich in der Hand hielt, unsere beiden Schatten auf die Jalousie warf. Der meinige war voll und kräftig, während Jacks Schatten einer schwachen, unklaren Kopie glich. Es war in der That sonderbar.

„Gute Nacht, Jack,“ sagte ich zum Abschied, „und bevor du einschläfst, vergiß nicht, das Licht auszumachen. Morgen früh sehen wir uns wieder.“

Er richtete seine glanzlosen Augen auf mich, und das fremde Lächeln zog wieder über seine bleichen Züge. Als ich ihn verließ, fühlte ich eine gewisse Erleichterung. Denn der Blick hatte mich fast ängstlich gemacht. Als ich unser Schlafzimmer betrat, fand ich meine Frau noch wachend vor.

„Mit wem unterhieltest du dich auf der Terrasse?“ fragte sie. „War es einer unserer Nachbaren? Ich gab mir alle Mühe, eurer Unterhaltung zu folgen. Der Mann sprach aber so undeutlich, daß ich keines seiner Worte verstand.“

Mit einem Lächeln über ihre Neugierde antwortete ich: „Nein, es war kein Nachbar. Ich habe eine Ueberraschung für dich, Bessie. Rate, wer es war!“

Sie nannte die Namen einer Reihe meiner Freunde, die häufig aus der Stadt zum Besuch herauskamen, doch traf sie natürlich nicht den richtigen.

„Erinnerst du dich, daß ich dir öfters von meinem besten Jugendfreunde Jack Wilton erzählte?“

„Jawohl, aber er kann doch unmöglich hier sein. Du sagtest mir wenigstens, daß er in London lebe.“

„Nein, er ist nicht in London, er ist für diese Nacht unser Gast,“ antwortete ich, „und morgen wird er das unbezahlbare Glück haben, dich, mein Liebling, kennen zu lernen.“

„Wenn er hier ist, muß ich morgen früh aufstehen und nach dem Rechten sehen. Auf Hannah kann ich mich nicht verlassen. Sie ist zu unbeholfen.“

Während Bessie gleich einschlief, lag ich noch lange wach. Ein eigenartiges Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. Als ich meine Augen schloß, sah ich Jacks bleiches Antlitz und glanzlose Augen unaufhörlich vor mir. Der Morgen graute schon, als ich die Augenlider schloß, und auch dieser Schlaf war nicht erquickend; denn fortwährend träumte ich von Geistern und Gräbern.

Als ich aufwachte, fand ich, daß Bessie bereits das Schlafzimmer verlassen hatte. Ich kleidete mich schnell an und wollte mich gerade nach unten begeben, als Bessie mit einer Zeitung in der Hand eintrat.

„Das war ein recht schlechter Witz von dir, Will,“ sagte sie mit einem Ton, den ich bis dahin bei ihr noch nie gehört hatte.

„Welchen Witz meinst du?“ fragte ich verwundert.

„Du erzähltest mir doch, das Jack Wilton hier sei. Armer Mensch, hättest du von dem Unglück gewußt, daß den Aermsten betroffen hat, so hättest du nicht noch auf seine Kosten Witze gemacht.“

„Welches Unglück?“ Ich fragte ärgerlich, mit einer eigenartigen Erregung in meinem Herzen.

„Dein Freund Jack ist gestern in London von einer Droschke überfahren und so schwer verletzt worden, daß er nach einer Stunde gestorben ist.“

„Aber das ist ja Unsinn, Bessie! Jack ist hier. Er kam gestern abend an. Hast du mich nicht selbst mit ihm draußen sprechen hören?“

„Ja, aber Will! Sieh’ doch die Morgenausgabe, die James soeben von der Bahn geholt hat. Sie bringt die telegraphische Mitteilung des Unglücksfalles.“

Ich ergriff das Blatt. Richtig, sie enthielt einen telegraphischen Bericht aus London über den Unglücksfall, der dem Mr. John Wilton aus Newyork zugestoßen war. Er war überfahren worden und eine Stunde später im Krankenhaus gestorben.

„Zweifelsohne ist es eine Verwechselung,“ rief ich in meiner Erregung. „Es kann unmöglich mein Jack sein. Er schläft noch ganz ruhig oben im Fremdenzimmer.“

Bessie blickte mich aber erstaunt an und sagte:

„Ich verstehe dich nicht, Will, wie du den Scherz jetzt noch weiter treiben kannst.“

Ich wollte nicht mehr hören. In der äußersten Erregung eilte ich durch den Flur und sprang die Treppe hinauf. Auf mein Klopfen erhielt ich keine Antwort. Da, zum ersten Male in meinem Leben, packte mich das unbegreifliche Gefühl, das im Augenblick eines tödlichen Schreckens den Menschen befallen kann. Ich wollte Jack rufen, meine Stimme versagte aber ihren Dienst. Endlich hatte ich meine Besinnung wieder erlangt. Entschlossen öffnete ich die Thür und trat ein. Zu meinem größten Erstaunen sah ich nichts von meinem Freunde. Ja, sogar das Bett war unberührt.

Ich stand wie versteinert da. Hatte ich gestern abend geträumt? Sicher hatte ich es gethan. Denn von Jack war keine Spur zu finden. Und doch konnte ich nicht geträumt haben. Denn auf dem Tische stand die Lampe, die ich mit hinauf genommen hatte, mit niedergeschrobenem Docht, sodaß das Licht vorsichtig ausgemacht worden war. Wie sollte ich

dies erklären? Hatte ich mich, ohne es zu ahnen, in der Gesellschaft eines Geistes, eines Etwas befunden, dessen Dasein ich früher stets bestritten hatte?

Ich erzählte meiner Frau ausführlich, was ich am vorhergehenden Abend erlebt hatte, und sie war im höchsten Grade bestürzt.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich Jack gestern gesehen habe," erklärte ich fest. „Wir haben uns etwa eine Stunde miteinander unterhalten, und du hast ja auch selbst seine Stimme gehört."

„Ja, ich habe gestern abend zwei Stimmen gehört. Deine und die Stimme eines Fremden, deren Töne ungewöhnlich dumpf klangen," war Bessies Antwort.

„Dann habe ich also nicht geträumt. War Jack Wiltons Geist hier? Bah, an dergleichen glaube ich nicht. Nein, Jack war es in eigener Person. — Nun, was giebt's?" fragte ich James, der gerade das Speisezimmer betrat.

„Ein Telegramm, Sir."

Ich öffnete es eilig mit einem leichten Gefühl von Beklemmung. Der Inhalt lautete:

„Bruder Jack gestern in London infolge eines Unglücksfalles gestorben. Mutter verzweifelt. Kommen Sie baldmöglichst zu uns in die Stadt. Henry Wilton."

Kaum hatte ich das Telegramm gelesen, als ich, der starke, kräftige Mann, plötzlich wie ein Taschenmesser zusammenklappte. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich im Wohnzimmer lang hingestreckt auf der Chaiselongue. James hatte mich mit Bessies Hilfe dorthin getragen.

„James," sagte ich, als ich wieder Herr meiner Sprache war, „haben Sie mich gestern abend in Gesellschaft eines Fremden auf der Terrasse sitzen sehen?"

„Jawohl, Herr, ich habe noch um Entschuldigung gebeten, weil ich die Unterhaltung störte."

„Sie sind also Ihrer Sache sicher, daß Sie dort jemanden gesehen haben?"

„Eine bestimmte Erklärung kann ich darauf nicht abgeben. Ich sah die Person nicht deutlich. Ich sah nur den Schatten. Der Mond stand hoch. Ich bin nicht neugierig, Herr, und

habe mich deshalb um den Fremden nicht bekümmert. Ihre beiden Schatten sah ich aber auf dem Fußboden der Terrasse."

„Haben Sie den Mann sprechen hören?"

„Ja, Herr, und welch eigenartige Stimme er hatte. Sie klang so merkwürdig hohl."

„Wo waren Sie, als wir uns ins Haus begaben?"

„Ich war noch im Garten und rauchte meine Pfeife. Ich hörte, wie Sie die Thür schlossen, und kurz darauf sah ich auf der Jalousie des Fremdenzimmers Ihre beiden Schatten, oder, um ganz streng bei der Wahrheit zu bleiben, einen und einen halben."

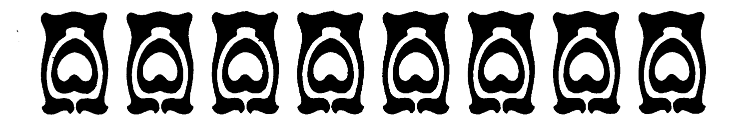
„Einen und einen halben! Was heißt das?"

„Ich meinte damit, daß ich Ihren Schatten klar sah, der andere aber nicht so deutlich war. Er war transparentartig, sodaß ich ihn nicht für voll rechnen kann."

„Danke, James," sagte ich und entließ ihn. Kopfschüttelnd ging er davon. Er war sich nicht darüber klar, was das Verhör bezwecken sollte.

Jetzt drängt sich mir so oft die Frage auf: Wie läßt sich diese eigenartige Erscheinung erklären? Ich denke oft daran, daß das Ganze wohl ein Traum war. War dies der Fall, so war die Lösung ja da. Wie kann man aber so lebhaft träumen und noch am nächsten Morgen von dem Geträumten einen so packenden Eindruck haben?

Aber auch die Traumtheorie zerfällt in ein Nichts, wenn man in Betracht zieht, daß auch meine Frau zwei Stimmen gehört hat. Unmöglich konnte sie und ich ganz dasselbe geträumt haben. Und außer ihr hatte auch James die Stimme gehört und James hatte ferner mich mit einer Person auf der Terrasse sitzen oder vielmehr unsere Schatten gesehen. Dieselben Schatten sah er später auf der Jalousie des Fremdenzimmers wieder, beide verschieden, meinen Schatten deutlich und kräftig, den anderen durchsichtig und verschwommen. Ferner war die Lampe, die noch brannte, als ich das Fremdenzimmer verließ, sorgfältig ausgedreht. Das war eine unumstößliche Thatsache. Es giebt also keine andere Erklärung. Ich muß an das Dasein von Geistern glauben und die sonderbare Erscheinung als den letzten Besuch meines Freundes auffassen.



Wie überwintert unsere heimatliche Tierwelt?

Von Dr. **Konrad Erdmann.**

(Nachdruck verboten.)

Je nach der klimatischen Anpassungsfähigkeit unserer heimischen Tierwelt ist die Art ihrer Ueberwinterung eine verschiedene. Ein Teil unserer gefiederten Freunde, soweit sie zu den Zug- und Wandervögeln zählen, verläßt mit dem beginnenden Herbste die nordische Heimat, um in südlicheren Zonen die Zeit zu überdauern, während daheim der grimme Winter sein klirrendes Eisscepter schwingt und seinen Flockenmantel schüttelt. Sie sind ohne Frage am besten daran, denn sie gehen einfach dem unangenehmen Herrn aus dem Wege und damit auch den Unbilden, die seine Gefolgschaft bilden: Hunger und Kälte.

Für den zurückbleibenden, minder glücklichen Teil unserer heimischen Tierwelt hat Mutter Natur in zwiefacher Weise gesorgt: durch die weisen Institutionen des W i n t e r k l e i d e s und des W i n t e r s c h l a f e s. Erstere kommt vorzüglich für unsere Vierfüßler in Betracht, während am Winterschlaf auch Fische, Amphibien und Insekten teilnehmen. Die Dame der vornehmen Gesellschaft, die mit dem beginnenden Winter ihre „Pelzrobe“ anlegt, thut schließlich nichts anderes als unsere lieben Haustiere und ihre vierfüßigen Genossen in Wald und Flur, nur mit dem Unterschiede, daß letzteren kostenlos ihre Winterrobe von Mutter Natur auf den Leib geliefert wird.

Bei unseren Haustieren, bis herab auf Katze und Hund, können wir diesen Toilettenwechsel leicht beobachten. Mit Beginn der kalten Jahreszeit bildet sich fast gleichzeitig mit dem Fallen der Blätter eine weiche Schicht dichten Flaumhaares am Grunde der gewöhnlichen Fellbedeckung. Diese Neubildung geht oft so weit, daß ihr das alte Haarkleid völlig weichen muß, wie das bei den meisten Arten unseres heimischen Wildes der Fall ist, so daß damit unter Umständen ein gleichzeitiger Farbenwechsel des Felles verbunden ist. Im Gegensatz zur „Wintermode" unserer Damenwelt, bevorzugt unsere heimische Tierwelt ein heller gefärbtes Winterkleid und trägt im Sommer dunklere Farben, wie jedes Eichhörnchen und jedes Reh dies zeigt. Aehnlich dieser alljährlichen „Haarung" zeigen die bei uns überwinternden Vögel eine „Mauserung", die auch nichts anderes als das An- bezw. Ablegen des Winterkleides bedeutet.

Eine innere Ergänzung findet dieser äußere Garderobenwechsel durch eine ebenso sinnreiche wie zweckentsprechende Einrichtung der Natur: im selben Maße nämlich, in dem die Dichtigkeit des Haarkleides mit der eintretenden kälteren Jahreszeit zunimmt, verstärken sich die Fettgewebe des Tierkörpers und arbeiten damit dem Wärmeverlust entgegen. Herbeigeführt wird diese Ausdehnung der Fettschichten durch die nährende Herbstkost der Tiere, während mit Beginn des Frühjahrs allmählich die Fettgewebe wieder schwinden.

Stellt der Wechsel von Sommer- und Winterkleid bei unserer heimischen Tierwelt sozusagen einen „automatischen", d. h. sich von selbst und ohne eigenes Zuthun vollziehenden Vorgang dar, so kommt andererseits der selbstthätige Instinkt des Tieres demselben im Kampfe gegen die Winterkälte und ihre Gefahren zu Hilfe. Eine ganze Anzahl von Feld- und Waldtieren baut sich nämlich eine „Winterwohnung", bezw. richten diese Tiere ihre Sommerwohnung durch zweckentsprechende Vorkehrungen zur Winterwohnung ein. Vor allem zeigt sich dies in der „Innengarnitur", die aus wärmendem Laub, Stroh, Haaren usw. kunstgerecht hergestellt wird. Der ganze Bau wird „gedichtet", alle überflüssigen Zugänge, die der Kälte Einlaß bieten, werden mit großem Geschick zugestopft; das Eichhörnchen geht sogar so weit, daß es die Oeffnungen seines

Baues je nach der Richtung des Windes schließt oder öffnet. Andere Tiere, die wie Dachs und Hamster in Erdbauen hausen, vertiefen mit Beginn der älteren Jahreszeit ihren Kessel und ziehen sich in die tiefstgelegene Kammer zurück und befolgen damit das alte Naturgesetz: je tiefer, je wärmer.

Eine weitere, durch den natürlichen Instinkt veranlaßte Vorkehrung gegen die Unbilden des Winters besteht in der Beschaffung eines ausreichenden Wintervorrats an Nahrung. Vorbildlich in dieser Beziehung ist ja bekanntlich der Hamster, so vorbildlich, daß seine vorsorgliche Thätigkeit in der hübschen sprichwörtlichen Wendung vom „Einhamstern" selbst auf eine gewisse Kategorie von Menschen angewandt wird. Es ist erstaunlich, mit welch wirtschaftlichem Sinn dieses kluge Tier Vorsorge für die lange Winterszeit trifft, die es in seinem Bau zuzubringen gezwungen ist. Nicht wahllos trägt er seinen Winterproviant zusammen; nur die größten und schwersten Getreidekörner sammelt er und schichtet sie in seinem Bau, sorgsam nach Arten geordnet, in einer Extravorratskammer auf. Durchschnittlich hat man in solchen Dachsbauten einen Wintervorrat an Körnern von 30—35 Kilogramm gefunden, also über einen halben Centner Getreide!

Am besten freilich sind die zahlreichen Tiere daran, die in den sogenannten Winterschlaf verfallen. Beim Herannahen der kalten Jahreszeit ziehen sich unsere Winterschläfer an frostfreie und windgeschützte Orte, in Erdlöcher, hohle Baumstämme usw. zurück, um in einen ohnmachtartigen, dem Scheintode ähnelnden Zustand zu verfallen, in dem sie gewöhnlich verharren, bis die linden Frühlingslüfte sie zu neuem Leben erwecken. Dabei rollen sich diese Tiere möglichst eng zusammen, um einen möglichst geringen Wärmeverlust zu erleiden. Die Bluttemperatur, die sich nahe an den Grenzen der menschlichen, nämlich zwischen 35 und 39 Grad Celsius, bewegte, sinkt bis zu 12 Grad. Die Schnelligkeit des Herzschlages und der Atemzüge nimmt in gleichem Maße ab, und mit diesen Triebkräften des tierischen Lebens sinken alle andern Lebensbethätigungen auf ein Mindestmaß, ohne jedoch gänzlich aufzuhören. Die sonst so beweglichen Glieder werden starr und gefühllos; die Verdauung kommt zum Stillstand, und selbstverständlich geht damit auch das Bewußtsein verloren.

Von den bei uns heimischen Raubtieren huldigt in erster Linie der Dachs der Gepflogenheit der winterlichen Ruhe. Der phlegmatische Meister Grimbart zieht sich im Herbst kugelrund in seinen tiefen, weitverzweigten Bau zurück, verstopft sämtliche Ausgänge, so gut er kann, und bettet sich an der tiefsten Stelle des Baues, dem Kessel, wo sämtliche Ausgangsröhren zusammenlaufen, zum Schlafe, in dem er mit über den Kopf geschlagenen Vorderpfoten durch mehrere Monate verharrt. Die Ruhe wird allenfalls durch den Eintritt vorübergehenden Tauwetters unterbrochen, und vom Januar und Februar an kann man den nun bedenklich schlank gewordenen Gesellen häufig beobachten, wie er an warmen Sommertagen emsig nach Wurzeln gräbt oder einem armseligen Nagetier auflauert.

In der nächstniederen Säugetierklasse der Insektenfresser ist es von einheimischen Arten nur der Igel, der sich einer durch ihre ununterbrochene Fortdauer ausgezeichneten Winterruhe hingiebt. Um so zahlreicher sind aber die Winterschläfer in der Gattung der Nagetiere. Neben der weniger bekannten Haselmaus und dem Ziesel ist es vor allem der Hamster, der sich in seine wohlverproviantierte Burg zurückzieht, in der er, schmausend von den gesammelten Vorräten und nur in den kältesten Tagen schlafend, das Frühjahr erwartet. Das Aeußerste an Verschlafenheit leisten aber der Siebenschläfer und sein Halbbruder, der Gartenschläfer, die ebenso wie der Hamster wegen der langen Dauer ihres Winterschlafes Vorratskammern anlegen, in denen sie in der That meistens sieben volle Monate, von Oktober bis Ende April, zuweilen von den Vorräten zehrend, meistens aber schlafend verbringen. Als Dauerschläfer reiht sich ihnen ebenbürtig an das Murmeltier, dessen Schlafdauer auf den hochgelegenen Alpenbergen mindestens sechs Monate dauert, und bei dem die Blutwärme auf acht bis neun Grad Celsius herabsinkt.

Als letzter Winterschläfer unter den Säugetieren ist noch die Fledermaus zu erwähnen. Sowie das kalte Wetter einsetzt, sind diese vom Volke mit Unrecht gehaßten und doch so nützlichen und harmlosen Tiere verschwunden. Wir finden sie dann, wenn wir einmal zu dieser Jahreszeit in Höhlen, auf Böden, in Speichern, in Türmen einen Rundgang machen, in

diesen Räumen massenhaft vor, an den Zehen der Hinterfüße kopfabwärts aufgehängt, in vielfachen Reihen nebeneinander, sich dergestalt gegenseitig gegen Wärmeverlust schützend.

Ist unter den Säugetieren der Winterschlaf immer nur eine auf kleinere Kreise beschränkte Eigentümlichkeit, welche bei den Vögeln sogar überhaupt nicht vorkommt, so ist er bei allen wechselwarmen und kaltblütigen Tieren, soweit sie der Winterkälte ausgesetzt sind, nahezu Regel. Hier ist er aber keineswegs eine Folge des Nahrungsmangels — denn diese Tiere vermögen nach einer reichen Mahlzeit auch ohne Winterschlaf wochen- und monatelang ohne neue Nahrungszufuhr in wachem Zustande zu leben —, sondern die lähmende Wirkung der Kälte auf die tierischen Lebenserscheinungen. Wer einmal einige Zeit dem Roden der Baumwurzeln im Winter zugeschaut hat, wird gesehen haben, wie ganze Nester von Blindschleichen, Ringelnattern und Kreuzottern zum Vorschein kommen, welche tief unten im Wurzelwerk, wohin der Frost nicht dringen konnte, sich verborgen hatten, und die zahlreichen Prämien zum Beispiel, welche die preußische Behörde alljährlich für erlegte Kreuzottern zahlt, beziehen sich zum großen Teil auf die bei der Rodung der Wurzelstöcke im Winter gefundenen Exemplare, welche mitten im Winterschlafe überrascht wurden.

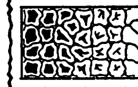
Endlich wäre als Winterschläfer noch ein großer Teil der heimischen Insekten zu nennen, die teils als ausgewachsene Tiere, teils im Eier- oder Larvenzustande zu überwintern pflegen. Die in irgend einem Versteck (Baumlöchern, Erdhöhlungen, Mauerritzen usw.) überwinternden Insekten sind im Erstarrungszustande völlig gefühl- und leblos, so daß sie von einem toten Tiere ihrer Gattung kaum zu unterscheiden sind. Zum Teil gefrieren sie geradezu, ohne indessen Schaden zu erleiden, wie dies Versuche mit Raupen ergeben haben. Spinnen und Krustentiere, wie die bekannte Kellerassel und der Tausendfuß überwintern meist in jugendlichem aber ausgebildetem Zustande; die Arten der Würmer, wie z. B. der Regenwurm, suchen sich zur Ueberwinterung tiefere Bodenschichten aus, die Egel den Schlammgrund der Tümpel und Teiche. Unter der Rinde von Bäumen überwintern zahlreiche Insekten, besonders Schmetterlinge im Eizustande, während die Wasserinsekten zum größten Teil als Larven den

Winter durchmachen. Als verhältnismäßig wenig zahlreiche Ausnahmen sind die Schmetterlinge zu betrachten, die in völlig ausgebildetem Zustande überwintern und von den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne zu neuem Leben geweckt werden. Es sind immer nur verschwindend wenig Exemplare gegen die Menge derjenigen, die im Ei- oder Puppenzustande den Winter durchmachen. Am nachteiligsten für die gesamte Schar der Insekten sind naßkalte Winter, in denen Frost mit Nässe wechselt. Auf sie sind die mückenarmen Sommer zurückzuführen, während die Kerbtiere gegen trockene, gleichmäßige Kälte sich bewundernswert widerstandskräftig zeigen.

Wenig bekannt dürfte es übrigens sein, daß sich zum tierischen Winterschlaf gewisse Analogien in ähnlichen menschlichen Schlafzuständen aufweisen lassen. Das statistische Bureau des russischen Gouvernements Pskow, das an das Gouvernement Petersburg und Nowgorod grenzt, macht diesbezüglich äußerst interessante Mitteilungen. Es wird von dieser Seite darauf hingewiesen, daß der russische Bauer in den Distrikten, die dauernd unter schlechten Ernten und demzufolge unter Hungersnöten leiden, es verstanden hat, sich dem Hunger gleichsam anzupassen, indem er eine Lebensweise, man möchte sagen: eine Lebenskunst angenommen hat, die sich sonst nur bei Tieren findet. Er macht nämlich einen richtigen Winterschlaf durch, der folgendermaßen beschrieben wird: Sobald das Haupt einer Familie am Ende des Herbstes merkt, daß bei normalem Verbrauch der Getreidevorrat nicht das kommende Jahr hindurch ausreichen werde, trifft es Anstalten, die tägliche Ration aller Familienmitglieder zu verringern. Er weiß nun aber aus Erfahrung, daß seine und der Seinen Gesundheit darunter leiden würde und sie namentlich durch den Hunger die für die Feldarbeiten im Frühling notwendigen Kräfte verlieren würden; daher entschließt er sich mit seiner ganzen Familie zu einem Winterschlaf, für den man dort einen besonderen Namen, „Lejka“, erfunden hat und der darin besteht, daß sich alle Leute des Hauses 4 bis 5 Monate lang in der Nähe des Ofens hinlegen. Sich jeder Bewegung möglichst zu enthalten, ist dann das oberste Gebot. Man steht nur auf, um die Hütte zu heizen oder ein Stück Schwarzbrot in Wasser zu essen; man sucht sonst jede Bewegung zu vermeiden und so viel wie möglich

zu schlafen. Auf oder an ihrem Ofen in völliger Unbeweglichkeit ausgestreckt, vielleicht auch nicht einmal denkend, vegetieren die Menschen den ganzen Winter hindurch und leben nur der einzigen Sorge, so wenig wie möglich von der tierischen Wärme zu verbrauchen. Jede unnötige Bewegung muß notwendigerweise dem Organismus Wärme entziehen, was ein Erwachen des Appetits zur Folge haben und den Menschen nötigen würde, das Minimum seines Brotverbrauchs zu überschreiten, so daß der Getreidevorrat nicht bis zur nächsten Ernte ausreichen könnte. Der Instinkt rät den Menschen daher, zu schlafen und immer wieder zu schlafen. Dunkelheit und Stille herrschen in der Hütte, wo in den wärmsten Ecken die Mitglieder der Familie ihren Winterschlaf halten. Im Verlauf der vorjährigen Hungersnot hat die Presse mehrmals solche Fälle berichtet, aber bis jetzt wußte man nicht, daß die Lejka kein vorübergehender oder zufälliger Vorgang, sondern ein durch eine Reihe von Generationen hindurch ausgearbeitetes System ist, indem sich diese Bauern allmählich daran gewöhnt haben, die halben Rationen als Regel und die völlige Sättigung als ein unerreichbares Ideal zu betrachten. Der Hunger ist eine Unannehmlichkeit, der sie sich mittelst eines Winterschlafes anpassen, genau wie dies bei unseren tierischen Winterschläfern der Fall ist.





Deutsche Dichtergrüße.



Hoffnungslos.

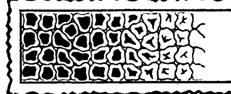
Theodor Kirchner.

Ich sprach zur sanften Nachtigall:
„O laß dein Lied erklingen,
Daß deiner Stimme süßer Schall
Die Lieb', die ich im Herzen nähr',
Mög' in den Schlummer singen!"
Sie aber sprach: „Es ist zu schwer!"

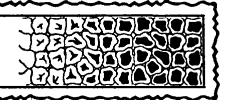
Zur Schwalbe sprach ich: „Vöglein traut,
Auf, brauche deine Schwingen!
Es blüht am Nil ein köstlich Kraut,
Das heilet alles Herzeleid,
Das Kraut sollst du mir bringen!"
Sie aber sprach: „Es ist zu weit!"

Da rief den Falken ich herzu:
„Du sollst denn Arzt mir heißen!
Mit deinen Krallen mögest du
Die Liebe, die nicht von mir geht,
Mir aus dem Herzen reißen!"
Er aber sprach: „Es ist zu spät!"





Allerlei.



Königin Luise und die Küsterstochter.

Von Gustav Walter.

Das achtzehnte Jahrhundert ging zur Neige. An einem herrlichen Frühlingstage des Jahres 17 .. rollte ein leichtes Gefährt, mit zwei mutigen Rappen bespannt, die „Frankfurter Linden" in Berlin hinab dem Thore zu. — In dem zurückgeschlagenen Wagen saßen zwei Menschen mit glücklich dreinschauenden Augen.

Schnell ging die Fahrt. Kaum konnten die Leute, die zur Seite des Weges gingen, es gewahr werden, wer an ihnen so rasch vorüberfuhr. Erkannten sie aber das Paar, dann blieben sie ehrerbietig stehen, blickten ihm nach und grüßten mit freudestrahlenden Mienen, eines huldvollen Gegengrußes gewiß.

Denn es waren der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen, die so heiter und nur von einem Diener in einfacher Livree begleitet, ihre Residenz verließen.

Sie hatten sich diesen sonnigen Frühlingstag ausgewählt, um wieder einmal eine jener Ausfahrten zu unternehmen, auf denen sie Land und Leute der Umgegend der Königsstadt so gerne aufsuchten. Diesmal galt es einen etwas weiteren Ausflug.

In einem weiten Bogen wollten sie das Schloß Köpenick erreichen, diesem einen Besuch abstatten, und dann längs den grünen Ufern der Spree in ihre Residenz zurückkehren.

Zu dem Zwecke waren schon tags zuvor Pferde vorausgeschickt, die in einer der größeren Ortschaften das fürstliche Paar erwarteten, damit das Gespann mit neuen Kräften die Fahrt fortsetzen könne.

Jetzt lag das Thor hinter dem jugendlichen Paare, und die weite Ebene breitete sich vor seinen Blicken aus. Im reinsten Blau spannte sich das Himmelsgewölbe über sie hin und begrenzte den Horizont in schimmerndem Duft. Steigende Lerchen über ihnen, jeder Busch in Blüte, der Wohlgeruch der frischgefurchten Ackererde — alles machte das Herz der beiden fast zu voll und weit, und als ob sie fürchte, sich in dieser Unendlichkeit zu verlieren, schmiegte sich die junge Frau fester an ihren Gatten. Ihr Schleier umspielte schmeichelnd seine Wangen.

„O mein Gemahl, welch ein Tag!" jubelte es aus der Brust der Prinzessin Luise. „Sieh' nur, dies reine Blau! Auch nicht ein einziges Wölkchen zeigt sich am ganzen Himmel."

„So klar und blau wie deine Augen, Geliebte," erwiderte ihr Gatte, und seinem natürlichen Ernste folgend, fügte er hinzu: „Gott gebe, daß nie düstre Wolken es trüben mögen! Läge es nur in meiner Macht, dir alles Ungemach aus dem Wege zu räumen!"

„Und thust du das nicht? Du, der gütigste und beste der Menschen!“ rief Luise aus und erfaßte seine Hand mit leisem Drucke.

„Still, still!“ wehrte der Prinz. „Wir sind alle nur Werkzeuge einer höheren Macht. — Aber ich sehe schon die Kirchturmspitze unserer Station. Hoffentlich treffen wir dort alles in Ordnung.“

Nicht lange, so erreichte das Gefährt das große, stattliche Dorf, das mit seinen blühenden Gärten in dem klaren Sonnenschein aussah, als hätte es sich besonders für diesen Besuch geschmückt. Und wie schmuck grüßte das stattliche Gasthaus mit seinen blinkenden Fensterscheiben und dem wohlgekehrten Platz davor! Der Wirt in seinem Sonntagsstaat stand vor der Hausthür, seine hohen Gäste erwartend. Alles blickte Heiterkeit und Freude, und die Augen der Prinzessin strahlten vor Jubel und innerer Lust.

Schnell entstiegen die Herrschaften dem Wagen und eilten dem Hause zu. Doch ihre Schritte wurden durch eine kleine Mädchenschar gehemmt, die der hohen Frau bescheiden in den Weg trat. Der König schritt voraus.

Mit bestem Putze angethan, so klar gewaschen und gekämmt wie gewiß selten, blickten die jungen Gesichter glücklich und halb verschämt die hohen Gäste an, bis endlich nach wiederholtem Räuspern und gegenseitigem Anstoßen die größte von ihnen hervortrat und, einen mächtigen Blumenstrauß der Prinzessin entgegenhaltend, einen kurzen Knix machte und die hastig eingelernten Worte ziemlich glatt deklamierte:

„Es bringt, o hohe, güt'ge Frau,
Hier diese frohe Kinderschar
Aus ihres Herzens tiefstem Grund
Dir ihre treusten Wünsche dar.

Wie diese Blumen zart erblühn,
So blühe sanft dein Leben hin,
Bis unser Mund mit frohem Schall
Ruft: „Heil dir, unsere Königin!“

Besser hatte es der Dorfpoet in der Eile, von gestern bis heute, nicht schaffen können, und es wäre auch nicht nötig gewesen, denn die einfachen, gut gemeinten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

Mit den heitersten Mienen und sehr belustigt durch diesen ländlichen Aufzug, beugte sich Prinzessin Luise zu der Blumenspenderin und belobte sie, freundlich das Bouquet entgegennehmend, ihres schönen Spruches wegen. Sanft ließ sie ihre freundlichen Augen über die muntere Schar gleiten, und in ihrer herzgewinnenden Weise fragte sie: „Wie viele sind eurer denn, Kinder?“

„Wir sind unserer zwölfe,“ tönte es ihr entgegen.

„Zwölf, eine schöne Zahl.“ Doch mit schnellem Ueberblick fragte sie weiter: „Wo ist denn die zwölfte? ich zähle doch nur elf von euch.“

Da machte sich wieder ein Anstoßen, Räuspern und verlegenes Schürzenstreichen unter den kleinen Mädchen bemerkbar, denn auf so viele Fragen waren die Kinder nicht ein- oder abgerichtet. Ratlos schielten sie sich von der Seite an, und um ihrer Not entgegen zu kommen, fuhr die Prinzessin freundlich fort:

„Eurer zwölften ist doch nicht ein Unglück zugestoßen, daß sie nicht mit euch kommen konnte?"

„Ja!" — „Nee!" — ließ es sich aus der kleinen Schar vernehmen. Endlich trat die Beherzteste aus dem Kreise hervor, der sich allmählich um die Prinzessin gebildet hatte, und platzte mit allem Mut, den sie im Augenblick zusammenraffen konnte, heraus:

„Miene Droz sollte do Hus bliewen, wiel dat se so häßlich wier."

„Wie?" fragte die Prinzessin verwundert. „So häßlich? Doch nicht böse und unartig?"

„O nee," fuhr die Kleine nun mit noch größerem Mute fort, „se is de best' von uns, och in de Schul, aber sied de letzt' Krankheit is se so häßlich worden."

„O das arme Kind!" rief die Prinzessin teilnehmend, und zu dem Wirte gewendet, der als Schulze des Ortes sich auf diese festliche Veranstaltung nicht wenig zu gute that, fragte sie: „Wie ist denn das gemeint, Herr Wirt? Wie hat dem armen Kinde eine so schmerzliche Beleidigung wiederfahren können?"

Sich entschuldigend, erklärte der Schulze mit seiner tiefsten Verbeugung:

„Haltens zu Gnaden, Königliche Hoheit, das arme Kind hat jüngst erst die Pocken überstanden, und obgleich jetzt gänzlich wieder hergestellt, hat doch die Krankheit so arge Spuren hinterlassen, daß wir vermeinten, es könnte Eurer Königlichen Hoheit zu erschrecklich sein, sie anzuschauen, und ließen wir sie derowegen zu Hause."

„Wie traurig für das arme Kind!" rief die Prinzessin mitleidsvoll. Schnell entschlossen wandte sie sich den Kleinen wieder zu: „Wer von euch ist wohl die Schnellste und holt mir Mine Droz her?"

Erfreut, des ungewohnten Zwanges ledig zu sein, stob die kleine Schar im Nu auseinander und Luise schritt dem Hause zu, wo ihr Gemahl, fast schon ungeduldig über den kleinen Aufenthalt, sie bei einem Imbiß erwartete.

Kaum war dieser beendet, als der Wirt das zwölfte der kleinen Mädchen ankündigte.

„Laßt sie nur immer näher treten!" rief Prinzeß Luise heiter, und zu der Kleinen gewendet, die schüchtern, Thränen in den Augen, mit einigen Begleiterinnen sich an der Thür zeigte, sagte sie: „Komm her, mein Kind! Sieh, wie Gott gütig war, dich aus einer so schweren Krankheit zu erretten. Nicht wahr, du weißt, daß die Flecken und Narben des Gesichts dir nichts schaden, wenn du nur deine Seele rein erhältst. Thu' das immer, mein Kind, und damit auch du dich mit Freuden dieses Tages erinnerst, nimm dieses Tuch: mein Name steht darin. Bewahre es wohl auf, und solltest du jemals meiner Hilfe bedürfen, so erinnere mich durch dasselbe an die heutige Stunde, und ich werde mich freuen, dir meinen Schutz gewähren zu können."

Damit reichte die Prinzessin dem jungen Mädchen das Taschentuch hin, daß sie in der Hand trug.

Das Kind war ganz überwältigt von so viel Güte und Teilnahme

und beugte sich, um die Hand der Fürstin zu küssen. Diese aber strich ihr sanft über die narbige Stirn. „So," sagte sie, „nun geh', freue dich des schönen Tages, und behalte fest meine Worte im Gedächtnis!"

* * *

Jahre vergingen. Wolken türmten sich über dem Vaterlande auf, schwere Unwetter drohten. Da fiel plötzlich der fürchterliche Schlag, der alles Bestehende in seinen innersten Tiefen erschütterte: die gegen Napoleon verlorenen Schlachten von Jena und Auerstädt brachten den preußischen Staat an den Rand des Abgrunds. Alles brach zusammen. Niemand wußte im ersten Schrecken, woran er sich halten, was er noch hoffen sollte. Sorgen und Entsetzen lagen auf allen Gesichtern, der Feind rückte der Hauptstadt näher und näher.

Wieder eilte ein flüchtiges Gefährt die „Frankfurter Linden" entlang, dem Thore zu. Aber nicht an einem Frühlingstage. Es war ein düsterer Herbsttag. Blätter flatterten von den Bäumen, der Wind peitschte sie durch die Straßen; aus dunklen Wolken weinte der Himmel große Tropfen.

Drinnen im Wagen saßen zwei bleiche Frauen, die ältere tief in die Ecke gedrückt, sich vor Frost und heftigem Unwohlsein schüttelnd, das sie kaum noch zu verbergen imstande war, die jüngere starren Auges durch die trüben Scheiben der geschlossenen Kutsche blickend. Aber sie sah nicht die Menschen, die in scheuer Angst die Straße hinunterhuschten, um so schnell als möglich ihre geschlossenen Häuser wieder zu erreichen; sie sah das Thor nicht, das ihr jetzt die weite Ferne öffnete. Sie saß in diesem Traume verloren, sie dachte der Vergangenheit. Ach, wie gern hätte sie auch in die Zukunft geblickt!

Wie oft hatte man ihr „Heil Dir, Luise, Preußens Königin!" zugerufen. War sie es denn noch? Alte Sagen rühmten den prophetischen Geist deutscher Frauen; konnte ihr nicht ein Blick hinter den dunklen Vorhang der Zukunft gestattet sein?

Schwer seufzend legte sie die Hand auf das Herz, als ob sie sein schmerzliches Pochen beschwichtigen wollte, und mit einem Blick zum Himmel sagte sie vor sich hin: „Und die gerechte Sache wird und muß siegen, aber wann?!" — — Die Königin war auf der Flucht. Nach Osten ging diese. Das Heer war geschlagen, Preußen dem Uebermute des Siegers preisgegeben, der umsomehr seine Macht fühlen ließ, als es allein von allen deutschen Staaten seine Ehre und Würde ihm gegenüber hatte wahren wollen. Jetzt war alles vorbei!

Von Weimar aus, wohin die Königin ihrem Gemahl gefolgt war, um in so schweren Stunden der Entscheidung in seiner Nähe zu sein, war sie, den unglücklichen Ausgang der Schlachten ahnend, nach Berlin zurückgeeilt, um hier noch das Teuerste, was ihr noch geblieben, in Sicherheit zu bringen.

In aller Hast waren die Kinder in den Wagen gepackt worden, der sie nach Stettin bringen sollte. Sie, als die letzte, welche das Schloß und die Residenz, nur von einer Kammerfrau begleitet, verließ, beeilte sich, ihnen nachzukommen und sich mit ihnen auf einer der ersten

Stationen hinter Berlin wieder zu vereinigen. Doch, so sehr die Königin ihre Fahrt zu beschleunigen wünschte, erlitt dieselbe einen unerwünschten Aufschub.

Ihre Begleiterin erkrankte so heftig, daß sie diese in dem ersten Städtchen hinter Berlin der Pflege eines Arztes überlassen mußte.

Der Arzt beschwor die Königin, die Reise aufzuschieben, wenigstens bis man eine andere Begleitung für sie gefunden hätte; doch davon wollte Luise nichts hören. „Nur fort, fort!" rief sie und gab den Befehl zur Abfahrt. Schon hatte sie den ersten, verabredeten Anschluß an die vorausgeschickten Wagen versäumt, jetzt galt es mit frischen Pferden die nächste Station so schnell als möglich zu erreichen. Nur weiter, — weiter!

Die Station war ein größeres Dorf. Der Postillon hielt vor dem Wirtshause. Der Wirt trat an den Kutschenschlag und ersuchte die Königin, unter seinem Dache sich einige Stunden der Ruhe zu gönnen.

Wie sehr bedurfte die Königin dieser! Fast willenlos ließ sie sich aus dem Wagen heben. Doch wie sie der Schwelle des Hauses zuschritt, blieb sie plötzlich stehen und sah dem Wirt voll ins Antlitz.

O, welche Erinnerung stieg in dem Herzen der schwer Heimgesuchten auf! War das nicht der heitere Ort, wo sie einst durch den frohen Gruß der Kinder so überrascht und erfreut worden war? Ja — er war es! Wo waren sie hin, all die fröhlichen Maitage!

Große Tropfen entperlten den wunderbaren Augen der Fürstin, und ohne eine Wort zu sprechen, folgte sie dem Wirt in die einsame Putz- und Prunkstube des Hauses, wo sie ermattet auf dem harten Sofa niedersank.

Wie allein war sie! Ganz ihrem Schmerz hingegeben — niemand da, der sie trösten, niemand, der ihr, der Königin, die kleinste Hilfe leisten konnte!

Da hörte sie ein leises Pochen an der Thür, und gleich darauf trat der Diener mit der Meldung ein, ein junges Mädchen sei auf dem Flur, das um die Gnade bäte, vorgelassen zu werden. Zum Zeichen, daß sie Majestät nicht ganz unbekannt sei, schicke sie dieses Tuch.

Der Diener überreichte es. Luise erkannte es als das ihrige, und erinnerte sich sehr wohl, in welchem Augenblick und mit welchen Worten sie es einst verschenkt hatte.

Gütiger Gott, jetzt nahte jemand, um bei ihr Hilfe zu erbitten? Gab es denn noch einen unglücklicheren Menschen auf der Welt als sie? Doch auch jetzt, in ihrem tiefsten Kummer verschloß sie ihr Herz der Teilnahme nicht, und befahl, die Bittstellerin eintreten zu lassen.

Ein junges, hochaufgeschossenes Mädchen in sauberster, sehr einfacher Kleidung zeigte sich auf der Schwelle. Nach einer Aufforderung, näher zu treten, eilte sie rasch auf die Königin zu, die sich halb erhoben hatte, hielt ihr einen duftenden Blumenstrauß entgegen und, vor ihr niedersinkend, bedeckte sie ihre Hand mit Küssen und Thränen.

Die Königin, fast überwältigt durch diesen Auftritt, erhob sie sanft, und ihre Hand auf die reine, wenn auch mit Narben bedeckte Stirn

des Mädchens legend, sagte sie, ihrer Bewegung Herr werdend: „Sieh', mein Kind, wie sich die Zeiten ändern! Was könnte ich jetzt wohl thun, so du meiner bedürftest?"

„O, Majestät thun genug," erwiderte das junge Mädchen, „wenn Sie die Gnade haben, diese geringen Blumen anzunehmen, die ich selber gepflegt, und von denen ich immer gehofft hatte, sie noch einmal Majestät überreichen zu dürfen."

„Wie konnte ich hoffen, heute noch solch eine Freude zu haben," sagte die Königin gerührt. „Du gutes Kind, wie schön aber auch deine Blumen sind!" fuhr sie, den Strauß anblickend, fort. „Wie ist es nur möglich gewesen, sie in dieser späten Jahreszeit noch zu ziehen?"

„Seitdem ich so allein stehe in der Welt," erwiderte das Mädchen, bescheiden stockend, „sind meine Blumen meine einzige Freude, und wenn man noch so einen Gedanken dabei hat, dann glückt es damit doppelt."

„Du stehst allein?" fragte die Königin teilnehmend.

„Ja," antwortete das junge Mädchen, „mein alter Vater, der Lehrer hier am Orte war, starb vor einem Jahre, und da ich etwas Handarbeit verstehe und mich die Leute brauchen können, so haben sie mir ein Dachstübchen in unserm alten Schulhause bewilligt, in dem ich wohne und meinen Unterhalt von meiner Hände Arbeit gewinne."

Ein plötzlicher Gedanke kam der Königin — und zu ihrem jungen Gast gewendet sprach sie:

„Sieh, so wunderbar fügen sich die Geschicke der Menschen! Ich gab dir das Tuch, damit du mich dereinst an eine versprochene Gunst erinnern könntest, und jetzt wird es das Mittel, daß ich dich um eine Gefälligkeit bitten kann. Meine Kammerfrau ist erkrankt, und ich bin ganz allein, ohne jede weibliche Unterstützung, die mir so sehr Bedürfnis ist. Es ist nicht ganz sicher, wo und wann wir den übrigen Reisezug treffen werden. Bei diesem Wetter und den aufgeweichten Wegen ist es sehr beschwerlich, weiter zu kommen. Möchtest du mich wohl begleiten, bis ich eine andere Gesellschafterin finde? Es sind vielleicht nur einige Tage, die du abwesend zu sein brauchst."

„O, wie gerne," rief das Mädchen und ergriff noch einmal die Hand der Königin, sie mit Küssen bedeckend. „Welches Glück widerfährt mir heute!"

„Nun, wenn du mir folgen kannst, dann eile dich," ermahnte Luise. „Mache dich schnell reisefertig, wir müssen in kürzester Zeit wieder aufbrechen."

Es brauchte nicht auf Mine Droz gewartet zu werden. Sehr bald stand sie vor der Thür, im warmen Mantel eingehüllt, ihr Reisebündelchen am Arm.

Welch ein Trost auf ihrer beschwerlichen Reise war dies einfache Landkind mit ihrem harmlosen, bescheidenen Geplauder der unglücklichen, einsamen Königin! — —

Schwere Jahre waren vergangen, umsonst warteten die Einwohner des Dorfes der Rückkehr ihrer fleißigen Näherin, harrte das einsame

Stübchen seiner stillen Bewohnerin. Statt zurückzukehren, war sie immer weiter enteilt nach dem fernen Osten. Mine Droz hatte ihre Königin auf den Schmerzenswegen nach Königsberg, Memel und Tilsit begleitet, war immer in ihrer Nähe geblieben, hatte gesehen und kennen gelernt, wie alle Größe und Hoheit dieser Welt eitel ist, nur nicht diejenige des menschlichen Herzens. Nur ab und zu hatten die Bewohner ihres Heimatortes eine Nachricht von ihrer Mitbürgerin erhalten.

Als endlich nach den großen Kämpfen, Demütigungen und Anstrengungen Preußen wieder so weit von der Macht seines harten Feindes befreit war, daß es aufs neue aufzuatmen vermochte und auch das Königspaar mit seiner Familie wieder in ihre Residenz Berlin einziehen konnte, da eilte auch Mine Droz, in Berlin nur kurze Rast haltend, zurück in ihren Geburtsort. Voll Freude, sich ihrer Kindheit erinnernd, betrat sie die Heimat.

Ihren ersten Gang lenkte sie nach dem Küsterhaus, um zu sehen, was aus ihrem Stübchen geworden sei.

Freundlich wurde sie von den ihr bekannten Lehrersleuten begrüßt. Sie baten sie, nur näher zu treten, sie würde den Schlüssel zu ihrer Thür wohl schon oben finden?

Sie eilte die Treppe hinauf — doch überrascht blieb sie stehen! Um die Thürpfosten des Eingangs zu ihrem alten Heim schlang sich ein voller Kranz. Sie trat in das Stübchen. Da standen ihre Blumen wohlerhalten, fast zu Bäumen herangewachsen: Myrten und Rosen, all ihre Lieblinge.

Und davor und dahinter, unter lautem Jubel, Lachen und Willkommenrufen begrüßten sie ihre früheren Freundinnen un Schulgenossinnen, jetzt Jungfrauen und junge Frauen des Orts. Sie alle hatten es sich nicht nehmen lassen, in der Pflege der Blumen und des Stübchens zu wetteifern. Alles stand hier noch nach langen Jahren so da, als ob es die Eigentümerin eben erst verlassen hätte, nur heute festlich geschmückt und verschönt durch Freundeshände. — —

Sie lebte hier noch lange Jahre, unterstützt durch eine kleine Pension der Königin, geachtet und geliebt von ihren Dorfgenossen.

Die Strafkolonie von Neucaledonien. Wie England es einst mit Australien gethan, so hat Frankreich in Neucaledonien den Versuch gemacht, durch verbannte Verbrecher eine Kolonie zu gründen. Indessen ist der Versuch im großen und ganzen als mißglückt zu bezeichnen. Die französischen Beamten leiden an einem fortwährenden Heimweh und sehnen den Augenblick herbei, der ihnen gestattet, sich zurückzuziehen und mit ihrer Pension irgendwo in dem geliebten Frankreich ihr Leben zu beschließen; inzwischen aber vertreiben sie sich die Zeit nicht ganz unvergnüglich mit Musikaufführungen, Cafés und auf andere Weise. Die Hausarbeiten werden durch Verbrecher oder frühere Verbrecher besorgt. Der Fremde, der die Kolonie besucht, kann sich erst schwer an den Gedanken gewöhnen, später aber findet er nichts besonderes daran, daß er von einem sehr liebenswürdigen und zuvor-

kommenden Mörder rasiert wird und daß eine Dame ihm das Bett macht, die vielleicht ihren Kindern die Kehle abgeschnitten hat. Es ist in der That Mode in Neucaledonien, Mörder als Diener zu verwenden. Die Mörder sind nach Ansicht der Beamten zuverlässig. Sie sind die Aristokraten unter den Verbrechern und geben sich nie mit Kleinigkeiten ab. Sie würden beleidigt sein, wenn sie Diebe genannt würden. Sie kommen auch nicht mehr auf den Gedanken, jemand zu töten. Wozu auch? Sie wissen genau, daß sie nicht die geringste Möglichkeit des Entkommens haben.

Thatsache ist, daß im allgemeinen weniger Disziplinarvergehen von den schweren Verbrechern begangen werden, als von denen, die wegen geringerer Vergehen nach Neucaledonien verbannt worden sind. Mit diesen haben die Verwaltungsbeamten die meisten Schwierigkeiten. Das sind Leute, die eine besondere Eigenart der französischen Rechtsprechung dahingebracht hat. Leute, die in anderen europäischen Ländern kleinere Verbrechen begangen haben, aber vielfach rückfällig geworden sind und eine Besserung nicht erwarten lassen, sperrt man für mehrere Jahre ins Zuchthaus. Wenn aber in Frankreich jemand der hoffnungslosen Immoralität, des Alkoholismus und anderer Dinge überführt und vielfach rückfällig ist, so wird ihm gesagt: Nach Verbüßung der letzten Strafe wirst du der „Relegation" verfallen. Das heißt: Du hast dich als unfähig und unwürdig bewiesen, in der Gesellschaft deiner Mitbürger zu leben. Die Strafen haben dir nicht geholfen. Du willst dich weder bessern, noch gebessert werden, deshalb stößt dich die Gesellschaft aus, du bist verbannt! Du wirst Nahrung und Kleidung und Pflege haben, wenn du krank bist, du wirst Arbeit für dich finden, für die du bezahlt wirst, aber wenn du nicht arbeiten willst, dann ist das Gefängnis für dich da. Nun gehe hin und siehe, wie du zurecht kommst." Im allgemeinen ist die Behandlung der Sträflinge eine humane, sie werden gut ernährt und gut gekleidet. Das Ziel ist mehr auf ihre Besserung, als auf ihre Peinigung gerichtet. Es giebt keine Härte und keine Grausamkeit, bis auf eine Strafform, das „cachot noir" (die schwarze Zelle). Einer meiner Freunde hatte Gelegenheit, eine solche Folterkammer im Innern zu sehen, und er schildert sie wie folgt: „Aus einem Winkel kam eine menschliche Gestalt gekrochen, die sich die Augen rieb und nur blinzelnd in das ungewohnte Licht schaute. Er war schon drei Jahre in dieser fürchterlichen Höhle, die 3 Meter lang und $1^1/_2$ Meter breit war. Ich gab ihm ein Fest in Gestalt von Sonnenschein und freier Luft, als ich auf einige Minuten seine Stelle einnahm. Nach den ersten zwei oder drei Minuten dehnten sich die späteren zu Stunden aus. Ich verlor vollständig das Bewußtsein des Sehens. Ich war so blind, als sei ich ohne Augen geboren worden. Die schwarze Dunkelheit schien sich auf mich herabzusenken wie ein greifbarer Gegenstand und meine thränenden Augen in den Kopf zurückzudrängen. Die Dunkelheit war thatsächlich fühlbar und ich fühlte sie, das Schweigen war ein solches wie in den obersten Regionen des Luftmeeres. Als die doppelte Thür wieder geöffnet wurde, drang das Licht in meine Augen wie Dolche. Der Bewohner der Zelle hatte eine Liste von Schändlichkeiten

auf dem Gewissen, die nicht wiedergegeben werden können, und dennoch mußte ich ihn bedauern, als er in diesen lebenden Tod von Dunkelheit und Schweigen zurückkehrte."

Diese entsetzliche Maschine zum geistigen Morde war das Ergebnis der sentimentalen Anwandlungen einiger französischer Deputierten, die die Anwendung der Peitsche, als Disziplinarmittel im Gefängnisse, als brutal bezeichneten.

Die schweren Verbrecher können, wenn sie sich gut führen, aus dem Gefängnisse entlassen werden mit dem Rechte, Landeigentum zu erwerben, Handel zu treiben, zu heiraten usw. Die Ackerstadt Burail befindet sich fast in den Händen von entlassenen Sträflingen. Sie haben dort ein gemeinsames Magazin, wo sie ihren Bedarf einkaufen, das von Mördern, Dieben und Einbrechern geleitet wird, aber bei den monatlichen Kassenrevisionen stimmt alles bis auf den halben Centime. Als ich in Burail weilte, hatte ich eine Unterhaltung mit dem Leiter des Magazins, einem „achtbaren und wohlgelittenen" Einbrecher, der sich mit seiner Frau sehr wohl befand, die im Verdacht stand, ihr eigenes Kind in der Seine ertränkt zu haben. Ueber die Lage der Kolonie im allgemeinen kann man sein Urteil dahin zusammenfassen, daß die freie Kolonisation des Landes infolge der Schwäche des französischen Systems keinen Erfolg gehabt hat. Wenn der Franzose, sei er Landwirt oder Handwerker, seine Heimat verläßt und sich zu einer der überseeischen französischen Besitzungen wendet, so hat er dort einen Beamten vor sich, einen an jeder Seite und einen hinter sich, damit er nicht von der Linie abweiche, die ihm die Weisheit der Regierung vorgeschrieben hat. Selbständig handeln zu wollen, hieße das Gesetzbuch verletzen und irgend einem Beamten zu nahe treten. Das Beamtentum hat überhaupt die wirtschaftliche Entwickelung unterbunden. Neucaledonien ist nichts weiter als eine französische Strafkolonie und ein wirtschaftliches Anhängsel Australiens, von dem die Zukunft des Landes mehr abhängig ist, als von dem fernen Frankreich. C. N.

Zur Geschichte der Visitenkarte. Die Visitenkarte ist nicht eine Erfindung der modernen Menschheit, der Gedanke eines müßigen Kopfes, sie stammt vielmehr aus dem Kulturlande China, aus der eigentlichen Heimat der Etikette, und ist dort schon ein sehr alter Brauch. Vor tausend Jahren und mehr haben die Chinesen sich ihrer bereits bedient; ihnen ist die Visitenkarte eine gesellschaftliche Unentbehrlichkeit geworden, ohne die sich nicht auskommen ließe. Es wäre geradezu unmöglich, den Grad der Vornehmheit eines Besuches, den man empfängt, zu bestimmen, besäße man dort nicht die Visitenkarte. Während bei uns Titel und Würden außer dem Namen auf der Karte prangen und den mehr oder minder vornehmen Charakter des Besuchers anzeigen, läßt sich in China der Rang nur an der Größe des Formats an der Karte erkennen. Je größer, desto vornehmer. Der außerordentliche Gesandte Englands, Lord Macartney, soll einst von dem Vizekönig von Petschili eine Visitenkarte von so riesenhafter Größe empfangen haben, daß sechs Diener sie herbeischleppen mußten. Das ganze Haus, in dem

der englische Würdenträger damals seine hohen Besuche erwartete, hätte man bequem darin einwickeln können.

Einem Wechsel in der Größe sind bei uns die Visitenkarten unterworfen, je nachdem es die herrschende Mode will, aber zu solch ungeheuerlichen Dimensionen, wie die chinesischen, wuchsen sie nie im entferntesten heran. Bei uns im Abendlande, insbesondere in Deutschland, kennt man die Visitenkarte kaum länger als anderthalb Jahrhunderte, und sie diente ursprünglich lediglich zur Anmeldung fürstlicher wie überhaupt vornehmer Besuche. Aber ihre Ausstattung war trotzdem eine überaus einfache — ein zierlicher Goldrand, der sich um den Namen schlang, das war alles. Später wurde man luxuriöser. Man schmückte sie mit allerhand Emblemen und Malereien. Die Visitenkarten Casanovas beispielsweise sollen — so wird berichtet — das Bild eines von einem Esel getragenen Banners enthalten haben, auf welchem der Name verzeichnet stand.

Mit der splendideren Ausstattung der Karte ging dann ihre mannigfaltigere Verwendung Hand in Hand. Man fing an, sie zur Ueberbringerin von Neujahrswünschen zu benutzen, versah sie mit allerhand Schnickschnack, Liebesleute parfümierten sie und benutzten sie dann zu Liebesbotschaften, und nicht lange danach schrieb man sich sogar einfache Grüße darauf, wie noch heutzutage. Allerdings ist jetzt der Gebrauch der Visitenkarten ein so ausgedehnter, ein solch verschiedener, daß man eigentlich schon von einem Mißbrauch reden könnte. Denn muß es nicht als Mißbrauch bezeichnet werden, wenn das zierliche Kärtchen seinem eigentlichen Daseinszweck dadurch entfremdet wird, daß man Konzessionen, Verträge, Küchenrezepte und allerhand andere prosaische und nüchterne Dinge darauf vermerkt? Wer hat nicht schon an sich selbst erfahren, wie peinlich es oft ist, wenn man seine Visitenkarten vergessen. Denn nächst dem Portemonnaie gehört das kleine Täschchen, in dem jene Kärtchen aufbewahrt werden, wohl zu den unentbehrlichsten Dingen des Gesellschaftsmenschen. Macht man eine neue Bekanntschaft, so tauscht man seine Karten aus; macht man einen Besuch, so schickt man zur Anmeldung seine Karte voran oder hinterläßt sie demjenigen, dem man einen Besuch zugedacht, ohne ihn anzutreffen. Will man sich vor seiner Abreise verabschieden, ohne Zeit zum persönlichen Abschied zu finden, so sendet man seine Visitenkarte mit dem Vermerk: „p. p. c.“, seine Teilnahme an einem Todesfall drückt man auf der Visitenkarte durch die Buchstaben: „p. c.“ aus, seine Glückwünsche durch: „p. f.“ Aber auch hierin ist die launische Mode Gebieterin. Mit der Zeit ändern sich auch die Ausdrucksformen. Aber nicht nur die Dienerin der Höflichkeit ist die Visitenkarte; sie wird zuweilen auch in den Dienst der Unhöflichkeit, der Grobheit gestellt, und da hat sie gewöhnlich eine sehr ernste Bedeutung. In Beleidigungsfällen fordern „Kavaliere“ sie einander gegenseitig ab, und sie leitet dann gewöhnlich eines jener Dramen ein, die wir „Duelle“ nennen und die nicht selten einen tragischen Ausgang nehmen. Die schönste und heiterste Bestimmung der Visitenkarte bleibt aber immer diejenige: Ueberbringerin von Glückwünschen zu sein.

Das Verschwinden der toten Tiere. Wo bleiben die Tiere, die eines natürlichen Todes sterben? Auf diese Frage hat wohl noch kein Naturforscher eine befriedigende Antwort geben können. Personen, die ihr ganzes Leben in der Nähe der wildreichen Gegenden des Indus, in Vorderindien zugebracht haben, versichern, daß sie noch nie die Leiche eines Tieres gesehen hätten, das nicht durch einen Menschen oder ein anderes Tier getötet worden wäre. Der Elefantenjäger Sanderson, der jahrelang Britisch-Indien nach allen Richtungen durchkreuzte, hat erklärt, nur zweimal die Leichen von Elefanten, die eines natürlichen Todes gestorben waren, gesehen zu haben. Auch die Hindus behaupten, daß sie noch nie die stofflichen Ueberreste eines Elefanten gesehen hätten, außer wenn eine Epidemie unter den Tieren herrschte. Die Thatsache ist so merkwürdig, daß die Scholaden im Bittigarudgung-Gebirge fest überzeugt sind, die Elefanten stürben keines natürlichen Todes, während die Kurrabas von Kakantote glauben, daß die Elefanten, wenn sie ihr Ende herannahen fühlten, sich nach einem Ort zurückzögen, den die Menschen nicht erreichen könnten. Bekanntlich erreichen Elefanten ein hohes Alter — bis 150 Jahre; — doch mögen sie noch so alt werden, einmal müssen sie sterben, und doch wurde noch nirgends eine Leiche gefunden.

Diese wunderbare Thatsache ist auch bei anderen Tieren zu konstatieren. Jeder, der auf dem Lande wohnt, wird bemerkt haben, daß er selten tote Feldmäuse, Eichhörnchen, Dachse, Igel, Wiesel und dergleichen angetroffen, welche eines natürlichen Todes gestorben sind. Ein Kaninchen stirbt vielleicht in seiner Höhle; wo aber bleiben die toten Vögel? Tausend und abertausend Sperlinge sterben jährlich, doch wann fände man — außer etwa nach einem Sturm oder bei Frost — ihre Leichen? Auch in den Gegenden, die von vielen wilden Tieren belebt sind, macht man diese Erfahrung. Tote Tiger, Bisons, Löwen usw. werden selten gefunden, wenn ihnen nicht der Jäger den Garaus gemacht oder eine Epidemie unter ihnen aufgeräumt hat. Kein Jäger, der seiner Jagdlust in den Tropen die Zügel schießen ließ, der die Dickichte nach allen Richtungen durchstreifte, hat je ein Tiergerippe entdeckt, und doch müßten während der Jahrhunderte, wo die Dickichte nicht betreten worden sind, die Gebeine krepierter Tiger, Elefanten usw. den Boden bedecken.

Dasselbe ist in Afrika der Fall, wo, als die ersten Kolonisten sich am Kap niederließen, es von Antilopen, Löwen, Giraffen, Zebras und Elefanten wimmelte, wo man jedoch von all diesen Bestien kaum einen Kadaver fand.

Auch der Jäger fragt sich: Wo bleiben die gestorbenen Tiere? Kriechen sie fort, um sich vor den Augen der Menschen zu verbergen? Verstecken sie sich an einem Platze, den noch kein menschlicher Fuß betreten? Warum aber hat man dann noch nicht einen solchen Platz entdeckt?

Den Eingeborenen Australiens ist es gleichfalls ein Rätsel, wo die Millionen toter Känguruhs und Beuteltiere bleiben, die dem Pfeil-, Gewehrschuß oder den Hunden entkommen. Gleicherweise können sich

die Bewohner von Ceylon das Wunder nicht erklären, weshalb es zu den größten Seltenheiten gehört, ein Tiergerippe zu finden. Die Singhalesen sind überzeugt, daß alle Tiere, wenn sie den Tod nahen fühlen, sich nach einem von den Bergen des Adams-Peak umgebenen Thal zurückziehen und dort am Ufer eines krystallklaren Sees den letzten Atem ausblasen. Niemand aber hat den See und seine Ufer bis jetzt finden können.

Gutes Gedächtnis. „Am 22. Dezember 1869 lag ich, während es rings um mich völlig dunkel war, im Bett und konnte nicht einschlafen. Um mich zu zerstreuen, machte ich mir das Vergnügen (!), die Quadratwurzel von 3000 .... (folgen 36 Nullen) auszuziehen. Ich fand als Resultat 177205 .... (folgen 15 Zahlen). Dann konnte ich endlich einschlafen. Am nächsten Morgen fiel mir die Wurzel plötzlich wieder ein, ich habe sie aufgeschrieben und dann nachgerechnet, ob sie richtig war, Sie stimmte genau." So drückte sich in einem Briefe an einen Freund der englische Mathematiker Wallis aus.

Phänomenale Gedächtnisse sind oft erblich. Da ist z. B. die Familie Bidder. Georg Bidder, der im Jahre 1806 als Sohn eines Steinschneiders geboren wurde und im Jahre 1878 als Direktor einer Eisenbahngesellschaft und sehr reicher Mann starb, verarbeitete wenige Stunden vor seinem Tode im Kopfe geradezu grauenerregende Multiplikationen: fünfzehn Ziffern im Multiplikant und eben so viel im Multiplikator. Als er zehn Jahre alt war, brauchte er weniger als zwei Minuten, um die Zinsen zu finden, die 4444 Guineen, welche zu $4^1/_2$ Prozent pro Jahr angelegt werden, in 4444 Tagen bringen. Einer seiner Brüder war ein fast ebenso hervorragender Mathematiker; ein anderer war ein Pastor, der das Alte und das Neue Testament vollständig auswendig wußte und in seinen Citaten aus der Bibel sich niemals hinsichtlich der Zahlen von Buch und Vers täuschte. Sein Sohn und seine Enkelkinder (auch die weiblichen) sind „Blitzrechner". Professor Asa Gray soll die ganze botanische Nomenklatur auswendig wissen, und Professor Theodor Gill ist auf dem Gebiete der Nomenklatur der Fische ebenso groß.

Alles dies ist aber eigentlich nicht so phänomenal, wie man glauben könnte. Viele Brahmanen wissen die 10000 Verse des Rig-Veda auswendig. Ebenso beherrschen zahlreiche Muselmanen den ganzen Koran und zahlreiche Chinesen sämtliche Bücher von Confucius und Mencius. Die polynesischen Häuptlinge sagen fortwährend ihre Genealogie her, die gewöhnlich so lang ist, daß man fünf bis sechs ganze Tage braucht. um sie vollständig „herunterzuleiern."

Der Luftballon als Tiefseeforscher. Als vor kurzem der Versuch gemacht wurde, das Mittelländische Meer im Luftballon zu überqueren, konnten die Luftschiffer zu ihrer Ueberraschung vom Luftballon aus in solche Tiefen des Meeres hinabblicken, in welche der in einem Schiffe fahrende Mensch nicht sehen kann. Diese Beobachtung ist aber durchaus nicht neu, und gerade in Frankreich schon früher praktisch verwertet worden. Dort gelang es nämlich, von der Gondel

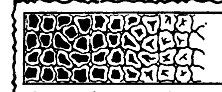
eines nur in mäßiger Höhe schwebenden Luftballons aus in einer Wassertiefe von 10 bis 22 Meter Torpedos aufzufinden, welche bei einer Gefechtsübung verloren gegangen waren. Hiernach machte man auch in Rußland den Versuch, in der Ostsee ein verloren gegangenes Schiff durch Beobachtung des Meeresgrundes vom Luftballon aus zu finden. Dieser russische Versuch mißlang, und man erklärte den Mißerfolg damit, daß man sagte, das betreffende Gewässer sei zu trübe gewesen, um dem Luftschiffer einen Durchblick zu gestatten. Vielleicht ist aber der Mißerfolg dem Umstand zuzuschreiben, daß der Ballon, von dem aus die Meeresuntersuchung erfolgte, zu hoch in der Luft schwebte; im Gegensatz zu den mäßigen Höhen bei den französischen Versuchen befand sich der russische Ballon 400 Meter hoch. Eine weitere Verfolgung der Sache erscheint schon deswegen als angezeigt, weil die Meeresgrundbeobachtung vom Luftballon aus nicht bloß zur Auffindung im Meer versunkener Gegenstände nutzbar gemacht werden kann, wiewohl auch dies unter Umständen wichtig genug ist. Aber da man in der jüngsten Zeit darauf ausgeht, einen Teil der Seekriege durch unterseeische, also von den Kriegsschiffen aus unsichtbare Boote zu führen, liegt vielleicht in der Benutzung des Ballons eine Waffe gegen diese unterseeischen Boote insofern, als die Ballonbeobachtung solche Unterseeboote offenbart. Danach würde also der Seekrieg der Zukunft auf dem Wasser und über dem Wasser geführt werden.

Das Porträt des Königs. In der Zeit, als die Schwester Friedrichs des Großen, die Herzogin von Braunschweig, bei ihrem königlichen Bruder in Berlin zum Besuch weilte, schenkte Friedrich II. eines Tages dem Grafen Schwerin eine Schnupftabaksdose, auf deren Deckel ein Esel gemalt war. Der Graf hatte den König kaum verlassen, als er seinen Diener mit der Dose zu einem Künstler schickte und denselben ersuchen ließ, den Esel zu entfernen und statt dessen — das Porträt des Königs auf die Dose zu malen. Nach einigen Tagen ließ der Graf seine Dose absichtlich, wie aus Versehen, auf der Tafel liegen, und der König, der die Herzogin veranlassen wollte, auf Kosten des Grafen zu lachen, erzählte, daß er ihm eine Dose geschenkt habe. Die Herzogin wünschte sie zu sehen. Man übergab sie ihr, und sobald sie einen Blick darauf geworfen hatte, wendete sie sich an den König mit den Worten: „Welche Aehnlichkeit! Wahrhaftig, Herr Bruder, es ist das eines der besten Porträts von dir, das ich bis jetzt gesehen habe. Wie aus dem Spiegel gestohlen!“ Der König geriet begreiflicherweise in Verlegenheit und meinte, man treibe den Scherz etwas zu weit. Die Herzogin gab die Dose ihrem Nachbar, sie wanderte so an der Tafel rund herum, und alle Anwesenden stimmten in der Behauptung überein, daß sie nie ein ähnlicheres Bild ihres Königs gesehen hätten! Dieser wußte nicht, was er denken sollte, bis die Dose endlich auch an ihn gelangte und er gewahr wurde, welchen Streich ihm Schwerin gespielt hatte. Er lachte nun selber von Herzen mit.

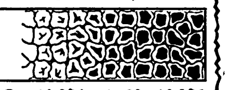
Aus der guten alten Zeit. In dem Archiv der Familie von Hardenberg befindet sich eine „Hausordnung“, welche der Statthalter Christoph von Hardenberg am 10. März 1686 erließ. Dieselbe ist in

der Hauptsache für die Dienerschaft bestimmt und enthält u. a. folgende Kraftstellen: „Wer nichts aus der Predigt behält, soll wie ein Hund, auf der Erde liegend, sein Mittagsbrot fressen.“ — „Wer in Briefe guckt, wenn sie auch offen da liegen, soll drei Tage hintereinander die Bastonnade erhalten und als infam fortgejagt werden.“ — „Wer die Zeit verschläft, dem sollen zwei seiner Kameraden je sechs Hiebe geben.“ — „Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüsseln mit Reverenz wieder abzunehmen. Wer aber nascht und Nase, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetits heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder ist schuldig, auf erhaltenen Befehl mit einer Reverenz hervorzutreten und deutlich und laut das Tischgebet zu sprechen. Wer stockt, empfängt sechs spanische Nasenstüber.“ — „So einer mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll er sich geberden, als wenn er sich wasche, während einer ihm Wasser auf die Hände gießt, dann aber soll ein anderer sie ihm mit zwei scharfen Ruten so lange abtrocknen, bis sie bluten. Desgleichen, wer ungekämmt aufwartet, solcher soll im Stall mit dem Pferdekampel tüchtig gekampelt werden.“ — „Wer sich mit ins Gespräch mischt, grinst oder laut lacht, soll vier Knippchen auf die Finger empfangen.“ — „Wer ein Glas übervoll einschenkt und es dann mit seinem eigenen Maule abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Peitschenordnung. Wer unreine Gläser präsentiert, kann wählen zwischen vier Ohrfeigen oder sechs Nasenstübern.“ — „Dieweil es auch ein schändliches und unleidentliches Werk, wenn die Bedienten langsam essen, so soll denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maul weggenommen werden. Wer die vorgesetzten Speisen nicht essen will, fastet die folgenden 24 Stunden ganz und gar.“ — „Sofern der Statthalter einem Bedienten etwas befiehlt und dieser läßt sich's beigehen, es wieder einem anderen zu befehlen, so soll er von dem, welchem er befohlen, vier Ohrfeigen empfangen.“ — „Haben sich zwei geprügelt, so sollen sie ihre Sache noch einmal, mit Stecken fechtend, in Gegenwart des Hofmeisters ausmachen, und wer den andern schont, soll Prügel erhalten.“ — „Wer ohne Erlaubnis ausgeht oder gegen den Herrn murrt, hat nach Umständen Peitsche, Kette oder Pfahl zu erwarten.“ — — Das ist, wie gesagt, nur einiges aus der ziemlich umfangreichen Gesetztafel. Wie sich die Zeiten doch geändert haben! Heute sind wir fast schon an das entgegengesetzte Extrem gelangt, und wenn es so weiter geht, werden bald die Dienstboten „Hausordnungen“ geben . . .





Rätsel-Ecke.



Auszähl-Rätsel.

D * R * V * L * A * A * T * N * E *

Die vorstehende Reihe von Buchstaben und Sternen ist auszuzählen mit einer bestimmten Zahl, die immer auf einen Buchstaben treffen muß. Die Sterne zählen mit, und mit dem ausgezählten Buchstaben wird stets wieder angefangen. Die Lösung ergiebt ein Wort von hohem Klang.

Magisches Buchstaben-Quadrat.

A	A	A	A	C
E	E	I	I	D
N	N	O	O	R
R	R	S	S	T
T	U	U	U	V

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten. Die fünf Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Eine der neun Musen.
2. Eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt.
3. Eine Göttin der Römer.
4. Eine Stadt in Afrika.
5i Einen bekannten Astronomen.

Tausch-Rätsel.

Hedwig, Palme, Regen, Mosel, Heller, Orden, Auster, Frankfurt, Eifel, Segel, Hase, Amsel, Wagen, Edfu, König.

Von jedem der obenstehenden Wörter ist die Anfangssilbe zu entfernen und an deren Stelle je eine der folgenden zu setzen:

au, brüs, cor, de, er, en, fen, gut, ho, il, lud, ro, u, ul, wie.

Nach richtiger Einstellung der Silben ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter den Namen eines Philosophen.

Scherzrezept.

Nimm eine Rübe und koche sie ganz,
Dazu von einer Maus den Schwanz,
Vom Uhu das Mittel,
Vom Rabenei ein Drittel;
Hierauf siebe es fein,
Thu' ein Viertel Mehl darein,
Ein Fünftel Essig dann
Und ein Sechstel vom Rettig dran!
Schau hin, die Mischung ist klar und rein —
Probiere, kaum giebt es besseren Wein.

Diamanträtsel.

B
. I .
. . S . .
B I S M A R CK
. . A . .
. R .
CK

Die Punkte der obigen Figur sollen durch Buchstaben ersetzt werden, sodaß sich Worte mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Teil des Auges.
2. Schmaler Weg.
3. Mädchenname.
4. Kanton der Schweiz.

Die zu verwendenden Buchstaben sind:

a, a, c, d, e, g, i, l, l, r, s, u.

Auflösungen aus Band XI.

Rätsel: Freier.

Umstellungsrätsel: Zola, Omar, Lama, Arad.

Silbenrätsel: Fröbel, Arno, Ulrich, Seume, Turban, Ursprung, Niger, Döbi, Gulden, Rudau, Emden, Tausend, Chile, Hobel, Eris, Norma.

Buchstabenrätsel: Lena, Lina, Luna.

Rätsel: Vielleicht.

Metamorphosenrätsel: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Buchstaben-Füllrätsel: Austern, Baunach, Braunau, Strauß, Reblaus, Ilmenau.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 924 6